# Sachſens Erhebung

und das

# Zuchthaus zu Waldheim.

Von

Auguſt Röckel.

---

Frankfurt a. M.

Commiſſion der Jaeger'ſchen Buch-, Papier- u. Landkarten-Handlung.

1835.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

# Vorwort.

Ueber den Zweck der Veröffentlichung dieſer Blätter etwas vorauszuſchicken, dürfte überflüſſig ſein: wenn nicht verfehlt, wird er ſich aus ihrer Wirkung ergeben.

Bezüglich der Form, in welcher die nachſtehenden Aufzeichnungen erſcheinen, habe ich die Nachſicht der Leſer zu erbitten. Stete Unterbrechungen, die Dürftigkeit der ſchriftlichen Notizen aus der Zeit meiner Gefangenſchaft, und endlich der Umſtand, daß der Druck gleichzeitig mit der Niederſchrift vorſchreiten mußte, möge den Mangel an ſyſtematiſcher Eintheilung, ſowie etwaige Wiederholungen und Irrthümer in Betreff der Zeitangaben in etwas entſchuldigen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# 1848.

Die Geſchichte Deutſchland's im Jahre 1848 läßt ſich in wenige Worte zuſammenfaſſen: kein Fürſt, der es aufrichtig gemeint hätte mit ſeinen Verſprechungen, kein Volk, das, wie oft auch ſchon getäuſcht, doch nicht abermals blind vertraut hätte — und betrogen worden wäre!

Als endlich eingetreten war, was alle Einſichtigen hatten kommen ſehen, was Mazzini, Lamennais, Proudhon und Andere ſeit Jahren vorhergeſagt: als Ludwig Philipp's Thron, von ihm ſelbſt unterwühlt, zuſammenbrach und alle Völker Europa's der wiedererſtandenen franzöſiſchen Republik zujubelten, ſelbſt da noch ließen es ſich die deutſchen Regierungen nicht träumen, daß die Bewegung den Rhein wohl überſchreiten und bis an ſie heranſtürmen könnte. Hatten ſie doch ſeit 1815 der Langmuth ihrer Völker das Erdenklichſte geboten, ohne Widerſtand zu finden, wie ſollten ſie, im Vollbeſitz der Macht, umringt von Bajonetten, Gensdarmen und Polizeiſchergen, etwas zu fürchten haben? Die Erinnerung an das Jahr 1830 in Deutſchland, mit ſeinen ſchwachen,

vereinzelten Regungen, konnte, wenn ihrer auch da und dort gedacht wurde, doch nur dazu dienen, das Sicherheitsgefühl noch zu erhöhen; denn wie ohnmächtig hatten sich jene Versuche nicht erwiesen, wie leicht waren sie nicht unterdrückt worden!

Doch die Bewegung drang dießmal in voller Kraft über den Rhein und schritt unaufhaltsam fort nach Osten, erst an Rußlands Grenzen ermattend; und überall begegnete sie derselben Erbärmlichkeit: zuerst stellte sich ihr der hochmüthigste, selbst die Anwendung von Kanonen und Kartätschen gegen das eigene Volk nicht scheuende Trotz, das entschiedenste: „Nie und nimmer!" entgegen, das sofort, wie die eigene Ohnmacht erkannt war, in die feigste Angst und die zuvorkommendste Bereitwilligkeit, Alles und Jedes zu versprechen und zu beschwören, umschlug.

So beugte sich ein stolzes Haupt nach dem andern, die Kleineren vor der bloßen Drohung schon, die zwei größten erst über Schaaren von Leichen. Und überall, in jedem unsrer Staaten wiederholte sich dasselbe Spiel: nicht ein Fürst ließ das Schicksal seines Nachbars sich zur Warnung dienen, Jedem mußten die Zugeständnisse abgezwungen werden, Keiner kam den berechtigten Forderungen des Volkes entgegen; ja selbst noch im Gewähren wurde gefeilscht und gemarkt, so lang es gehen wollte, bis endlich der ganze Preis ihren Händen entrungen war, — zu dessen Wiedererlangung sie schon vom nächsten Augenblick an jede List in Bewegung setzen.

Kein deutscher Fürst aber auch, der seinem be-

drängten Bruder in jenen Tagen beigestanden wäre. Sofort auf die erste Kunde von den Ereignissen in Paris, ward Baden von der Bewegung ergriffen — der Großherzog blieb verlassen, obwohl man sich in Berlin wie in Wien noch in vollste Sicherheit wiegte und entfernt nicht daran dachte, daß man selbst auch einen Kampf zu bestehen haben konnte. Von Baden schritt das Schicksal weiter nach Württemberg, Nassau, den beiden Hessen, Bayern, Hannover, Sachsen, überall an die Fürstenschlösser pochend, gleich dem mahnenden Gewissen; und überall blieben die Insassen sich selbst überlassen, Keiner eilte dem Andern zu Hülfe, Jeder mußte allein seine Rechnung schließen mit dem Volke. Ja, in unbegreiflicher Verblendung freute man sich sogar, der eignen Sicherheit gewiß, der Verlegenheiten seiner lieben Vettern, und verhöhnte sie ob ihrer Schwäche und Rathlosigkeit. Seit Jahren hatte in Berlin Nichts größeres Vergnügen erweckt, als die Kunde von dem Unterliegen der österreichischen Regierung in dem Straßenkampfe zu Wien. Als ob sie selbst einen Sieg errungen hätten, frohlockten die tapfern Gardeofficiere unter den Linden und ersehnten sich nur eine Gelegenheit, der Welt darthun zu können, wie das „herrliche Kriegsheer“ doch so ganz anders mit dem Volke, das zu mucksen wage, fertig zu werden verstehe!

Die schwerste Sünde der deutschen Fürsten sollte sich an ihnen selbst rächen, in ihrer eignen schweren Noth. Wie sie, zum Schutze ihrer partikularistischen Sonderinteressen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und

Einheit in den Völkern auszuretten gesucht, so hatten sie auch unter einander es verloren, und standen nun verlassen und vereinsamt, bis die Einheitsbestrebungen der Nation auch ihnen erst den Weg zeigten, das Verlorene wieder zu erringen.

Hatten die Fürsten nichts gelernt, so hatte dagegen das Volk Alles vergessen. Vergessen hatte es, daß kein Vertrag zu schließen war mit Denen, die keinen Vertrag für bindend erachten, der nicht ihren Vortheil sichert; die stets in „höheren Rücksichten" den handlichen Vorwand zu finden wußten, Wort und Eid zu brechen; die stets die ihnen anvertraute Gewalt mißbraucht hatten, um alle ihnen gesetzten Schranken einzureißen. Indem das Volk mit kindlichem Vertrauen auf's Neue den Schwüren Glauben schenkte, die nur der Angst abgerungen waren, hatte es sein eigenes Schicksal besiegelt. Am zweiten Tag des Sieges schon war die Revolution des Jahres 1848 verloren, denn sie blieb vor den Thronen stehen, statt über sie hinwegzugehen, wie sie es ihrem innersten Wesen und ihrer eigenen Sicherheit wegen thun mußte.

Ein gerechtes, wohlverdientes Urtheil war damals ergangen über Deutschlands Fürsten — das deutsche Volk aber hatte es nicht vollstreckt, und darum ward es selbst von dem Urtheil getroffen.

Als die Bewegung der Märztage Sachsen erreichte, stieß sie auf denselben zähen Widerstand, wie anderwärts. König Friedrich, persönlich ein wohlwollender Mann und mit Recht allgemein beliebt, war jedoch, was seine Fürstenstellung anlangte, vollständig von dem beschränktesten Geist des Gottesgnadenthums durchdrungen. Wohl hatte er bis dahin die Verfassung von 1832 treu aufrecht erhalten, allein sie selbst diente mehr zum Schmuck und zur Beschönigung der absoluten Macht, als zu einer Schranke derselben, und des Königs prunklose Neigungen führten nie zu Reibungen an der einen Stelle, wo die Landesvertretung ihm gleichberechtigt gegenüberstand in ihrem Recht der Geldbewilligung. Dagegen aber war ihm auch nirgends in politischen Fragen ein Zugeständniß, ein Fortschritt abzuringen gewesen, und nachdem zu Anfang 1843 der humane, aufgeklärte Minister von Lindenau der am Hofe immer mächtiger werdenden reaktionären Richtung weichen mußte, wurde der Widerstand gegen jede Forderung der Zeit immer schroffer, das willkürliche Gebaren der Regierung und des Beamtenthums immer rücksichtsloser. Selbst die strengste Handhabung der Censur konnte den an sie gestellten Forderungen nicht genügen, und eine Menge

freisinniger Zeitschriften wurden ohne Weiteres unterdrückt, wogegen das Ministerium durch eine Reihe in *seinem* Sinne gehaltener Blätter dem Volke Ersatz für jene zu bieten unternahm. Wie auf politischem Gebiete, so machte sich auch auf religiösem das Bestreben geltend, jede freiere Regung zurückzudämmen, während zugleich die Uebergriffe der Orthodoxie begünstigt wurden. Nichtsdestoweniger erhoben sich nur wenige und vereinzelte Klagen: man kannte es eben nicht besser, und nur die Gebildeten empfanden bitter dies „väterliche" Regiment, dessen ganzes Trachten dahin ging, das Volk in ewiger Kindheit zu erhalten.

Da geschah am 12. August 1845 zu Leipzig plötzlich ein Schlag, der durch das ganze Land drang und mit Einemmale die altgewohnten Gefühle des Volks für das Königshaus umwandelte.

Der Deutsch-Katholicismus hatte auch in Sachsen zahlreiche Anhänger, aber auch umso schärfere Anfeindungen von Seiten der Regierung gefunden, und der eifrig katholische Herzog Johann, Bruder und muthmaßlicher Thronfolger des Königs, wurde als der Urheber der bedrückenden Maßregeln bezeichnet. Als General-Commandant sämmtlicher Communal-Garden des Königreichs, war er am genannten Tag zu einer Revue der Communal-Garde nach Leipzig gekommen, bei der ihm aber, statt der üblichen Hoch's, nur ernstes Schweigen empfing, worauf er die Revue sofort abbrach und sich zurückzog. Während der Mittagstafel des Herzogs, die im hintern Salon eines an der Promenade liegen-

den Hôtels stattfand, war vor dem Letzteren eine Kompagnie Militär mit geladenen Gewehren aufgestellt, die, als einige Jungen vor dem Gasthause Rufe wie „es lebe Ronge!“ u. A. erschallen ließen, sofort und ohne Warnung unter die Menge der Spaziergänger feuerte und ein furchtbares Blutbad anrichtete. Greise und Jünglinge, Frauen und Mädchen der verschiedensten Stände bedeckten den Boden. Nie wurde officiell aufgeklärt, von Wem der Mordbefehl ausgegangen war, das ganze Land aber wies auf Herzog Johann, und auch in mehreren loyalen Schriften wurde ihm der Ruhm zugeschrieben, durch seine Energie den „Aufstand“ im Keime erstickt zu haben. Ein Schrei des Entsetzens durchflog die Stadt, der sich aber rasch in den Ruf „zu den Waffen!“ verwandelte, und nur das mächtige Zauberwort Robert Blum's konnte die, auf die erste Kunde von dem begangenen Gräuel wuthentbrannt herbeiströmenden Massen abhalten, sich auf das Militär zu stürzen. Herzog Johann verließ eiligst die Stadt, während der große Volksmann die Ruhe aufrecht erhielt — was damals schon ihm den unversöhnlichen Haß der regierenden Kreise zuzog, denn „unverschämt“ nannte es der erste Minister, v. Falkenstein, daß dieser ehemalige Klempnergeselle den Kampf zu verhindern wagte, daß er ihn verhindern konnte, daß gerade er und er allein, der Deutsch-Katholik und erklärte Demokrat, ihn verhindert hatte.

Während Robert Blum durch seine ergreifende Rede an den Gräbern der zahlreichen Opfer dieser

Stunde das Volk zu beschwichtigen, aber auch zu stählen suchte für die kommenden Tage, war der König übelberathen genug, sich selbst für den durch die Bürger Leipzig's schwer Gekränkten zu halten und die Deputation, welche diese Stadt sogleich an ihn entsandte, um Bericht über das Vorgefallene zu erstatten und strenge Untersuchung zu verlangen, gar nicht vorzulassen. Zugleich blieb es ungewiß, ob die unmittelbar nach jenen Vorgängen erfolgte Niederlegung des General-Commando's der Communal-Garden seitens des Herzogs Johann, der öffentlichen Meinung eine Sühne bieten, oder nicht vielmehr dem unehrerbietigen Geist der Bürgerwehr zur Strafe dienen sollte.

Das zu Leipzig so frevelhaft vergossene Blut hatte eine nicht mehr zu füllende Kluft zwischen dem Königshause und dem sächsischen Volke eröffnet, durch die fort und fort dieser rothe Strom dahin floß, den sechs Jahre später neue Blutwogen bis an den Rand füllen sollten. Von da an erwachte in Sachsen die entschiedene Opposition, die auch gleich noch in der Kammer desselben Jahres ihren Ausdruck fand, während auf der andern Seite die Reaktion immer kühner einherschritt und die allgemeine Unzufriedenheit nach Kräften steigerte.

Da traf die Kunde von den Ereignissen in Paris ein, und Leipzig, der Mittelpunkt des geistigen und politischen Volkslebens in Sachsen, ergriff auch jetzt schnell die Initiative. Unter Robert Blum's und Arnold Ruge's Leitung trat schon am 29. Februar eine Bürgerversammlung zusammen und beschloß eine Vorstellung an

den König um Preßfreiheit und Einberufung eines deutschen Parlamentes. Die zahlreichen Buchhändler Leipzig's reichten noch eine besondere Erklärung ein „gegen die Schmach der geistesmörderischen Censur," sowie gegen die willkürliche Unterdrückung von Büchern und Zeitschriften. Die Stadtverordneten endlich erließen eine noch weiter gehende Adresse an den König, worin zugleich der Rücktritt des Ministeriums und ein auf das allgemeine Wahlrecht gegründetes Wahlgesetz verlangt wurde. Freiheit des Wortes, politische Gleichberechtigung aller mündigen, unbescholtenen Staatsbürger, und Herstellung des großen, einigen, deutschen Vaterlandes, repräsentirt zunächst durch eine Nationalvertretung, das waren die in ganz Sachsen lauten Wiederhall findenden Forderungen Leipzig's.

Und dieser gewaltigen Bewegung suchte man von Seiten der Regierung dadurch zu begegnen, daß die Leipziger Kreisdirektion sämmtliche Censoren um sich versammelte, sie mit verschärften Instruktionen versah und sie besonders beauftragte, keine Besprechung der Ereignisse in Frankreich, Baden und Württemberg zu dulden!

Der König seinerseits bekundete eine gleiche Unfähigkeit, die Zeit richtig zu erfassen. Mit großer Rührung, die bis zu Thränen ging, hörte er die Abgeordneten an und gab ihnen seine Antwort dann schriftlich, dahin gehend, daß die große Mehrheit der Einwohner Leipzig's gewiß diesen unpassenden Wünschen fremd sei; daß es den Stadtverordneten gar nicht zustehe, dergle-

chen an den König zu bringen, der ihnen aber als den, von einer kleinen extremen Partei Verführten, ihren Fehltritt nachsehen wolle.

Gegen 9 Uhr Abends am 2. März kehrte die Deputation mit diesem Bescheid nach Leipzig zurück und mußte ihn sofort den seit Stunden auf dem Marktplatz harrenden Tausenden vom Rathhause herab mittheilen. Die Vorlesung konnte nicht zu Ende gebracht werden, die allgemeine Entrüstung unterbrach sie, und abermals mußte Robert Blum hervortreten und einem thätlichen Ausbruch der empörten Gefühle der Menge durch das Versprechen vorbeugen, daß die Stadtverordneten sich den nächsten Morgen schon in einer zweiten, noch entschiedeneren Aufforderung an den König wenden würden.

Während die Aufregung des ganzen Landes von Tag zu Tag stieg, und Deputationen mit ähnlichen Forderungen wie die Leipzig's von allen Seiten nach Dresden kamen, vermochte der König noch immer nicht den Gedanken zu fassen, daß er sich der Gefahr einer Revolution gegenüber sah und nicht mehr *sein* Wille der maßgebende war. Mit kleinlicher Pedanterie klammerte er sich an ohnmächtige Formen und hoffte durch diese den gewaltigen Andrang des Volkswillens zurückdämmen zu können. Nur durch die Vermittlung der Stände, entgegnete er beharrlich, seien Bitten und Wünsche des Volkes an ihn zu bringen. Dem Verlangen nach sofortiger Einberufung des Landtags begegnete er durch eine Berufung in zwei Monaten, wo man sich dann über Alles, was das wirkliche Wohl des

Staates erheische verständigen werde und auch einer Vorlage über die Presse gewärtig sein dürfe. Die Forderung eines Ministerwechsels aber wies er als Eingriff in seine Herrscherrechte höchst ungnädig zurück.

Eine feinere Fühlung, als König Friedrich, die in jenen Tagen wahrlich nicht schwer war, bekundete der Minister des Innern, von Falkenstein: seiner allgemeinen Unbeliebtheit sich bewußt, reichte er seine Entlassung ein und bestand, trotz des Königs Weigern, darauf, abzutreten. Auch dieser Rücktritt des Ersten seiner Getreuen vermochte den König nicht zur Einsicht zu bringen. Leipzig's Stadtrath und Stadtverordnete erließen nunmehr vereint eine zweite Eingabe, in welcher, ohne weitere Begründung, nicht mehr Bitten und Wünsche, ja kaum noch Forderungen ausgesprochen waren, sondern ganz einfache Erklärungen, wie: die Presse ist gesetzlich frei; der Rücktritt Falkenstein's genügt nicht; umgibt der König nicht sofort sich mit andern Ministern, ist für die Ruhe des Landes nicht mehr zu stehen. —

Sollte bis nächsten Sonntag der König diesen Vorstellungen nicht entsprochen haben, so war beschlossen, daß die Bürgerschaft in Masse eine Fahrt nach Dresden unternehmen werde.

Wie sehr auch in der Residenz die Regierungs-Behörden unter den doppelten Schlägen der Nachrichten von den Vorgängen im eigenen Lande, wie in allen andern deutschen Staaten, immer mehr den Kopf verloren und der völligsten Ohnmacht und Rathlosigkeit verfielen,

der König selbst blieb hartnäckig und beharrte nur umso eigensinniger auf jedem Buchstaben seiner souveränen Willensfreiheit, die er dem Volkswillen auch jetzt noch direkt entgegensetzen zu lassen glaubte. Die sechs Städte Zwickau, Werdau, Crimmitzschau, Meerane, Glauchau und Waldenburg sandten gleichzeitig Abgeordnete mit Adressen nach Dresden. Dem Wortführer der Deputation, Bürgermeister Linke von Werdau, erwiederte der König: „Ich verweise Sie auf meine öffentliche Bekanntmachung. Verlangen, die billigen, bescheidenen Wünschen entsprechen, werde ich dem nächsten Landtag (in zwei Monaten) vorlegen." Majestät, antwortete der Bürgermeister Schwedler von Meerane, Sie erlauben — „Nein, Nein, Nein, Nein!" unterbrach ihn der König heftig, „unbillige Wünsche werde ich nicht berücksichtigen, ich kann mich mit Ihnen nicht in Diskussion einlassen. Ich habe Ihnen Nichts zu sagen, als: Leben Sie wohl!" Und als Schwedler noch einmal sprechen wollte, fiel der König sogleich ein: „Ich habe Ihnen weiter Nichts zu sagen, als: Leben Sie wohl!"

In solcher Weise ward, selbst von einem der besten deutschen Fürsten, in diesen entscheidenden Tagen das Volk zur Thüre hinausgewiesen! Der Gnade und dem Gutdünken seines souveränen Herrn, bei dem die jahrelangen Anträge und Beschlüsse der Abgeordneten keine Gewährung gefunden hatten, sollte es auch jetzt noch die Entscheidung anheimgeben!

Das war zu viel. Ganz Leipzig rüstete sich zum Zuge nach Dresden. Eine freiwillige Steuer wurde aus-

geschrieben, um die nöthigen Mittel aufzubringen. Zugleich erweiterte die Communalgarde ihre Reihen durch Freiwillige, um sowohl gegen Excesse der aufgeregten Volksmenge als auch gegen militärisches Einschreiten gerüstet zu sein, und selbst die reichsten Kaufleute trugen willig große Summen bei zur Anschaffung von Waffen.

Die allgemeine Unruhe steigerte sich noch durch die Nachricht von der Zusammenziehung großer preußischer Truppenmassen an der nördlichen Grenze, nahe bei Leipzig, und man schloß, wohl nicht ohne Grund, daß die Haltung des Königs wesentlich bestimmt sei durch Weisungen von Berlin. Indessen hatte die Kunde von dem angedrohten Massenzug die größte Bestürzung in Dresden erweckt. Kleine Deputationen verstand man abzufertigen, Tausenden gegenüber schwand der Muth. Das sächsische Militär war zumeist nach Leipzig, als dem Heerd der Unruhe, dirigirt, den es umzingelt hielt; das bis dahin noch ruhige Dresden war beinahe entblößt. Man rief die Communalgarde der Residenz zu den Waffen, ließ die Brücke und die Hauptplätze der Stadt von ihr besetzen, und fühlte sich doch immer noch nicht sicher vor dem Schreckgespenste eines Massenbesuchs aus Leipzig!

Indessen drohte nicht nur Leipzig allein. Viele Städte beschlossen, sich dem dortigen Zuge anzuschließen: es sollte eine Völkerwanderung des ganzen Landes dem König die allgemeinen Wünsche vorlegen, und in Dresden selbst kam es zu lauten Kundgebungen, die nur durch die Bemühungen des hochgeachteten Professors

Wigard in den gehörigen Schranken gehalten wurden, was nicht verhinderte, daß Viele später deßhalb Verurtheilungen zu erleiden hatten.

Da endlich eilte der ehemalige Minister von Lindenau aus seiner Zurückgezogenheit zum Könige und klärte ihn über die wahre Lage der Dinge auf. Minister von Carlowitz, der nach Leipzig gegangen war und dort, statt der erwarteten lärmenden Pöbelhaufen, eine ruhige, aber eisenfest entschlossene und durchaus einige Bevölkerung gefunden hatte, kehrte zurück mit dem Bericht dessen, was er gesehen; und selbst die sächsischen Officiere beschwerten sich in einer Eingabe bitter über das Heranziehen preußischer Truppen gegen Leipzig. Von dieser letzteren Thatsache schien der König gar keine Kenntniß gehabt zu haben. Das Verlangen nach militärischer Unterstützung war ohne sein Vorwissen von den Ministern an die preußische Regierung gestellt, und von dieser bereitwillig gewährt worden. So in seinem Herrscherstolz verletzt und seither durch die lügenhaftesten Berichte über die Stimmung des Volkes von ihnen getäuscht, entließ der König das Ministerium auf's Ungnädigste und berief an ihrer Stelle die Abgeordneten Dr. Braun, Georgi, Oberländer, v. d. Pfordten und den General von Holtzendorff um sich. Zugleich wurde in einer Proklamation die volle Gewährung aller an ihn gebrachten Volkswünsche zugesichert, darunter namentlich: Aufhebung der Censur, Einführung der Schwurgerichte, Reform des Wahlgesetzes, Ablösung der Zehnten und Feudalrechte u. s. w.

Das geschah am 13. März, und während ganz Dresden zur Feier des unblutig errungenen Sieges in einem Lichtmeer schwamm, und der König, wo er sich zeigte, mit lautem Jubel begrüßt wurde, tobte in Wien der furchtbarste Kampf, der sechs Tage später auch in Berlin den *ersten* Aufzug der deutschen Revolution abschließen sollte.

Die Ereigniſſe des Jahres 1848 trafen mich als königlichen Muſikdirektor beim Hoftheater zu Dresden, welche Stelle ich ſeit fünf Jahren bekleidete. Mein vielbewegtes Leben hatte mich ſchon in früher Jugend zum unmittelbaren Zeugen großer politiſcher Ereigniſſe gemacht, die nicht ohne dauernde Einwirkung auf mein ganzes Denken und Fühlen bleiben konnten. Aus Aachen, wo ich bereits als Schüler in die widerlichen Zänkereien zwiſchen Katholiken und Proteſtanten eingeweiht wurde und eine gründliche Verachtung aller Formen- und Scheinreligion einſog, war ich Anfangs 1830 noch früh genug nach Paris gekommen, um die Bedeutung der an mir vorüberbrauſenden Julirevolution begreifen zu können, während ich Lafayette, Laffitte, Marraſt und andere Führer der Bewegung kennen lernte. Im Laufe der nächſten unruhvollen Jahre führte mich der Zufall auch in die Kreiſe ſpaniſcher und portugieſiſcher Flüchtlinge, deren Erzählungen von dem wahnwitzigen Treiben des Pfaffenknechtes Don Carlos, und den Gräueln, die der zwiefach meineidige Thronräuber Don Miguel, eben ſo wie jener, mit Beiſtimmung und Hülfe deutſcher „legitimer“ Regierungen verübte, meinen Haß gegen Heuchelei und Willkür noch verſtärkten — ein Gefühl, das nicht

wohl gemildert werden konnte durch den Anblick der vielen, nach dem heldenmüthigſten Kampf aus ihrem Vaterlande vertriebenen Polen. Nachdem ſo mein Herz mit Bitterkeit erfüllt worden war durch das frevelhafte Gebahren der Herren „von Gottes Gnaden", führte mich das Jahr 1832 nach England, wo ich an der großartigen Reformbewegung erkennen lernte, wie die tiefgreifendſten ſtaatlichen Umwandlungen ſich leicht und friedlich vollziehen können, ſobald die Regierung nur ihre Stellung als Dienerin des Staates begreift und die hieraus ihr erwachſenden Aufgaben ehrlich vollzieht. Unter den freien Inſtitutionen dieſes Landes herangereift und vom ihrem Geiſte erfüllt, konnten doch weder die über deutſche Zuſtände herüberdringenden Nachrichten, noch die bei jeder Gelegenheit ſich kundgebende Mißachtung unſerer Nation im Auslande das ſchmerzlich wachſende Heimweh in meiner Bruſt vermindern, und ſo kehrte ich im Jahre 1838, ſehnſuchtsvollen Herzens, zurück nach dem lang vermißten Vaterlande.

Wie der im engen, wohlvertrauten Kreiſe Aufgewachſene die Verwirklichung all ſeiner Träume von Schönheit und Vortrefflichkeit in die Ferne zu verlegen pflegt, ſo verklärt ſich dem Andern, der früh das Vaterland verlaſſen, die Heimath zum Inbegriff alles Guten und Herrlichen; und während Jener nach Befriedigung hinausſtrebt in die Weite, zieht es Dieſen zurück nach der Geburtsſtätte.

Wird auch dem Wahne, der Alles, was die Fremde vermiſſen läßt, im trauten Heimathlande wiederzufinden

hoffte, die Enttäuschung nie erspart: so bitter, wie mir, konnte sie doch nur dem Deutschen werden. Dieses herrliche, gesegnete Land inmitten Europa's, zerrissen und zerfetzt in einige hundert Stücke, die, oft in weiter Entfernung von einander, zu zehn und zwanzig einen Staat bilden. Diese große, mit den höchsten Gaben des Geistes und des Herzens reich beschenkte Nation von 45 Millionen, zerfallen in nicht weniger als 36 verschiedene „Völker", denen der deutsche Nachbar jenseits der bunten Grenzpfähle schon ein „Ausländer" war. An ihrer Spitze dieser maskeradenhafte Flittertand, dieser kindisch-feierliche Pomp, dieses ganze, eben so nichtige, als wichtigthuende Treiben der Höfe; diese hohle Aufgeblasenheit eines Adels, der, statt dem Volke ein Führer und Vertreter zu sein, bei vollständigstem Mangel alles ernsten, höheren Strebens, sein Spiel nur mit Bändchen und Kreuzchen und Sternchen, mit Frivolitäten der läppischsten, wenn nicht verwerflichsten Art hat; diese brutale Willkür der Regierungen nach innen, ihre Ohnmacht nach Außen und ihr verächtliches Kriegen, jetzt vor dem nordischen Schirmherrn, wie dereinst vor dem korsischen Eroberer; dieser protzige Uebermuth des Militärs und des Beamtenthums; und alledem gegenüber dieser Mangel alles Selbstgefühls, diese Schaafsgeduld und knechtische Ergebenheit des Volkes — schon dieser ganz allgemeine Charakter unserer deutschen Zustände mit seinem vollständigen Mangel an Scham und Würde, Pflichtgefühl und Rechtsachtung, erfüllte mich mit Ekel und Abscheu.

Bestimmte Vorgänge erst, wie z. B. die Verurtheilung des Dr. Eisenmann, des Bürgermeisters Behr und Anderer zur kniefälligen Abbitte vor dem Bilde des Königs Ludwig von Bayern und theilweise zu lebenslänglichem Kerker, wegen der, unter k. Censur veröffentlichten Meinungsäußerung, daß der deutschen Nation Verfassungszustände heilsam sein dürften, wie sie später von allen deutschen Fürsten eidlich zugesagt, freilich aber trotzdem bis heute nicht gewährt wurden; die wiederrechtliche Einkerkerung Jordan's und so vieler Anderer in fast allen deutschen Ländern; der Kerkermord Weidig's in Darmstadt; der Verzweiflungs-Selbstmord Mastorf's und Bertholdi's in den Gefängnissen des Königsteins in Sachsen; die wiederholten Verfassungsbrüche in Hessen-Cassel, Hannover, Nassau u. s. w. und die stete Inkompetenz des Bundestags, diesen wie allen andern fürstlichen Verrathen gegenüber; die ungescheute Aussprache und allseitig praktische Bethätigung jener frevelhaften Souveränetätslehre, die das ganze Volk als rechts- und willenlose Heerde dem freien Belieben seiner „angebornen Herren" überweist; die Entwürdigung der Religion und Kirche zur feilen Handlangerin der Tyrannei; die absichtliche Verdummung der Massen, sowie ihre gründliche Demoralisirung durch das allseitige Anempfehlen des beschränktesten Egoismus — Jeder sorge nur für sich! — durch die Verpönung aller Theilnahme an den großen Fragen der Gemeinschaft, durch die Einschärfung eines blinden, unbedingten Gehorsams gegen die „gottgesetzte" Obrigkeit; die Un-

terdrückung des freien Worts, wie jeder Selbstbestimmung; das bis in's Heiligthum des Hauses und der Familie sich eindrängende Spionir- und Denunciationswesen — kurz, dieser ganze Pfuhl von Abscheulichkeiten jeder Art mußte die Seele des Neu-Eintretenden in eine Empörung versetzen, wie sie Denen nur schwer verständlich sein konnte, die, in solchen schmachvollen Zuständen herangewachsen, längst hineingewohnt waren und nur bei einzelnen, allzu schamlosen Ausschreitungen einen leisen, hochverrätherischen Zweifel an deren Zuständigkeit in ihrer Brust niederzukämpfen hatten.

So ist es denn auch leicht begreiflich, daß meine ganze Seele der gewaltigen, erlösenden Bewegung der Märztage wonnetrunken entgegenschlug und jubelnd den finstern Alp abschüttelte, der sie schwerer wohl bedrückt hatte, als viele Andere.

Noch mitten in den Jubel über die endlich erlangte Zusage einer Erfüllung der, zum Theil seit Jahren schon geltend gemachten Volkswünsche, traf die Nachricht von der siegreichen Erhebung Wien's und dem Sturze Metternich's, wenige Tage später die Kunde des blutigen Kampfes in Berlin, der den erst so hartnäckig widerstrebenden König zu den demüthigsten Versöhnungsversuchen, und den Prinzen von Preußen — nachdem er kurz vorher noch geschworen, die Hohenzollern würden nur „mit Ehren" fallen — bewogen hatte, verkleidet und mit abrasirtem Schnurrbart auf Seitenwegen die Flucht zu ergreifen.

So schien denn verwirklicht, was bis zu diesen denkwürdigen Tagen ein kaum über die Lippen sich wagender Traum der Kühnsten gewesen war. Ein rasch dahin brausender Sturm hatte alle Fesseln zerbrochen: die Nation war frei, Herrin ihrer Geschicke; kein Feind erhob mehr sein stolzes Haupt innerhalb der Marken Deutschlands. Ein Wonnerausch erfüllte das ganze Vaterland bis in die entlegensten Hütten!

Das Volk glaubte in die Aufrichtigkeit der fürstlichen Verheißungen, und wenn je ein solcher Wahn verzeihlich schien, so war es damals der Fall. Alles,

Alles hatte das siegreiche Volk verziehen und vergessen, nicht Einen der gekrönten oder ungekrönten Frevler an seinen heiligsten Rechten zur Strafe gezogen! Und wenn König Friedrich Wilhelm IV. als Besiegter ausrief: „Mein Volk hat so edel an mir gehandelt, daß ich es ihm nie vergelten kann", so sprach er nur im Namen aller seiner Mitfürsten, deren kaum Einer minder schuldbeladen war, als er, wenn auch das Gefühl der Ohnmacht sie abgehalten hatte, die Entscheidung der letzten Tage den Waffen anheim zu geben. Edel und hochherzig war jenes Vertrauen — allein es mußte getäuscht werden.

Mit Fürsten ist kein Vertrag zu schließen, sie bändigt nur der Zwang. Es liegt dies in einer höhern Nothwendigkeit der Dinge. Das Fürstenthum von Gottesgnaden muß seinem Wesen gemäß nach unbeschränkter Herrschaft ringen, denn es ist bestimmt das Volk zur Erkenntniß, zur Erringung und endlich zur Sicherstellung seiner Rechte heranzubilden, und diese Aufgabe wird nicht gelöst durch freiwillige Gewähr, sondern nur durch hartnäckige, kein Mittel scheuende Vorenthaltung dieser Rechte. In diesem Sinne ist es recht eigentlich eine Pflicht des Fürstenthumes, jeder Schwäche, jedem Fehler des Volkes die Strafe sogleich folgen zu lassen; denn gerade die höchsten Güter des Lebens dürfen am allerwenigsten geschenkt werden, und der segensreiche Fluch: „Im Schweiße deines Angesichts u. s. w." ist auch den Nationen gesprochen.

Wie in allen deutſchen Fürſtenſchlöſſern, ſo herrſchte auch in dem zu Dresden, während draußen die auf halbem Wege ſtehen gebliebene Menge jubelte und dem Könige Lebehoch's brachte, ein finſterer, rachedürſtender Grimm, den zu beobachten mir meine Stellung in der Nähe des Hofes alle Gelegenheit bot. Der Schlag war furchtbar geweſen; allein ſobald nur die erſte Betäubung wich, hob ſich auch die Hoffnung wieder, denn man erkannte raſch, daß die verloren gewähnte Macht den durch Schreck gelähmten Händen nur momentan entglitten, von der andern Seite aber nicht in Beſitz genommen war, und daher mit nur einiger Vorſicht leicht wieder geſichert werden konnte. So entſpann ſich denn auch gleich von Fürſtenſchloß zu Fürſtenſchloß eine raſtloſe, unheimliche Geſchäftigkeit, um die zerriſſenen Maſchen des Netzes, das bisher den Rieſen „Volk" umſchlungen gehalten hatte, wieder feſt zu verknüpfen.

Die thatſächlichen Veränderungen, welche die Märztage in Sachſen bewirkt hatten, beſchränkten ſich auf den Wegfall der Cenſur, und einen Miniſterwechſel. Das Ergebniß des Letztern konnte nicht günſtiger ſein für den Hof. Ueber Hrn. v. d. Pfordten, der an der Spitze des neuen Miniſteriums ſtand, heute noch ein Wort zu verlieren, wäre überflüſſig. Er hat ſpäter in Bayern nur geübt, was er in Sachſen anzubahnen ſuchte; und wenn ihn König Max endlich im Jahre 1859 entfernen mußte, weil er „Frieden haben wollte mit ſeinem Volke", ſo iſt damit wohl Alles geſagt, was zur Charakteriſirung dieſes „Märzminiſters" nöthig ſein kann. Dem ſächſiſchen

Volke jedoch sei es bezeugt: Herr v. d. Pfordten hatte Niemand getäuscht, am wenigsten die Demokratie. Das allgemeine Mißtrauen verfolgte ihn vom ersten Tage an. Braun und Georgi waren Liberale alten Schlags — sie haben sich bis heute nicht die allerhöchste Gunst verscherzt. Der Kriegsminister v. Holtzendorff, ein bloßer Soldat, hatte nie beansprucht mehr zu sein, als der blind ergebene Diener seines Kriegsherrn, und war daher auch weit entfernt sich die ihm zugeschriebene Betheiligung an der Metzelei des 12. August 1845 in Leipzig anders, als zur Ehre zu rechnen. Martin Oberländer, dessen im ganzen Lande hochgefeierter Name allein diesem Ministerium zur Deckung diente, war der treueste Repräsentant des wahren sächsischen Volksgeistes, seiner Vorzüge, wie seiner Schwächen. Rein und ohne Arg bis in's Innerste seiner Seele, durchdrungen von der heiligen Wahrheit dessen, was er bisher so standhaft vertreten und jetzt endlich durchführen sollte, kannte er kein Mißtrauen und baute felsenfest auf des Königs vollste Aufrichtigkeit. So ließ er sich täuschen bis zur letzten Stunde, und wenn sein klarer Verstand ihn wohl zuweilen warnen mochte, so verscheuchte sein weiches, ehrliches Gemüth doch schnell die Sorge mit dem zuversichtlichen: „Es kann ja nicht sein: es wäre ja zu schändlich!“

Dies waren die Männer, welche berufen wurden, die inneren Zustände Sachsens gänzlich umzugestalten und die Wiedergeburt Deutschlands, so weit es an ihnen lag, zu bewirken. Oberländer — von dem allein hier

die Rede ſein kann — ſtand völlig iſolirt. War auch das ganze Miniſterium, weil aufgedrungen, nach Oben hin ſehr mißliebig, ſo traf Oberländer doch, ſowohl ſeiner politiſchen Richtung und Unbeſtechlichkeit wegen, als auch, weil er ganz die Liebe und das Vertrauen des Volkes beſaß, der beſondere Haß des Hofes. War es doch die Revolution ſelbſt, die man in ihm anerkennen ſollte! Wie er von dieſer Seite nur den zäheſten Widerſtand zu erwarten hatte, ſo auch nach unten, von Seiten des geſammten Beamtenthums. Die ganze faktiſche Gewalt hatte unter den letzten Fürſten in Händen der Bureaukratie gelegen, und dieſe war nichts weniger als geneigt, zu Neuerungen mitzuwirken, die ſie der lieb-gewonnenen Macht berauben mußten, ſelbſt wenn die Abſicht des Hofes, durch Verſprechungen und Hinhalten nur Zeit zu gewinnen, nicht ſo offen zu Tage gelegen wäre und die zu beobachtende Taktik klar bezeichnet hätte. Dieſe von allen Seiten ihn umringenden Schwierigkeiten zu überwinden, hätte Oberländer ein Mann von rückſichtsloſer Energie ſein müſſen, mit Feſtigkeit die Gewalt ergreifend und durch die Entſchiedenheit ſeines Vorgehens jede Hoffnung eines Widerſtandes niedertretend. Das war dieſem weichen Gefühlsmenſchen nicht gegeben; zart und ſchonend überließ er die ganze Macht den Gegnern, ſtets hoffend, durch Geduld und Nachgiebigkeit morgen zu erringen, was ihm heute noch vorenthalten blieb, und ſo bei lauterſter Abſicht der Reaktion die Wege bereitend.

Anders auf Seiten des Volkes. Eine ungeahnte Rührigkeit entfaltete ſich hier. Das ganze Land bedeckte

sich mit politischen Vereinen, die sich schnell zu einem Ganzen organisirten. Die entschieden demokratische Partei hatte sich in dem Vaterlandsverein zusammengefunden. Sein Programm lag in dem Wahlspruch: „Des Volkes Wille ist Gesetz", und er ließ demnach auch die Frage, ob Monarchie oder Republik, offen. Der Vaterlandsverein zählte über hunderttausend Mitglieder. Ihm gegenüber stand der „deutsche Verein", das liberale Bürgerthum umfassend, welches, stets bereit zu folgen, dem Geist der Zeit gemäß seinen eigentlichen Wahlspruch: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" in „Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage" umgewandelt hatte, als aber die Entscheidungsstunde für diese breiteste demokratische Grundlage schlug, schnell wieder die erste Fahne aufsteckte. Die deutschen Vereine hatten es schwerlich auf zwanzigtausend Mitglieder gebracht und waren in den spätern, auf Grund des allgemeinen Wahlrechts berufenen Kammern nur durch eine verschwindende Minorität vertreten. Gegen Ende des Jahres bildete sich zur Linken des Vaterlandsvereins eine kleine Gruppe mit ausgesprochen republikanischer Tendenz, die aber ohne jede Bedeutung blieb, während der deutsche Verein aus seiner Mitte den reaktionären „Constitutionellen Verein" gebar, den schließlichen Erben der ganzen Bewegung.

Gleichzeitig mit dem ganz neuen Vereinsleben tauchten auch, begünstigt durch die Preßfreiheit und die Aufgeregtheit der Geister, eine große Menge neuer Blätter auf, fast ausnahmslos politischen Erörterungen mit größtentheils radikaler Tendenz gewidmet.

Wenn dieſe gewaltige Gährung des Volkes die Reaktion wirklich anfangs ſo weit einſchüchterte, daß ſie ſich verloren glaubte, ſo war dieſe Befürchtung doch ſehr unbegründet, und ein ruhiger Blick auf die ganze Lage der Dinge mußte ihr ſchnell das Gefühl der Sicherheit wiedergeben. Die Reaktion beſaß den großen Vortheil einer wohlgeſchulten Disciplin und einer innigen Verbindung unter ſich in allen Staaten Europa's, mittelſt welcher der von Metternich auf ſeiner Flucht in Brüſſel entworfene Feldzugsplan gegen die Revolution auf's Pünktlichſte durchgeführt werden konnte. Ueberdies war ſie thatſächlich im Beſitz der ganzen Macht verblieben und hatte zunächſt eigentlich keine andere Aufgabe als nur die, jede Befeſtigung der neuen Zuſtände zu hintertreiben, gleichzeitig aber auch jeden offenen Conflikt zu vermeiden, bis die kurzathmige Begeiſterung des ruheliebenden deutſchen Volkes an dem zähen, elaſtiſchen Widerſtand ſo weit erlahmt war, daß ein aktives Vorgehen zur Beſeitigung aller Spuren der Bewegung und Rückführung der alten Zuſtände ohne Gefahr erſcheinen mochte. Die Sache der Reaktion war gewonnen von dem Tage an, wo das Volk leichtgläubig genug geweſen, die Durchführung ſeiner Anſprüche eben Denjenigen vertrauensvoll zu überlaſſen, welche ihm bis daher die Gewährung auch des beſcheidenſten Wunſches hochmüthig verſagt hatten.

Auf Seiten der Volkspartei dagegen waltete ſtatt dieſer Klarheit des Weges und Sicherheit der Mittel das direkte Gegentheil. Reine Abſichten, edle Begeiſte-

rung, ſelbſtloſe Opferwilligkeit übergenug, um auch das Größte und Schwierigſte erreichen zu können, dabei aber keine Einheit der Richtung, keine Uebereinſtimmung in Betreff der Mittel und Wege, und in Folge deſſen keine Unterordnung, keine Organiſation, keine Disciplin, wie die Zeit ſie erfordert hätte. Zwieſpalt über das Was nicht minder als über das Wie. Was Wunder, daß der Gegner täglich mehr an Boden gewann? Er handelte, während hier nur geſprochen wurde. In der Politik aber, wie im Leben überhaupt, erringt den Sieg nur die zweckmäßig berechnete That, während das bloße gute Wollen ſtets unfruchtbar bleibt.

Indeſſen, mochten die Führer des Volks die Nachtheile, unter denen ſie zu ringen hatten, immerhin noch ſo klar erkennen, ſie konnten darum doch keinen andern Weg einſchlagen. Ihre Aufgabe war vor Allem eine ſittliche: ſie hatten das Volk, ja ſich ſelbſt erſt innerlich zu klären, zur Erkenntniß ihrer politiſchen Pflichten und Rechte heranzubilden und die erſtrebte Neugeſtaltung auf den vollbewußten Willen Aller zu gründen. Sie geboten über keine blind gehorchenden Kräfte; Lüge und Hinterliſt, Meineid und Verrath waren verſagte Hülfsmittel hier, wo es ſich um einen Bau der Wahrheit und des ewigen Rechtes handelte. So kämpften ſie mit ungleichen Waffen gegen einen Feind, dem jedes Mittel gerecht ſein durfte, weil die Unwürdigkeit ſeines Endzwecks von vorn herein jedes ſittliche Bedenken in Betreff der Mittel beſeitigte.

Ueberdies erſchwerte auch die Ungewohnheit des

politischen Denkens, sobald es praktischen Fragen galt, wesentlich das einträchtige Zusammenwirken der Volkspartei. Die Theorie beherrschte noch die Geister; das reine Ideal sollte ohne irgend welche Concession verwirklicht werden; und doch besaß Niemand die Formel dafür. So war immerfort zu suchen, zu forschen, zu prüfen. Formfragen wurden mit Principien verwechselt, und umgekehrt. Nichts galt als festgestellt, und beim redlichsten Willen herrschte Unklarheit und Zwiespalt.

Jetzt, im Besitz der Früchte jener schweren Geistesarbeit, ist es freilich leicht, mitleidsvoll auf die Zeit, die sie heranreifte, zurückzublicken; doch aber sollte man nicht außer Acht lassen, daß unsere heutigen Vorwürfe nicht sowohl Fehler, als Mängel treffen, die mit Nothwendigkeit in der Zeit begründet waren, und daß es unverständig ist, von einer Periode in der menschheitlichen Entwickelung, die der ganzen Lage der Dinge nach nur eine Lehrzeit sein konnte, fertige Werke der Meisterschaft zu verlangen. Wir hatten damals in kurz gemessener Frist die politische Vernachlässigung vieler Menschenalter nachzuholen; jene anscheinend wild und wüste Geistesgährung war daher ebenso nothwendig als unvermeidlich. Wohl aber darf behauptet werden, daß vielleicht noch keine Periode der Geschichte solchen allgemeinen angestrengten Eifer zu lernen, sich selbst klar zu werden über alle großen Fragen des Lebens und der Gesellschaft, gesehen hatte, als eben das Jahr 1848.

Durch die trübsten Erfahrungen belehrt, ist es uns heute wohl klar, daß die damalige Bewegung, um sich

den Erfolg zu sichern, nothwendig hätte über die Throne hinweggehen müssen. Es gab kein anderes Mittel. Sobald die Fürsten im Besitz der ganzen Regierungsgewalt blieben, war auch der Triumph der Reaktion verbürgt. Hatte es schon zur Abnöthigung bloßer Versprechungen des entschiedensten Auftretens, ja blutiger Kämpfe bedurft, welche Anstrengungen wären nicht erforderlich gewesen, der noch unverminderten und rasch wieder befestigten Macht thatsächliche Zugeständnisse, das Aufgeben eines großen Theils eben dieser Machtbefugnisse selbst abzuringen? Der ersten Revolution hätte eine ganze Reihe anderer folgen müssen. Man macht aber nicht so rasch eine zweite Revolution, wenn die erste hinter dem Ziel zurückgeblieben ist. Sollten der Reaktion die Wurzeln durchschnitten werden, so mußten die Fürsten sofort alle und jede Macht verlieren — und damit wären sie selbst beseitigt gewesen, denn man versetzt einen König nicht außer Dienst, um mittlerweile den Staat demokratisch einzurichten und ihn dann wieder an die Spitze zu rufen. Ist er fort, so bleibt er fort, wenn nicht äußere Macht ihn zurückführt.

Diese Einsicht lebte damals nur in Wenigen. Trotz aller wohlbegründeten, langjährigen Beschwerden, hingen die gemüthvollen deutschen Völker doch an ihren Fürsten, zu deren Entschuldigung sie stets das Wort bereit hatten: Der Herr meint es gut, seine Umgebung aber täuscht ihn. Diesen Gedanken jedoch weiter zu verfolgen bis zu dem einleuchtenden Schluß: daß folglich auch dem besten Fürsten durchaus keine Macht, Böses zu thun oder Gutes

zu hintertreiben, verbleiben dürfe, weil sie doch jederzeit von seinen ungetreuen Dienern zum Nachtheil des Volkes mißbraucht wird, — dazu bedurfte es einer neuen langjährigen Leidensschule für das leicht versöhnliche und allzu weiche Gemüth der Deutschen. Jetzt, hoffentlich, sind sie auch hierüber belehrt.

Mitte Mai traten die alten Landstände zur Berathung mehrer freisinnigen Vorlagen zusammen, die auch sämmtlich ohne Widerspruch genehmigt, nach der verfassungswidrigen Rückberufung dieser Stände im Jahre 1850 aber mit noch größerer Bereitwilligkeit von ihnen wieder aufgehoben wurden. Dieses doppelte Schicksal hatten unter Andern: die Einführung der Schwurgerichte für alle Strafprocesse, namentlich auch über Preßvergehen; die Aufhebung der Stellvertretung beim Militär und Erweiterung des Communalgarden-Instituts: das Preß- und Vereinsgesetz, vor Allen aber das Wahlgesetz. Die feudalen Stände waren bereits so weit von dem Geist jener Tage erfaßt, daß sie selbst das erste von der Regierung vorgelegte Wahlgesetz, als nicht freisinnig genug, zurückwiesen und ein weitergehendes mit ihr vereinbarten, nach welchem für die zweite Kammer das allgemeine direkte Wahlrecht eingeführt und für die Wähler der ersten Kammer, mit Wegfall aller Standesvorrechte, nur ein mäßiger Census bestimmt war.

Gegenüber der Haltung, welche diese selben sächsischen Kammern heute, nach sechszehn Jahren, beobachten, mag es nicht ganz ohne Interesse sein, die damalige

Auslassung einiger der namhaftesten unter den jetzigen Vertheidigern der Standesvorrechte in Vergleich zu ziehen.

Abg. Appellationsrath v. Criegern: „Die allgemeine Volksvertretung ist gewiß im Princip gerechtfertigt, entspricht der Theorie und muß Platz greifen; es versteht sich dabei von selbst, daß von einer Vertretung nach Ständen außerdem nicht mehr die Rede sein kann. Die erste Kammer in ihrer jetzigen Zusammensetzung kann nicht fortbestehen."

Abg. (Vicepräsident, jetziger Bürgermeister von Dresden) Pfotenhauer, für das Einkammersystem.

Abg. v. Abendroth: „Ich sagte, daß ich für das Zweikammersystem gesprochen hätte, aber deshalb bin ich noch nicht und werde nun und nimmermehr für die I. Kammer sein, wie sie dermalen besteht. Ich will eine Reform, eine Reform im Geiste der Neuzeit."

Abg. Geh. Regierungsrath Reiche-Eisenstuck: „Man sagt, es lägen so viele Petitionen vor, auf Aufhebung der I. Kammer direkt gerichtet. Allerdings, das ist wahr, und ich bin selbst bereit, eine dieser Petitionen mit zu unterschreiben, wenn man voraussetzt, daß die I. Kammer in ihrer jetzigen Zusammensetzung fortbestehen sollte."

Abg. v. Beust: „Daß die I. Kammer in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nicht mehr fortbestehen kann, das ist entschieden ausgesprochen worden, darüber sind wir alle einig."

So sprachen diese Männer und viele andere der zweiten Kammer damals.

Aufrichtiger wenigstens war die erste Kammer: sie bekannte offen ihren tiefsten Widerwillen gegen den ihr angemutheten Selbstmord und vollzog ihn nur in Anerkennung des einzigen Princips, auf dem auch alle ihre seitherigen Vorrechte fußten, in Anerkennung der Gewalt, die sie auch da noch respektirte, nachdem sie in andere Hände übergegangen war.

Daß die Mitglieder des damaligen Landtags nur höchst ungern den unabweisbaren Forderungen der Zeit nachgegeben hatten, war begreiflich: konnten sie doch mit Ausnahme Weniger sich nicht verhehlen, daß mit der Einführung eines freisinnigen, das allgemeine Recht zur Geltung bringenden Wahlgesetzes ihre Sitze in den gesetzgebenden Körperschaften für immer verloren waren. Bei alledem dachte man aber damals nicht klein genug von ihnen, um es für möglich zu halten, daß sie nach kaum zwei Jahren ihr eigenes Gesetz verläugnen und schamentblößt wieder Platz nehmen würden in der, von ihnen selbst für immer aufhebenen, nur durch einen offenen Verfassungsbruch wieder zurückberufenen Ständekammer. Am wenigsten aber glaubte man an die Möglichkeit, daß das einzige Mitglied der ersten Kammer, welches sich bei Gelegenheit der Berathung des neuen Wahlgesetzes zu streng demokratischen Grundsätzen bekannte und in begeisterter Rede seine Mitstände zum freiwilligen Opfer ihrer, von der Zeit verurtheilten Vorrechte aufforderte, daß dieser selbe Präsident v. Schäufele zehn Jahre später,

als abermaliger Präsident der ersten Kammer, auf die Vorhaltung seiner damaligen Worte sich nicht entblöden würde offen zu erklären, daß er ja nur deshalb ein möglichst demokratisches Wahlgesetz befürwortet habe, weil er darauf gerechnet, daß ein solches gelegentlich um so rascher beseitigt sein und die Wiederherstellung der alten Stände erleichtern würde. Den Geist dieser hohen Kammer aber charakterisirt wohl genugsam die Thatsache, daß sie diese, mit keinem Ausdruck entsprechend zu bezeichnende Erklärung ihres Präsidenten nicht etwa mit sofortiger schimpflicher Ausstoßung, sondern mit lautem Beifall vergalt.

Das neue Wahlgesetz gab wenigstens die Zusammensetzung der Kammern ganz in die Hände des Volkes, wenn auch die Rechte derselben sich nur auf einen Beirath beschränkten, den die Regierung — wie sie späterhin zur Genüge darthat — völlig unbeachtet lassen konnte. Immerhin aber hatte das Volk damit doch eine Stelle errungen, von der aus es seine Wünsche vernehmlich aussprechen konnte, und trotz der mittlerweile sehr veränderten Lage der Dinge erwachte, bei dem noch immer nicht ganz entschwundenen Vertrauen in des Königs guten Willen, abermals die trügerische Hoffnung auf die Möglichkeit einer friedlichen Umgestaltung der als nicht mehr haltbar erkannten Zustände.

Fünf volle Monate hatten diese alten Stände getagt; die kostbarste Zeit war verstrichen, der November herangekommen, ehe sie feierlich und „für immer" aufge-

lässt wurden. Dennoch aber hatten alle von ihnen beschlossenen Gesetze nur einen provisorischen Charakter, das neue Wahlgesetz eingeschlossen, und sollten der bald einzuberufenden ersten Volksvertretung zur Revision und Genehmigung vorgelegt werden. Diese Bezeichnung „provisorisch" — die sich selbstverständlich nicht auf die Verpflichtung der Regierung, sondern einzig nur auf das Recht der Volkskammern bezog, diese Gesetze nochmals zu prüfen, — mußte späterhin dazu dienen, die Wiederaufhebung aller dieser gesetzlich zugesicherten Volksrechte durch die Regierung im Verein mit den abgeschafften Ständen zu beschönigen, um so recht klar darzuthun, daß das Ganze von vorn herein nur als ein Spiel beabsichtigt gewesen war.

Während dieser fünfmonatlichen Pause in der Befestigung der neuen Zustände Sachsen's, hatten sich auch rings umher die Dinge sehr verändert. Die Nationalversammlung war zusammengetreten, der Bundestag aufgelöst, Erzherzog zum Reichsverweser an die Spitze Deutschlands berufen, der Krieg in Schleswig-Holstein ausgebrochen, der schmachvolle Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen, die National-Versammlung in immer größere Schwäche verfallen, die Octobererhebung Wien's niedergeworfen, die preußische Nationalversammlung gesprengt. In den beiden Hauptstaaten erhob die Reaction triumphirend ihr Haupt, und auch in Sachsen trat sie immer offener hervor. Es war allgemein bekannt, daß der König, und mehr noch sein Bruder, sich nur der Gewalt der Verhältnisse gebeugt hatte, und wer sich bei

Hofe einſchmeicheln wollte, der verhöhnte öffentlich die Bewegung, wie die mit ihr in Einklang ſtehenden Anordnungen der Regierung.

Der ſo eben in Gegenwart des Königs abgelegte Schwur auf die Verfaſſung wurde von Officieren ungeſtraft als Meineid bezeichnet. Während die reaktionäre Preſſe ſich in den maßloſen Beſchimpfungen und Verdächtigung aller freiheitlichen Beſtrebungen ergehen durfte, wurden die freiſinnigen Blätter durch fortgeſetzte Beſchlagnahmen verfolgt. Die Beamten ſchienen doppelte Weiſungen zu erhalten und keineswegs an die der Miniſter gebunden zu ſein; und die Bemühungen Oberländer's zur Herbeiführung eines befeſtigten Zuſtandes der neuen Ordnung der Dinge, ſtießen auf wachſende Schwierigkeiten.

Mittlerweile aber hatte auch der Inſtinkt des Volkes die Unterlaſſungsſünde des erſten Bewegungsſturmes erkannt und ſuchte Schutz gegen die der Reaktion verbliebene Militärmacht, in der allgemeinen Volksbewaffnung. Auch hiergegen ward, gemäß des wohlangelegten Planes, von Oben her keine direkte Oppoſition gemacht, nur aber ſtemmten ſich der Ausführung des ſogar laut belobten Gedankens unüberwindliche Hinderniſſe entgegen: die ſo reich gefüllten Zeughäuſer hatten keine Waffen; einen Organiſationsplan zu entwerfen, ſchien ein Ding der Unmöglichkeit; Officiere und Unteroffiziere zum Exerciren waren ſchlechterdings nicht zu entbehren; und ſo verſtrichen Wochen und Monate, ohne daß die Sache einen Schritt weiterrückte.

Die Frage der Volksbewaffnung wurde die Veranlassung zu meiner aktiven Betheiligung an den weiteren Ereignissen jener Zeit. Hatte ich auch bis dahin den Verlauf der Dinge mit der größten Spannung verfolgt, so war mir doch nirgends eine Veranlassung geworden, aus der Rolle des blosen Zuschauers herauszutreten. Da bemerkte ich eines Tages gegen einen Freund, wie sehr es die militärische Ausbildung der Bürger beschleunigen würde, wenn sie, untermischt mit geübten Soldaten, die Exercitien vornehmen könnten. Er hielt den Gedanken für praktisch und forderte mich auf, ein paar Zeilen darüber in den „Dresdener Anzeiger" einzurücken, der damals vielfach zu politischen Besprechungen benutzt wurde. Als ich mich jedoch hingesetzt hatte, wurde aus der beabsichtigten kurzen Notiz eine ganze Broschüre, in der ich mit Wärme die sittliche und politische Bedeutung der allgemeinen Volksbewaffnung darlegt und in kurzen Zügen den Plan einer Organisation derselben nach Art des Schweizer Milizsystems angedeutet hatte. Ich legte dies Schriftchen dem Ausschuß des Vaterlandsvereins vor, der sie in mehreren Tausenden von Exemplaren drucken und sowohl an die sächsischen Abgeordneten als an die Mitglieder der Nationalversammlung in Frankfurt vertheilen ließ. Wie gemäßigt auch die ganze Haltung dieser Schrift war, so verläugnete sie doch nirgends die demokratische Richtung ihres ungenannten Verfassers, und diese reichte hin, mir, dessen Name bald bekannt wurde, die Entlassung aus dem königlichen Dienst zuzuziehen, wodurch zugleich die Auf-

richtigkeit der gemachten Verheißungen eine weitere Beleuchtung erhielt. Dieſer erſten, mehr allgemein gehaltenen Beſprechung des Gegenſtandes ließ ich bald einen detailirten Organiſationsplan folgen, der in Gemeinſchaft mit mehreren aktiven Officieren entworfen worden war. Dieſe flüchtige Verbindung mit mir hat ſpäter einem derſelben, dem verdienten Oberlieutenant der Artillerie, Schreiber, Unterſuchungsarreſt und Entlaſſung zugezogen, während die andern Betheiligten ſchon ihrer offen bekannten Geſinnung wegen ſich genöthigt ſahen, den Abſchied zu nehmen.

Das immer kühnere Auftreten der Reaktion drängte zum Erwecken und Zuſammenfaſſen aller Widerſtandskräfte, und um auch meinerſeits in Etwas hierzu beizutragen, begann ich im Herbſt 1848 die Herausgabe wöchentlich erſcheinender kleiner Volksblätter, die, lediglich der Beſprechung der wichtigſten Zeitfragen gewidmet, wohl mehr in Folge ihrer ſchnellen Verbreitung als wegen ihrer etwaigen inneren Bedeutung die Aufmerkſamkeit der Staatsanwaltſchaft ſo ſehr auf ſich zogen, daß beinahe die Hälfte der Nummern mit Beſchlag belegt wurden, ohne daß dieſe Confiscation auch nur in einem einzigen Falle zu einer gerichtlichen Verhandlung geführt hätte. Da zudem mit Sicherheit vorauszuſehen war, daß die ſchon damals in Preßangelegenheiten allein zuſtändigen Schwurgerichte die hier ausgeſprochenen, wenn auch immerhin von gegneriſcher Seite ſehr mißfällig aufgenommenen Anſichten nicht verurtheilen würden, ſo konnten die wiederholten Confiscationen dieſer Blätter nur der

Absicht einer gesetzwidrigen Unterdrückung dienen sollen, der ich jedoch durch das sehr einfache Mittel zu begegnen wußte, daß ich die vorräthigen Exemplare aus meinem Expeditionslokale entfernte.

Es kamen endlich die Oktobertage Wien's mit dem Bombardement der Stadt, der Hinmordung Robert Blum's, Messenhanser's, Becher's, Jellineck's u. s. w. und all' den andern Gräueln; es kamen die Novembertage Berlin's mit der Sprengung der preußischen Nationalversammlung; es kamen allerwärts die von Oben herab nicht nur geduldeten, sondern beschönigten und gut geheißenen Militärexcesse gegen die Bürger; und wer bis dahin noch „keine Reaktion gesehen", dem sprang sie jetzt stahlgerüstet und bluttriefend in die Augen. Die klar vorliegende Absicht der preußischen Machthaber, zu Berlin die Bewegung ebenso in Blut zu ersticken, wie das so eben in Wien geschehen war, veranlaßte mich, einen eindringlichen Mahnruf an das preußische Militär in zahlreichen Abdrücken an den Ort des erwarteten Kampfes zu senden. Einige zufällig in Dresden verbreitete Exemplare dieses „offenen Briefes an die Soldaten" zogen mir eine sehr zwecklose Untersuchungshaft zu, die jedoch in Folge der dadurch hervorgerufenen Aufregung nur drei Tage währte. Und bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, eine lang verabsäumte Schuld der Dankbarkeit, wenn auch immerhin nur unvollkommen, abzutragen. Es hatte sich kaum die Nachricht meiner Verhaftung und ihres Grundes in der Stadt verbreitet, als ein mir persönlich ganz unbekannter Gutsbesitzer sich auf das Gericht

begab und eine Kaution von 10,000 Thalern für meine sofortige Freilassung deponirte. Ich kann den Namen dieses Edlen hier nicht verzeichnen, denn selbst zur Stunde noch ist er mir unbekannt. Unser Aller Stimmung war damals eine so gehobene, opferfreudige, daß Handlungen, wie die eben erwähnte, weder besondern Dank noch Bewunderung zu erwarten berechtigt schienen. Wo der Eine seine ganze Kraft, seine Freiheit, ja sein Leben in die Wagschale warf, was Wunder auch, wenn ein Zweiter sein Vermögen einsetzte? Jetzt freilich rechnen wir bedächtiger, und darum eben wird die That dieses Unbekannten einen Maßstab liefern für die Begeisterung jener großen Tage.

Die Kaution wurde — wenn auch ohne Berechtigung, da ich dem Gesetze nach auch ohne sie freizugeben war — angenommen, und einige Freunde brachten mich spät Abends zu meiner ängstlich harrenden Familie zurück. Die Gesinnungsgenossen hatten beschlossen, den in meiner Freigebung momentan errungenen Sieg des Rechtes durch einen großen Fackelzug zu verherrlichen. Für die von der Polizeibehörde untersagten Fackeln mochte es immerhin als werthvoller Ersatz gelten, daß einige zwanzig Gardisten der königlichen Leibwache, um offen die Gesinnung des Militärs auszusprechen, der zu gewärtigenden Strafe ungeachtet die Schloßwache verließen und den Zug eröffneten.

Unter dem frischen Eindruck von Blum's Ermordung wurden die Vorbereitungen zu den Wahlen getroffen. Im ganzen Lande hatte dieser Frevel die Gemüther auf's Höchste erbittert, und zwar um so mehr, als man aus mancherlei Anzeigen schließen wollte, daß die Leipziger Ereignisse vom 12. August 1845 nicht ohne Einfluß auf Blum's Schicksal gewesen seien. In Dresden, wie in den meisten Städten Sachsen's, fand eine großartige Todtenfeier statt, bei welcher sich Minister Oberländer unter den ersten der Leidtragenden befand. Einer wenig beneidenswerthen Aufgabe dagegen unterzog sich v. d. Pfordten. Das Verhalten, welches der sächsische Gesandte v. Könneritz in Wien, der Blum schützen mußte, in jenen Tagen beobachtet hatte, war selbst den officiellen Berichten nach ein so zweideutiges gewesen, daß sogar die zur Zeit noch tagende Ständekammer dessen sofortige Abberufung und strenge Untersuchung forderte. Auf's hartnäckigste widersetzte sich v. d. Pfordten diesem im Sinne des ganzen Volkes gestellten Verlangen, schützte das ausschließlich dem König zustehende Recht der Ernennung von Gesandten vor, suchte v. Könneritz durch allerlei Ausflüchte zu entschuldigen, ja, entblödete sich nicht, zu dessen Gunsten geltend zu machen, daß er doch wenigstens Blum's Röcke und Stiefeln gerettet, und sogar einen Stein auf dessen Grab habe setzen lassen(?). V. d. Pfordten's Klugheit hätte jedenfalls den unbedeutenden Gesandten preisgegeben — es mußten also noch höhere Beweggründe sein, die ihn abhielten, sich so leichten Preises eine wohl zu verwerthende Popularität zu erringen.

Wie immer und überall, wo das Volk Zeit gehabt hat, ſich ſelbſt klar zu werden über ſeine Bedürfniſſe und ſeinen Willen frei kundgeben darf, fielen auch hier, trotz aller Anſtrengungen der Gegenparteien, die Wahlen ſo überwiegend demokratiſch aus, daß die ſogenannte gemäßigt liberale Partei kaum den zehnten Theil der Sitze errang, während die in „Conſervative“ umgetauften Reaktionäre gänzlich ausgeſchloſſen blieben.

Die demokratiſche Partei hatte meinen Namen auch auf die Liſte ihrer Candidaten geſtellt. Etwaige Zweifel an meiner Staatsangehörigkeit wurden durch das Anerbieten einer Gemeinde bei Dresden, mich ſofort aufzunehmen, gehoben, und ich hatte, um den geſetzlichen Formen zu genügen, nur eine kleine mir angebotene Liegenſchaft zu erwerben. Dies Häuschen, welches ich nie zu ſehen Gelegenheit fand, ſollte ſpäterhin der königlichen Regierung Gelegenheit bieten, die dem ganzen Volke gegenüber beobachtete politiſche Moral auch gegen den ſchwachen Einzelnen zu bewähren. Der Wahlkreis Limbach bei Chemnitz berief mich in die zweite Kammer.

# 1849.

Am 10. Januar 1849 traten die aus freier Wahl hervorgegangenen Vertreter des Volkes zusammen, und jetzt, so hoffte man allgemein, mußte das Ministerium endlich seine zweideutige Haltung aufgeben und offen seine Richtung bekennen. Eine Halbheit, ein längeres Hin- und Herschwanken schien diesen entschiedenen Kammern gegenüber unmöglich. Man hatte sich dennoch getäuscht. Der Fluch der Deutschen: ein doppeltes politisches Leben zu haben, ein engeres und ein weiteres, ein staatliches und ein nationales, machte sich auch hier geltend und begünstigte alle freiheitsfeindlichen Anschläge. Die Nationalversammlung mit der Reichsregierung bot der Reaktion jedes Einzelstaates den großen Vortheil, daß sie dem Drängen des eignen Volkes stets mit dem Hinweis auf das deutsche Parlament begegnen konnte, dessen Feststellung einer Reichsverfassung erst abzuwarten sei, ehe man sich daheim über Bestimmungen, die möglicherweise in Widerspruch mit ihr gerathen könnten, schlüssig machen dürfe. Anderseits aber berief man sich unwillkommnen Erlassen der Nationalregierung gegenüber wieder auf die noch unverkürzte Souveränetät des eigenen Staates, der

ſich ihnen nur nach ſorgfältiger Prüfung und durch freien Entſchluß unterworfen werde. In ſo günſtiger Lage konnte es nicht ſchwer fallen, durch ein geſchicktes Schaukelſyſtem in fortwährender eifriger Bewegung zu erſcheinen, während man thatſächlich keinen Schritt vorrückte. Die nothgedrungene Einberufung der Landesvertretung — denn man brauchte Geld — weit entfernt den conſequent verfolgten Plan zu durchkreuzen, ließ ſich vielmehr trefflich benutzen, dieſe einzige neue Einrichtung, der nun einmal ein kurzes Scheindaſein gegönnt werden mußte, ſo weit möglich des öffentlichen Vertrauens zu berauben. Voll der geſpannteſten Erwartungen hatte das Volk der Eröffnung des Landtags entgegengeſehen, denn mit feſter Zuverſicht erwartete es von dem Eifer und der Entſchiedenheit ſeiner ſelbſtgewählten Vertreter die endliche, befriedigende Löſung all' der noch ſchwebenden Fragen, die geſetzliche Sicherung der neuen Zuſtände. Mit Benutzung all' der, einer Regierung ſtets zu Gebote ſtehenden Mittel, die Dinge von einem Tage auf den andern zu verſchieben, ſo wie des bezeichneten Manövers, hatte es um ſo weniger Schwierigkeit, Nichts zu Stand. kommen zu laſſen, als dem Landtag längere Zeit hindurch noch das Recht der eigenen Geſetzvorlage fehlte und ſeine ganze Thätigkeit auf Das beſchränkt war, was die Regierung ihm vorzulegen für gut fand. Vergebens waren alle Interpellationen, alles Drängen, daß wenigſtens die mit der letzten Ständeverſammlung proviſoriſch vereinbarten Geſetze zur definitiven Feſtſtellung vorgelegt werden. Gerade Dieſes ſcheute man am meiſten; und ſo

ſchwand Tag um Tag, Woche um Woche, ohne daß den Kammern irgend eine bedeutendere Vorlage zukam.

Unterdeſſen war jedoch im Schooße der Regierung ſelbſt Zwieſpalt ausgebrochen. Oberländer, den zu gewinnen man höhern Orts verzweifeln mußte, deſſen man aber doch, zur Deckung des ganzen Miniſteriums der noch ungebrochenen Energie des Volkes gegenüber bedurfte, beſtand auf Anerkennung der von der Nationalverſammlung publicirten deutſchen Grundrechte, und wußte ſelbſt ſeine Collegen zur gleichen Forderung zu beſtimmen. Dem ſetzte der König den entſchiedenſten Widerſtand entgegen, und zwar, wie es damals hieß, zumeiſt wegen der darin verbürgten vollkommenen Religionsfreiheit. Gegen Ende Januar erklärten ſämmtliche Miniſter, Hr. v. d. Pfordten eingeſchloſſen, in beiden Kammern: daß ſie in Folge von Schwierigkeiten, auf die ſie geſtoßen und welche zu überwinden ſie keine Hoffnung ſähen, dem Könige ihre Entlaſſung überreicht hätten und deſſen Entſcheidung nunmehr erwarteten. Noch durfte es jedoch die Reaktion nicht wagen, durch einen offenen Rückſchritt das Volk herauszufordern, denn ihre eigenen Vorbereitungen waren dazu nicht weit genug gediehen. Man hätte alſo nach dem Rücktritt dieſes Miniſteriums unabweisbare Männer berufen müſſen, welche die Majorität des Landtags für ſich hatten, und von ſolchen war ein ſo energiſches Verſchreiten zu befürchten, daß der Reaktion keine Hoffnung verblieben wäre, ihre Anſchläge durchzuführen. Ueber die Mittel, welche angewendet wurden, um die Miniſter und namentlich Oberländer zu bewe-

gen, trotz der Vorenthaltung der Grundrechte doch im Amte zu verweilen, drang zwar Nichts in die Oeffentlichkeit, allein nach Allem, was einen Monat später geschah, ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß man ihnen die Gewährung der Grundrechte nach vorhergegangener Abänderung einiger Paragraphen zugesagt hatte. Das Ministerium blieb, aber die Dinge wurden nicht besser. In den zehn Monaten seines Bestehens hatte es noch immer nicht Zeit gefunden, die bei seinem Antritte verheißenen Reformen so weit in Gesetzesform zu bringen, daß sie der Landesvertretung zur Berathung hätten vorgelegt werden können. Da die meisten dieser Gesetze in das Ressort des Justizministers Braun fielen, so war dieser so glücklich — oder so gefällig gewesen, durch einen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unerläßlichen längern Aufenthalt in Italien allem lästigen Drängen nach Erfüllung jener Zusagen, so weit sie von ihm abgehangen hätte, aus dem Weg zu gehen; die Regierung aber fand es schlechthin unthunlich, seine Stelle, wenn auch nur interimistisch, anderweit zu besetzen oder die Gesetzentwürfe ohne ihn ausarbeiten zu lassen. So geschah es, daß nach mehr denn sechswöchentlichem Beisammensein die Kammern erst zwei nennenswerthe Vorlagen erhalten hatten: eine über die Erhöhung der Einkommensteuer, und die andere über die Verstärkung des stehenden Heeres. Damit war denn die Revolution glücklich wieder bei dem bekannten Ausspruch des Absolutismus angelangt, nach dem das Volk nur da sei, um Geld und Soldaten zu liefern. Vermehrte Steuer- und Militär-

last war das ganze thatsächliche Zugeständniß, zu dem man sich von Oben herab verstehen wollte!

Unter solchen Verhältnissen blieb den Kammern wohl nichts übrig, als von dem einzigen ihnen zustehenden Recht Gebrauch zu machen und durch eine Beschränkung in der Geldverwilligung die Regierung zum Eingehen auf die vollberechtigten Forderungen des Landes, zur endlichen Erfüllung ihrer eigenen, wiederholten Zusagen zu nöthigen. Der Landtag hatte — auf Oberländer's Ehrlichkeit bauend und seine Schwäche zu wenig berücksichtigend — die Geduld bereits über die äußersten Grenzen ausgedehnt. Die Absichtlichkeit dieses ewigen Zögerns war längst klar durchschaut, und der Bruch mit dem Märzministerium, welches alle Erwartungen getäuscht hatte, nicht mehr zu vermeiden. So wurde denn die Forterhebung der Steuern nur bis Ende Juni zugestanden zugleich aber die Vorlegung der deutschen Grundrechte verlangt. Dies letztere geschah denn auch; allein die Regierung hatte die einzelnen Artikel und Paragraphen mit so vielen Bemerkungen und Vorbehalten umkleidet, daß von all den, durch das Gesetz verbürgten Rechten nur allein zwei unverkürzt blieben: das Recht, nach dem jeder Deutsche ein Deutscher sein durfte, und das weitere Recht, nach welchem jeder Deutsche seine Reichsbürgerrechte allüberall auszuüben befugt sei. Alle Bestimmungen jedoch über diese Reichsbürgerrechte selbst, hatten mehr oder weniger Bedenken bei der Regierung erweckt, so daß es nach ihrer Vorlage eigentlich gar keine irgend nennenswerthe Reichsbürgerrechte mehr aus-

zuüben gab. Um das Ganze zu krönen, sollte aber die Einführung selbst dieser verstümmelten Grundrechte noch hinausgeschoben werden, bis Preußen und Oesterreich, die bereits ihre Ablehnung derselben ziemlich unumwunden ausgesprochen hatten, mit ihrer Anerkennung *vorangegangen* sein würden!

Und Solches wagte dieses Märzministerium, nachdem das Reichsgesetz vom 27. September 1848 bestimmt hatte, daß alle Reichsgesetze den 20. Tag nach ihrer Verkündigung im Reichsgesetzblatte durch ganz Deutschland in Kraft treten, und demgemäß die am 27. December 1848 publicirten Grundrechte, deren einseitige Beschränkung oder Aufhebung ausdrücklich untersagt war, bereits am 16. Januar 1849 für Sachsen, wie für ganz Deutschland, rechtlich Gesetzeskraft erlangt hatten.

Der Landtag beantwortete jene Zumuthungen mit dem einstimmigen Antrag auf *sofortige* Einführung der *unveränderten* Grundrechte, wie sie von der Reichsgewalt publicirt worden waren. Dieser Beschluß endlich drängte die Regierung zur Entscheidung, und vor dieser ersten, nicht mehr ausweichbaren Entscheidung stürzte auch das Märzministerium. Ein offneres Bekenntniß, daß das ganze liberale Gebahren der eigentlichen sächsischen Machthaber seit einem Jahre nichts als eine trügerische Maske gewesen, war wohl kaum denkbar. Zu spät erkannte jetzt der ehrliche *Oberländer*, wie schmählich sein Vertrauen mißbraucht worden war, während der sattsam erprobte v. d. *Pfordten* durch seine Leistungen in Sachsen sich den Weg zu einer gleichen Auf-

gabe in Bayern gebahnt hatte, wo bald der Freiherrntitel seine doppelten Verdienste um die Freiheit angemessen lohnte.

Das Märzministerium trat endlich ab (24. Februar), und zwar, wie es jetzt offen verlautete, weil es die Einwilligung des Königs in die Grundrechte nicht zu erwirken vermochte. Indeß, nicht sowohl gegen die Grundrechte selbst ging der Widerstand des Hofes, als vielmehr nur gegen ihre Publicirung durch dieses Ministerium, welches man nur hatte abnutzen wollen, wie man die Kammer durch ihre erzwungene Unthätigkeit nur abnutzen wollte. Freilich war Oberländer unschätzbar gewesen für die Reaktion — hatte er die Bewegung doch ein volles Jahr auf derselben Stelle erhalten — allein nur seiner Schwäche und Gutmüthigkeit, nicht seinem bewußten Verrath dankte man dies, und haßte ihn daher nicht minder, als die entschiedensten Gegner. Die Einführung der Grundrechte hätte ihm das Vertrauen wiedergewonnen; getragen von den Kammern und endlich zur Einsicht des schmählichen mit ihm getriebenen Spieles gekommen, mochte er die bisher vermißte Energie finden und jetzt erst wirklich gefährlich werden. Er hatte seine Dienste geleistet, und mochte gehen. Indessen war es doch immer noch nicht an der Zeit, die Maske gänzlich abzuwerfen. Man mußte erst abwarten, wie in Frankfurt die Berathungen über die Reichsverfassung, wie in Berlin die neuen Kammern, wie endlich der Kampf in Ungarn sich gestalten würde; man mußte eben noch immer abwarten, und deshalb entschloß man sich, das Mi-

niſterium der Schwäche durch ein Miniſterium der Unbedeutendheit, des Ueberganges zu erſetzen, das ſein ärmliches Daſein bis zur Entſcheidungsſtunde hinfriſten konnte. Das Material hierzu lag unter den höhern Staatsbeamten zwar überall zur Hand, allein eben ſeiner Unbedeutendheit und Charakterloſigkeit wegen bedurfte es dem Lande gegenüber irgend einer Stütze, die es wenigſtens eine Zeitlang aufrecht zu erhalten vermochte. Hierzu war aber nichts geeigneter, als eben die Grundrechte. Mit dieſer Gabe in der Hand konnte es vor die Kammern treten, ohne eine ſofortige Zurückweiſung befürchten zu müſſen — hatte es doch gleich am erſten Tage ſeines Daſeins mehr errungen und gebracht, als das Märzminiſterium in dem ganzen Jahre ſeines Beſtehens. Demgemäß gab der König den deutſchen Grundrechten heute ſeine Zuſtimmung, durch deren entſchiedene Verweigerung er geſtern erſt ſeine bisherigen Miniſter zum Rücktritt bewogen hatte.

Wenn bisher Viele noch ihre Augen den hell leuchtenden Thatſachen verſchloſſen und in alter, gedankenloſer Anhänglichkeit blind auf den guten, ehrlichen Willen des Königs gebaut hatten: jetzt, nach dieſem nicht mehr zu mißdeutenden Spiele ſchwand endlich dieſe Vertrauensſeligkeit. Nicht mehr der bloße Argwohn, die klare Erkenntniß, ſchmachvoll hintergangen zu ſein, verbreitete ſich nunmehr durch das ganze Land und verſetzte das Volk in die bedenklichſte Stimmung.

Unter ſolchen Verhältniſſen trat das neue Miniſterium Held-Beuſt an die Stelle ſeines Vorgängers,

die deutschen Grundrechte der allgemeinen Entrüstung als Schild entgegenhaltend. Man bedurfte wahrlich nicht erst der im Jahre 1857 von Herrn von Beust der ersten Kammer gegebenen Aufklärung, — daß es ja damals mit der Einführung der Grundrechte durchaus nicht ernst gemeint gewesen, und daß sie nur als momentanes Beruhigungsmittel habe dienen sollen — um die Absicht dieser plötzlichen Gewährung dessen, was bisher so hartnäckig verweigert worden war, zu durchschauen. Schon die Thatsache, daß während des mehr als zweimonatlichen Bestandes dieses Ministeriums, mit Ausnahme des Artikel 3 über die Freizügigkeit und des Jagdgesetzes, nicht der geringste Schritt zur wirklichen Ausführung der Grundrechte geschah, ließ keinen Zweifel darüber, daß man sie eben auch nur zu benutzen gedachte, um das Volk hinzuhalten. Als nun dies, von dem allgemeinsten Unwillen begrüßte Ministerium ebenfalls, dem alten Plane gemäß, Woche um Woche verstreichen ließ, ohne den Kammern irgend eine organische Gesetzvorlage zu bringen, die vom Landtage ausgehenden dringenden Anträge irgendwie zu beachten, noch auch den früheren Beschlüssen die königliche Annahme zu erwirken, da stieg die Erbitterung im ganzen Lande immer höher; und wären die Blicke nicht immer noch, wenn auch mit schwindendem Vertrauen, nach Frankfurt gerichtet gewesen, von wannen man die endliche Lösung all der Wirrnisse erwartete, so hätte sicher schon weit früher der vollberechtigte Zorn über dies unwürdige Spiel das sächsische Volk zur Selbsthülfe getrieben.

Endlich war unter ſchweren Wehen die Reichsverfaſſung zu Stande gebracht, und wie entſchieden auch während der Berathungen die demokratiſche Partei in und außerhalb des Parlamentes gegen ſo manche ihrer Beſtimmungen hatte ankämpfen müſſen: jetzt, wo ſie einmal in rechtsgültiger Weiſe als oberſtes Reichsgeſetz beſchloſſen und verkündet worden war, ſchwiegen alle Einwürfe, und dieſes heilige Gut, das endlich nach Jahrhunderte langer Schmach und Ohnmacht Deutſchland's Größe, Freiheit und Macht ſicher zu ſtellen verſprach, hatte fortan keinen hingebenderen, opferwilligeren Vertheidiger, als eben die Demokratie.

Am 28. März 1849 war die Reichsverfaſſung von dem Parlamente angenommen und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum deutſchen Kaiſer erwählt worden. Am 3. April traf die Deputation des Parlamentes, welche dem Könige ſeine Ernennung mittheilen ſollte, in Berlin ein, und erhielt die bekannte höhniſche Zurückweiſung.

Es konnte ſich wohl Niemand darüber täuſchen, daß, wie befangen auch immerhin Friedrich Wilhelm in ſeinen nebelhaft mittelalterlichen Anſchauungen ſein mochte, etwaige hieraus entſprungene Bedenken gegen die Berechtigung des Parlamentes, aus eigener Machtvollkommenheit den deutſchen Kaiſerthron wieder aufzurichten, jedenfalls weit geringeren Antheil an jener Ablehnung der Krone hatten, als die mit ihrer Annahme verknüpfte Bedingung der vorgängigen Anerkennung der Reichsverfaſſung. Von ſeinen Vorfahren wenigſtens konnte er keine allzu peinliche Gewiſſenhaftig-

keit im Punkte des Nehmens ererbt haben, dagegen aber hat er selbst zur Genüge bewiesen, wie tief gewurzelt der Geist des Despotismus in seinem Geschlechte ist, wie unmöglich es ihm fiel, dem Wahn eines göttlichen, unbeschränkten Herrscherrechtes zu entsagen und anzuerkennen — nicht etwa, daß das ganze Regierungsrecht nur ein Ausfluß des Volksrechtes sei — sondern selbst nur, daß dem Fürsten gegenüber das Volk auch seine Rechte habe. Das Jahr 1848 hat gezeigt, wie er nur durch einen blutigen Kampf dazu gezwungen werden konnte, das 1815 von seinem Vater verpfändete Wort — dem Lande eine Verfassung zu geben — einzulösen, und — in welcher Weise er diese beschworne Verfassung gehalten hat!

Dem Kaiser — das war unschwer zu begreifen — konnte es nicht so leicht gelingen die Reichsverfassung wieder zu beseitigen oder nach seinem Belieben umzumodeln, wie dies wohl dem Könige von Preußen geworden war, denn hinter der Reichsverfassung stand das gesammte deutsche Volk in eifersüchtiger Wachsamkeit. Mit der Aufrichtung des Reiches unter den, von dem Parlamente bestimmten Garantien, war sowohl dem offenen, als dem in konstitutionellen Scheinformen gehüllten Absolutismus in allen deutschen Staaten für immer ein Ende gemacht, und deshalb, aus tiefinnerstem Widerwillen gegen die Anerkennung der Volksrechte, wies Friedrich Wilhelm, mit Ueberwindung seiner hervorstechendsten Eigenschaft, der Eitelkeit, die ihm angebotene Kaiserkrone von sich. Er zog es vor, sich noch einige

wenige Jahre auf dem morschen, schwankenden Throne seiner Vorfahren von dem leeren Traum unbeschränkter Machtfülle von Gottes Gnaden umgaukeln zu lassen, als daß er, an der Spitze der freien Nation, Deutschland seiner langen Verkommenheit entrissen und zu nie gewesener Macht und Herrlichkeit hinangeleitet hätte.

In dieser Geistesrichtung begegnete er sich mit den andern deutschen Königen und Fürsten ähnlichen absolutistischen Gelüstens. Der Sinn für des Vaterlandes Ehre und Größe war ihnen ebenso fremd, als die Bereitwilligkeit, der Wiedererhebung Deutschland's auch nur das geringste jener Vorrechte zu opfern, die sie gegen seine Erniedrigung eingehandelt hatten. Wohl waren sie 1848 um die Wette freigebig gewesen mit den ausgedehntesten Versprechungen, wohl hatten sie Alle, gleich dem Könige von Sachsen, gelobt, „alle und jede Opfer zu bringen, welche die Einheit und Macht Deutschland's, als eines großen Ganzen erfordere," aber warum verläugneten sie denn all' ihre Zusagen, warum sträubten sie sich denn bis zum blutigen Bürgerkrieg gegen das Zustandekommen dieses großen Ganzen, als eben nur, weil es sie wirklich einige der so bereitwillig zugesagten Opfer gekostet hätte? An wem sonst, als einzig und allein nur an dieser kleinen Zahl Fürsten lag und liegt es noch, daß das einheitliche, mächtige und freie Deutschland bis zur Stunde nur erst ein Traum unserer Sehnsucht, aber keine Wirklichkeit ist? Wahrlich, sie haben Schweres auf ihrem Gewissen, und wenn auch die Gegenwart Langmuth übt, die Geschichte läßt sich das strafende Rächeramt nicht entreißen!

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Zurückweisung der Reichskrone von Seiten Friedrich Wilhelm's im Einverständniß mit den anderen größeren Fürsten Deutschland's erfolgt war und daß sie Alle im Widerstande gegen die Wünsche der Nation derselbe Beweggrund leitete: der Entschluß, ihre Fürstenmacht durch keine Zugeständnisse an das Volk schmälern zu lassen. Auch die Vertrauensseligsten mußten sich endlich an der Art, wie der Krieg in Schleswig-Holstein geführt wurde, überzeugen, daß jener Bund des Gottes-Gnadenthumes nicht einmal die Grenzmarken Deutschland's einhielt, sondern sich weit darüber hinaus erstreckte, ja sogar den Reichsfeind selbst umfaßte. Was später durch die Veröffentlichung der eigenen Briefe Friedrich Wilhelm's IV. bestätigt wurde, das drängte sich schon damals Jedem auf, der nur sehen wollte: der ganze Krieg in Schleswig-Holstein war nichts weiter, als eine schmachvolle Spiegelfechterei. Mit unerhörtester Gewissenlosigkeit wurde das Blut der deutschen Krieger in einem verrätherischen Spiele hingeopfert. Von ihrem eignen obersten Kriegsherrn war ihnen verboten worden zu siegen — sie hätten ja durch ihren Sieg Deutschland's Ehre und Macht, des Volkes Recht und Freiheit gestärkt, während sie doch, ohne es zu ahnen, nur ausgesandt waren, um den unumschränkten Herrscherwillen des Dänenkönigs gegen Schleswig-Holstein's deutsche Bewohner zu unterstützen, die sich vermaßen, ihrem „angebornen Herrn" gegenüber Rechte haben und sie vertheidigen zu wollen. So offen trieb man den Betrug, daß die Neue Preußische Zeitung, das offi-

ciöſe Regierungsblatt, ſich nicht entblödete zu ſchreiben: „in Schleswig dagegen ſteht es ſchlecht, dort haben die Dänen eine Niederlage erlitten.“ Um Deutſchland glauben zu machen, Friedrich Wilhelm IV. ſei ernſthaft gewillt des Volkes heiliges Recht, des Vaterlandes Ehre mit dem Schwerte in der Hand zu ſchirmen, mußten Deutſche und Dänen ſich gegenſeitig morden, während die kriegführenden Könige ſich über dem blutigen Schlachtfelde die Hände reichten und im traulichen Einverſtändniß das frevle Gaukelſpiel lenkten — ein Gräuel, wie ihn die ganze Geſchichte der Menſchheit wohl noch nicht geſehen hatte!

Begegnete ſo der Blick, wenn man ihn über die Lage des Geſammtvaterlandes ſchweifen ließ, nichts weiter als einem Netze von Betrug und Verrath, mit dem das langmüthige, vertrauende deutſche Volk immer enger umgarnt wurde, ſo fand er, ſich auf das engere ſächſiſche Heimathland beſchränkend, nur die Wiederholung dieſes Schauſpiels im Kleinen. War es ja doch ein und derſelbe verabredete Plan, der hier wie dort befolgt wurde und überall dem gleichen Endzweck diente: Niedertretung des Volkes, das ſich erkühnt hatte, Anerkennung ſeiner Rechte zu fordern; Verläugnung aller, der Angſt abgenöthigten Verſprechungen, und Wiederherſtellung der unverkürzten Fürſtengewalt, koſte es auch noch ſo viele Eidbrüche, das Blut von Tauſenden, die Gegenwart und Zukunft der ganzen Nation.

Bald nach Friedrich Wilhelm's Zurückweiſung der deutſchen Kaiſerkrone gewannen die ſchon früher umlau-

fenden Gerüchte von einem geheimen Bunde der Könige zur Vernichtung aller Früchte des Jahres 1848, von einem bevorstehenden Einmarsche preußischer Truppen in Sachsen, zur Unterstützung der ohne äußere Hülfe ohnmächtigen Reaktion u. s. w. eine täglich ernstere Bedeutung. Das ganze Verhalten der sächsischen Regierung aber schien in seinem Uebermuthe wie absichtlich darauf angelegt, sie zu bestätigen und das Volk zum Aeußersten herauszufordern. Mit einer Langmüthigkeit, die sich schwer strafen sollte, hatten die Kammern in ihrem fast unaustilgbaren Vertrauen auf die Treue und Rechtlichkeit des Königs das geradezu verhöhnende Gebahren auch dieses Ministeriums ertragen, so lange es nur irgend möglich war; endlich aber ließen die immer mehr sich häufenden Thatsachen keine weitere Selbsttäuschung mehr zu, und im Vollgefühl ihrer hohen Pflicht machten sie Gebrauch von dem einzigen schwachen Mittel, welches ihnen die Verfassung zum Schutze der Volksrechte hatte belassen müssen. Nachdem sie in Uebereinstimmung mit allen anderen Landesvertretungen der deutschen Staaten die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung feierlich ausgesprochen und ihre sofortige Anerkennung seitens der Regierung gefordert hatten, ohne dadurch irgend eine Zusage der Erfüllung dieses Verlangens erringen zu können, gaben sie übereinstimmend die Erklärung ab, daß das gegenwärtige Ministerium ihr und des Landes Vertrauen nicht besitze.

Von einem Beamtenministerium, das in allen seinen Mitgliedern außerhalb der Landesvertretung stand

und bereits vor seiner Ernennung gewußt haben mußte, daß es mit der ihm vorgeschriebenen Haltung sich im grellsten Widerspruche gegen den Willen des Volkes befand, war nicht zu erwarten, daß es einer noch so einmüthigen Mißtrauenserklärung des Landtages großen Einfluß auf seine Entschließungen einräumen werde. Hatte ja doch dieses Ministerium überhaupt gar nichts zu wollen oder zu beschließen, sondern einfach nur das ihm Aufgetragene zu vollstrecken. Wie diese königlichen Regierungsräthe und Bureauchefs die Annahme der ihnen zuertheilten Ministertitel lediglich als eine dienstliche Obliegenheit betrachtet hatten, so trugen sie dieselben fort, bis sie ihnen wieder abgenommen wurden. Nicht sie, nicht einmal der König regierte in Sachsen, sondern hier, wie fast überall in Deutschland, die fest organisirte, einen einheitlichen Plan verfolgende Reaktion, deren Werkzeuge nur die verschiedenen Ministerien waren. Indessen war jetzt, nach der entschiedenen Mißtrauenserklärung der Kammern, irgend ein Schritt seitens der Regierung um so manöverweichbarer, als zugleich mit Ende April die Steuerbewilligung ablief und die erste Kammer über den Antrag einer Weiterbewilligung für eben dieses Ministerium bereits zur Tagesordnung übergegangen war, somit nothwendig entweder das Ministerium oder der Landtag weichen mußte.

Die Lage der Dinge in Deutschland war zudem bereits so weit gediehen, daß die Reaktion von ihrem bisherigen Systeme des Abwartens und Hinhaltens getrost zu einem entschiedenen Auftreten vorgehen konnte,

ja mußte. Ueber ein Jahr war seit dem Beginn der großen nationalen Bewegung verflossen, ohne daß das Einheitsverlangen des Volkes seiner Verwirklichung thatsächlich näher gebracht worden wäre. Das Reichsparlament, welches die Nation vertreten, ihrem Willen Ausdruck geben und Geltung verschaffen sollte, hatte einerseits durch seine Schwäche, seine Spaltungen und die ermüdende Dauer seiner Berathungen das allgemeine Vertrauen zum großen Theile wieder verscherzt, während es anderseits nie darauf bedacht gewesen war, sich auch mit jener Macht zu umgeben, durch die allein es seinen Beschlüssen hätte Gehorsam sichern können. Die Verkündigung der Reichsverfassung war seine letzte That: zu ihrer Einführung vermochte das Reichsparlament Nichts, es mußte sie dem guten Willen der Regierungen, oder, in Ermangelung dessen, der entschlossenen Thatkraft des Volkes in den Einzelstaaten anheimgeben. Damit war aber die Einheit der nationalen Bewegung aufgelöst in die alte Zersplitterung. Wohl hatten bereits 28 deutsche Regierungen freiwillig, der König von Württemberg, durch das eigene Volk und Heer gezwungen, die Reichsverfassung anerkannt, und die Centralgewalt hätte somit immer über eine Militärmacht verfügt, die bei kräftiger Leitung und von der Stimmung des deutschen Volkes im Allgemeinen unterstützt, wohl ausreichen mochte, die widerspenstigen Regierungen unter das Gesetz zu beugen; allein der Reichsverweser selbst war ja im vollsten Einverständniß mit den verbündeten Königen, die jetzt der unverkürzten Aufrechthaltung ihrer Souveränetäts-

rechte eben ſo unbedenklich des Vaterlandes Wohl und Größe opferten, wie damals, wo ſie durch den Verrath des deutſchen Reiches ſich von Napoleon dieſe Souveränetätsrechte erkauften. Es war eine Thorheit geweſen zu wähnen, dieſer Erzherzog Johann, der Bruder des Kaiſer Franz, der Großonkel Franz Joſeph's werde ſich ernſtlich dazu hergeben, die Freiheit des Volkes und die Einheit Deutſchland's zu begründen, mit andern Worten, er könne gewillt ſein, das alte Regierungsſyſtem ſeines Hauſes laut zu verdammen, ſeine Familie von ihrer Höhe in die zweite Stelle hinabzudrücken und mit eigner Hand die von den Habsburgern als Erbrecht betrachtete deutſche Kaiſerkrone auf das Haupt des verhaßten Hohenzollern zu ſetzen. Wahrlich, wenn die Handlungsweiſe des Reichsverweſers eine Entſchuldigung zuließe, ſo läge ſie ausreichend darin, daß ihm ganz unbegreiflicher Weiſe die Anmuthung einer opferwilligen Seelengröße geſtellt wurde, wie ſie in allen Lebensſchichten nur höchſt ſelten angetroffen, in Fürſtenhäuſern aber bis jetzt vergebens geſucht wird. Keinem unſrer kleinen Könige fiel der Wortbruch ſchwerer, als das Aufgeben einiger Regierungsrechte an das Volk, einiger Flitter ihrer Scheinſouveränetät an die Reichsgewalt; und für den Habsburger handelte es ſich um die wirkliche alte Größe ſeines Hauſes, die er ſelbſt zerſtören ſollte!

Somit war denn das deutſche Volk auf's Neue darauf angewieſen, ſich die Einheit durch einen, in den Sonderſtaaten gegen die widerſtrebenden Regierungen geführten Kampf zu erobern, und die Reaktion wendete

ſich demgemäß von jetzt an mit ganzer Energie nach innen, das ohnmächtige Reichsparlament nur durch ihren ausgeſprochendſten Hohn noch beachtend.

Am 3. April, gleichzeitig mit der ablehnenden Antwort Friedrich Wilhelm's IV. an die Deputation der Reichsverſammlung, hatte das preußiſche Cabinet eine Circularnote an die deutſchen Regierungen erlaſſen, dahin lautend, daß der König, in Anbetracht der Gefahren, welche Deutſchland in Folge der erwarteten Abdankung des Reichsverweſers bedrohen könnten, bereit ſei, die proviſoriſche Centralregierung anzunehmen, jedoch feſthalte an der Vereinbarung der Fürſten und zu dem Ende eine Aufforderung an alle Regierungen ergehen laſſen werde, Geſandte nach Frankfurt zu ſchicken, um dort Erklärungen über die deutſche Verfaſſung abzugeben.

Damit war dem neuen Stand der Dinge offen Trotz und Krieg geboten, die Autorität des ſeit neun Monaten tagenden Reichsparlamentes verläugnet und ihr Werk, die Reichsverfaſſung, geradezu als null und nichtig erklärt, während zugleich die Fürſten aufgefordert wurden, Deutſchlands Geſchicke nunmehr nach ihrem Sinne, d. h. ihren Sonderintereſſen gemäß zu ordnen.

Nachdem die Reaktion ſich einmal ſtark genug gefühlt hatte, dergeſtalt die Maske abzuwerfen, war auch ein raſches und entſchiedenes Vorgehen derſelben zu erwarten; doch ſollte ſich zunächſt Friedrich Wilhelm IV. ſelbſt in ſeinen Berechnungen getäuſcht ſehen.

Das Anerbieten, an Stelle des Reichsverwesers die provisorische Centralgewalt zu übernehmen, die Verfassung dagegen den Beschlüssen eines Fürstencongresses vorzubehalten, war denn doch etwas zu plump gestellt, als daß nicht Jeder die Absicht desselben sogleich durchschaut hätte. Friedrich Wilhelm IV. mochte wohl gern sein Haupt mit der deutschen Kaiserkrone schmücken, dagegen aber seinen Stolz und Eigenwillen nicht den Machtbeschränkungen der Reichsverfassung unterwerfen. Während nun die Letztere durch die Verweisung des Verfassungswerkes an die Fürsten beseitigt wurde, sollte die Annahme der Centralgewalt ihm die erstere sichern; denn war er einmal, wenn auch nur provisorisch im Besitze der Macht, wäre es wohl schwer gefallen, sie ihm wieder zu entreißen.

Die österreichische Regierung durchkreuzte diese Pläne. Sie bedeutete den Erzherzog Johann, die Reichsverweserschaft, die er hatte aufgeben sollen, noch zu behalten, lehnte die Beschickung eines Gesandtencongresses ab, und rief zugleich die österreichischen Mitglieder der Reichsversammlung zurück, angeblich weil diese durch die Proclamirung der Verfassung und die Kaiserwahl den Rechtsboden verlassen habe.

In dieser Weise gegen die nahe Gefahr einer preußischen Hegemonie gesichert, konnten sich die Regierungen der Mittelstaaten um so unbedenklicher mit Friedrich Wilhelm gegen die Reichsverfassung verbinden, und die Könige von Hannover, Würtemberg, Bayern und Sachsen versicherten das Kabinet zu Berlin in einer Kollektiv-

note, daß sie mit seinen Schritten in Bezug auf die deutsche Frage vollkommen einverstanden seien. So war der Bund, dem bald auch Oesterreich beitrat, schnell geschlossen, und die preußische Regierung ermahnte in ihrer Circularnote vom 28. April ihre Verbündeten, den gefährlichen Krisen, die in manchen Ländern durch ein starres Festhalten der Reichsversammlung an ihren Beschlüssen hervorgerufen werden könnten, gemeinsam ernst und kräftig entgegenzutreten, wo möglich aber sie durch ein entschiedenes Handeln und Vorwärtsgehen zu verhindern. Sie selbst sei dazu in vollem Umfange bereit, und werde ihre Maßregeln so treffen, daß sie den verbündeten Regierungen die etwa gewünschte und erforderliche Hülfe rechtzeitig werde leisten können.

Trat dieses Bündniß in seiner weiteren Ausdehnung auch erst jetzt an den Tag, so war es doch längst schon vorbereitet gewesen. Bereits im November des vorhergehenden Jahres hatten sich die Höfe von Berlin, Dresden und Hannover insgeheim darüber verständigt, die ganze Bewegung, sobald die Gelegenheit sich günstig zeige, mit Gewalt der Waffen zu unterdrücken. Einer der eifrigsten Förderer dieses Complotts war Hr. v. Beust, damals sächsischer Gesandter in Berlin. Oberländer hatte selbstverständlich keine Kenntniß von diesem Treiben; ob der König, — der gerade damals bei jeder Gelegenheit seinen Entschluß, für Deutschland's Einheit und Freiheit auch die schwersten Opfer bringen zu wollen, so lebhaft

betheuert, — eingeweiht war, oder das Ganze auch hinter seinem Rücken geschah, ist noch unaufgeklärt. Das spätere erweiterte Bündniß war nur eine Frucht jener ersten Verabredungen.

Die weiteren Schritte dieser Fürstenverschwörung erfolgten denn auch rasch und übereinstimmend. In Bayern, Hannover, Preußen und Sachsen wurden die Landtage aufgelöst oder vertagt, und der Umstand, daß die Reichsversammlung durch Beschluß vom 26. April die Sonderregierungen aufgefordert hatte, bis zur erfolgten Anerkennung der Reichsverfassung von ihrem Rechte der Kammer-Vertagung oder Auflösung keinen Gebrauch zu machen, bot nur eine willkommene Gelegenheit, das Volksparlament durch ein directes Zuwiderhandeln auf's Neue zu verhöhnen.

Allein, wie geschickt auch die Fäden geschlagen sein mochten, wie sicher man auch auf das Gelingen des Complottes hoffte, so traten doch Ereignisse ein, welche die Verbündeten zur Vorsicht mahnten; und was sich gegen Ende April in Württemberg zutrug, war nicht geeignet, ihr Vertrauen in die eigene Kraft zu erhöhen.

Ganz der Verabredung gemäß hatte der König von Württemberg — genau so wie einige Tage später der König von Sachsen — auf die von dem Landtage an ihn ergangene Aufforderung zur Anerkennung der Reichsverfassung zunächst seine volle Bereitwilligkeit, der Herstellung von Deutschland's Einheit und Größe jedes Opfer zu bringen betheuert, dann mit Bedauern das augenblickliche Nichtzustandekommen derselben dem Widerstre-

den der andern (verblindeten) Regierungen zugeschrieben, und endlich versprochen, die Reichsverfassung anzuerkennen, sobald nur jene damit vorangegangen sein würden. Dies unwürdige Manöver, nach welchem jeder der Verschwornen dem eigenen Volke gegenüber die Schuld auf die andern schob, war in diesem Falle schnöde mißlungen. Volk und Heer durchschauten die List und drangen einmüthig auf die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung, welcher Forderung sich denn auch der König, nachdem alle Ausflüchte erschöpft waren, nothgedrungen hatte fügen müssen.

Mochten immerhin diese Vorgänge, welche bereits am 24. April mit dem Nachgeben des Königs ihren vorläufigen Abschluß gefunden hatten, die Machthaber Sachsen's betreten machen, zu einer Umkehr auf der eingeschlagenen verhängnißvollen Bahn vermochten sie dieselben nicht zu bewegen; vielmehr bemächtigte sich ihrer mit dem Herannahen der Entscheidungsstunde ein Uebermuth, der selbst die Wahrung des bloßen Scheines, der äußerlichsten Anstandsformen für nunmehr überflüssig zu halten schien.

Nachdem die Kammern am 12. und 14. April die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung beschlossen, am 23. und 27. ihre Mistrauenserklärung gegen das Ministerium erlassen hatten, verlangte dieses nichtsdestoweniger noch am 28. die Fortbewilligung der Steuern, und als die erste Kammer sie verweigerte, wurde noch am selben Tage das Auflösungsdekret des Landtages vom Könige unterzeichnet und den einzelnen Mitgliedern

am nächsten Morgen abschriftlich zugefertigt. Auf den Protest der beiden Kammerpräsidenten gegen dies verfassungswidrige, meuchlerische Abthun der Landesvertretung, mußte jedoch eine letzte Sitzung auf den 30. April anberaumt werden, in welcher, ohne Beisein auch nur eines Ministers, ein Regierungscommissär die Auflösung, den Bestimmungen der Geschäftsordnung gemäß, vollzog. Selbst diese Gelegenheit durfte sich der Geist kleinlicher Malice, der die sächsische Reaktion durchweg charakterisirt, nicht entgehen lassen, und demgemäß wurde mit der Vollziehung dieser, den ausgesprochenen Willen des Reichsparlamentes wie des sächsischen Volkes offen verhöhnenden Maßregel der einzige entschieden freisinnige Regierungsrath, Todt, selbst Mitglied der ersten Kammer und des Vorparlamentes, beauftragt.

Wohl erkennend, daß der wahre Grund dieser plötzlichen Auflösung zunächst in dem Widerstreben gegen die Reichsverfassung liege, hatte sich die erste Kammer noch am letzten Sitzungsmorgen beeilt, die Differenzpunkte der beiden Kammern in ihren Beschlüssen über die Anerkennung der Reichsverfassung zu erledigen und das Direktorium mit der Abfassung der betreffenden Landtagsschrift zu beauftragen. In beiden Kammern erhoben sich noch Stimmen ernster Warnung vor den Gefahren und der Verderblichkeit des von der Regierung eingeschlagenen Weges, dann schlossen sie ihre Sitzungen mit einem begeisterten Hoch auf Deutschland's Einheit und Freiheit und die, beide verbürgende Reichsverfassung.

So endete, nach dreimonatlichem fruchtlosen Kämpfen und Ringen dieser Landtag, dem von der jubelnden Reaktion die Bezeichnung als Unverstandslandtag nachgeschleudert wurde, weil es so langer Zeit und so gehäufter Belehrungen bedurfte, sein Vertrauen auf die Treue und den redlichen Willen des Königs endlich in das Gegentheil zu verwandeln, und er in seiner verblendeten Zuversicht auf feierliche Gelöbnisse und Versprechungen, den Zeitpunkt ungenützt hatte verstreichen lassen, wo es ihm durch ein festes, rücksichtsloses Auftreten noch möglich gewesen wäre, die verrätherischen Anschläge der Reaktion zu nichte zu machen und ihre späteren Triumphe zu vereiteln.

Das Ministerium hatte in seiner, das Auflösungsdekret begleitenden Erklärung „an das sächsische Volk" sich verpflichtet erachtet zu sagen, „warum es vor der Majorität dieser Kammern nicht zurücktrete", und die Hoffnung ausgesprochen, in den neu zu wählenden Kammern einer größern Bereitwilligkeit zu einträchtigem Zusammenwirken zu begegnen. Um so größer mußte daher die allgemeine Ueberraschung sein, als sich bereits am nächsten Morgen die sichere Kunde von der bereits erfolgten Auflösung dieses Ministeriums selbst verbreitete. Die Minister Held, v. Ehrenstein und Weinlig waren abgetreten oder hatten vielmehr, wie es hieß, ihre Entlassung unerbeten zugeschickt bekommen, und nur v. Beust und Rabenhorst, Kopf und Hand der sächsischen Reaktion, waren im Amte verblieben.

Das in der Geſchichte des Conſtitutionalismus bis dahin noch unerhörte Vorkommniß einer gleichzeitigen Auflöſung von Landtag und Miniſterium, findet ſeine Erklärung theils in den Plänen der Reaktion, theils in den Ereigniſſen jener Tage. Sachſen, wie die meiſten deutſchen Staaten, hatte ſeit Anfang der Bewegung im vorigen Jahre eine doppelte Regierung gehabt: eine ſcheinbare, die Nichts vermochte, aber durch einige populäre Namen das Volk in Vertrauen wiegen und einſchläfern ſollte, während zugleich Sorge getragen war, einem etwaigen kräftigen Auftreten deſſelben durch Beiordnung eines „Vertrauensmannes", wie es im Miniſterium Oberländer v. d. Pfordten war, vorzubeugen; und eine wirkliche, die thatſächlich Alles beſtimmte und leitete, deren Träger aber ſich im Dunkel hielten. Auch das Miniſterium Held beſtand in ſeiner Majorität aus bloßen Puppen: Held, v. Ehrenſtein und Weinlig waren nur vorgeſchobene Namen, während die ganzen Zügel der Regierung, vereint mit den Fäden der Reaktion allein nur in der Hand des Miniſters des Aeußern, v. Beuſt, lagen. Jenen Erſtgenannten ſcheint das ganze Complott der Könige, wenigſtens ſeiner weiteren Abſicht nach, ein Geheimniß geblieben zu ſein; denn es iſt außer Zweifel daß ſie, wenn nicht die Pflicht, ſo doch die Nothwendigkeit der Anerkennung der Reichsverfaſſung eingeſehen, dieſelbe mit Nachdruck vom Könige gefordert und auch wirklich bereits erlangt hatten. Demgemäß war gleichzeitig mit dem, die Kammeranflöſung verfügenden Dekrete, ein zweites, die Anerken-

nung der Reichsverfassung aussprechend, in die k. Hofbuchdruckerei abgegeben worden, welches gleich am Tage nach der Auflösung des Landtages veröffentlicht werden sollte. Sei es nun, daß mit diesem scheinbaren Eingehen auf ihre Forderungen jene Minister, deren man zur Auflösung der Kammern noch bedurfte, nur getäuscht werden sollten, bis dies geschehen war; sei es, daß die Vorgänge in Württemberg soweit Besorgnisse erweckt hatten, daß man einen Augenblick wirklich bereit gewesen, sich für jetzt dem Willen des Volkes zu beugen, welcher Schwäche man sich am folgenden Tage schon entschlug, als die Zusicherung militärischer Hülfe seitens der preußischen Regierung eingetroffen war: Thatsache ist, daß gleich nach der am 30. April erfolgten Auflösung des Landtages das, die Anerkennung der Reichsverfassung verkündende Dekret wieder aus der Druckerei verschwunden war oder zurückgenommen wurde, und die getäuschten Minister Held, v. Ehrenstein und Weinlig in Folge dessen sofort ihre Entlassung nahmen oder erhielten, eine Maßregel, die sich begreiflicherweise auf die Eingeweihten, v. Beust und Rabenhorst, nicht zu erstrecken hatte.

So bestand denn in jenen verhängnißvollen Tagen weder eine Landesvertretung noch eine verfassungsmäßige Regierung, denn wenn auch, trotz der Solidarität des Ministeriums, nach dessen Entlassung die Chefs der zwei untergeordneten Departements des Auswärtigen und des Krieges in ihrer Stellung verblieben, so konnte doch gerade diese Minorität am allerwenigsten eine Staatsregierung repräsentiren, und es war nur ein neues Hin-

wegsetzen über alle Bedingungen eines verfassungsmäßigen Zustandes, wenn diese, überdies noch von dem entschiedensten Mißtrauen des ganzen Volkes gezeichneten Persönlichkeiten, sich dennoch das „Gesammtministerium“ zu nennen und als solches zu bethätigen wagten. Zwar erschien vom 3. Mai an auf mehreren Erlassen auch der Name des Dr. Zschinsky (als Minister der Justiz) neben denen der Herren von Beust und und Rabenhorst, allein seine Ernennung war ebensowenig als die des später noch sich hinzugesellenden v. Friesen (als Minister des Innern), in gesetzlicher Weise zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden. Eine bezügliche Bekanntmachung ist weder vor, noch während jener Tage irgendwie, sei es im Gesetz- und Verordnungsblatt, in irgend einer Zeitung, noch selbst in Plakatform erfolgt, und somit waren alle, von diesen unbeglaubigten Personen ausgehenden oder unterzeichneten Akte schlechthin null und nichtig, durften eine Nachachtung weder erwarten noch finden. Ganz der Sache angemessen führte nicht eine, selbst nur in formeller Beziehung rechtmäßige Regierung, sondern die nackte Reaktion den Kampf gegen die Nation, und die nachträglichen Lobhudler jener Männer verrathen, in Ermangelung alles Rechtssinnes, doch immerhin einige Gesetzkenntniß, wenn sie bekennen, daß dieselben ihre Existenz und unzweifelhaft auch ihr Leben auf das Spiel gesetzt hatten, sobald das Volk siegte.

Obwohl es keinem Zweifel unterliegen konnte, daß sowohl die Auflösung der Kammern, wie die Entlassung der drei Minister lediglich eine Consequenz des Beschluß-

sei war, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen und überhaupt von jetzt an offen mit der Bewegung des letzten Jahres, der man bisher scheinbar nachgegeben, zu brechen, so hoffte das sächsische Volk in seiner kaum zu erschöpfenden Langmuth doch immer noch auf den guten Willen und die politische Ehrlichkeit des Königs selbst, und aus allen Theilen des Landes drängten sich die Deputationen von Stadtmagistraten, Ortsvorständen, Genossenschaften und Vereinen jeder Art mit Adressen an den König, die in rührendster, eindringlichster Weise seinen Sinn zu erweichen suchten, in schonendster Form ihn an seine wiederholten Versprechungen, an seine höchste Pflicht, Sachsen und Deutschland gegenüber, mahnten. Die Hauptstadt des Landes stellte sich an die Spitze dieser Kundgebungen des allgemeinen Rechtsbewußtseins und Volkswillens. Schon die erste ihrer wiederholten Adressen ließ den ganzen Ernst der Lage erkennen und charakterisirt in ihrer festen, männlichen Sprache besser, als eine weitläufige Schilderung, des sächsischen Volkes Stimmung in jenen Tagen*).

*) Diese Adresse lautete:

„Majestät!"

„Die ehrerbietigst Unterzeichneten fühlen sich als die gesetzlich berufenen Vertreter der hiesigen Gemeinde gedrungen, in einer Zeit, wo das gemeinsame Vaterland in Gefahr ist, ehrfurchtsvoll dem Throne Ew. Majestät sich zu nahen. Ew. Majestät Regierung hat von Beginn der Erhebung des deutschen Volkes an die bündigsten Versicherungen ausgesprochen, daß es ihr Ernst sei um die Verwirklichung der deutschen Freiheit und Einheit, und daß Ew. Majestät bereit sei, die Opfer zu bringen, welche dieser hohe Zweck erheischt.

Aehnlich lautende Adreſſen liefen aus allen größern Städten des Landes, aus Leipzig, Chemnitz, Freiberg, Zwickau u. a. m. ein. Die Bürgerwehr Dresden's eben-

---

Die freudige Anerkennung des Reichsverweſers, mit welcher Sachſen allen anderen deutſchen Staaten vorangegangen iſt, und die bereitwillige Ausführung aller Beſchlüſſe der Centralgewalt und der Nationalverſammlung ſind hinreichende Beweiſe dafür. Auch von den dermaligen Räthen der Krone ſind bereits die Grundrechte, als ein Theil der deutſchen Verfaſſung, in unſerem Vaterlande als Geſetz in dem Maße verkündet worden, wie ſie von der Nationalverſammlung berathen und beſchloſſen worden ſind. Jetzt aber, wo es gilt, den Schlußſtein für den Bau von Deutſchland's Einheit, Freiheit und Wohlfahrt niederzulegen, jetzt, nachdem auch die bisherigen Volksvertreter faſt einſtimmig ſich für die Anerkennung der Reichsverfaſſung ausgeſprochen haben, müſſen wir mit Schmerz bemerken, daß Sachſen in ſeiner leidigen Sonderſtellung hinter den neunundzwanzig deutſchen Regierungen zurückbleibt, welche bereits die Reichsverfaſſung unumwunden anerkannt haben; wir beklagen es tief, daß die Krone auch dermalen noch von Männern berathen wird, welche weder die Unabhängigkeit der ſächſiſchen Nation gegenüber den anderen deutſchen Regierungen zu wahren, noch insbeſondere in den deutſchen Angelegenheiten im Sinne der großen Mehrheit des ſächſiſchen Volkes zu handeln verſtehen. Indem wir ehrfurchtsvoll Unterzeichnete die Rechtsgültigkeit der deutſchen Verfaſſung, wie ſie aus der zweiten Leſung der Frankfurter Nationalverſammlung hervorgegangen iſt, auch für Sachſen anerkennen und jeden Widerſtand gegen dieſelbe als ein Auflehnen gegen den, durch ſeine freigewählten Vertreter ausgeſprochenen Willen des deutſchen Volkes betrachten, bringen wir den dringenden Antrag an Ew. Majeſtät:

> Höchſtdieſelben wollen dahin Anordnung treffen laſſen, daß dieſe deutſche Reichsverfaſſung in den ſächſiſchen Landen unverweilt und unverändert als Geſetz verkündet werde.

falls wandte sich mit einer Eingabe direkt an den König, in welcher sie aussprach, daß sie „die Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit der sofortigen Anerkennung der Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung wegen der deutschen Reichsverfassung theile und daß sie, ihrer Pflicht zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung jederzeit eingedenk, doch gegen ihre Mitwirkung zu Maßregeln, welche die Gültigkeit der deutschen Reichsverfassung in Frage stellen sollten, sich feierlichst verwahre."

Diesen dringenden Bitten, diesen vollberechtigten Forderungen des ganzen Volkes setzte der König unbeugsam sein starres „Nein!" entgegen. Die, allen jenen De-

---

Der allenthalben rege und begeisterte Sinn für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes wird dadurch befriedigt, die Einheit und Freiheit Deutschland's wird dadurch um einen bedeutenden Schritt ihrem Ziele näher gebracht, und Ruhe und Glück eines jeden einzelnen Staatsbürgers mittelbar durch die Sicherheit eines festbegründeten Rechtszustandes gefördert werden.

Unser Gewissen gebietet uns, Ew. Majestät auf die traurigen Folgen und die dringende Gefahr aufmerksam zu machen, in welche eine längere Verweigerung der gerechten Forderungen des Volkes das ganze Vaterland und auch insbesondere unsere Stadt stürzen würde.

Hoffen wir, daß das Band des Vertrauens, welches bisher Sachsen's Fürsten und Volk umschlang, nicht auf alle Zeiten zerrissen werde.

Ehrfurchtsvoll verharren wir

Der Rath zu Dresden.

Das Stadtverordneten-Collegium."

Dresden, den 2. Mai 1849.

putationen gewordenen Antworten waren in einer Weise gleichlautend unter sich und mit jenem ersten Erlasse des Königs von Würtemberg, daß die Vermuthung gerechtfertigt erscheint, sie seien von irgend einer Centralstelle aus den verbündeten Fürsten geradezu in den Mund gelegt worden. Hier wie dort dieselben Betheuerungen der größten Opferwilligkeit für Deutschlands Größe, Einheit und Freiheit, während nur darauf gesonnen wurde, diese um jeden Preis zu hintertreiben, um sich alle Opfer, wie unbedeutend sie auch seien, zu ersparen; hier wie dort dieselbe ungescheute Versicherung, daß einzig nur aus Rücksicht auf das wahre Wohl des Volkes die Anerkennung der Reichsverfassung noch vorenthalten werden müsse, während doch eben dieses Volk in allen seinen Schichten fast mit Einstimmigkeit sich klar bewußt war und es laut ausgesprochen hatte, daß sein Wohl nur gesichert werde durch die unbedingte Herrschaft von Recht und Gesetz, diese aber die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung forderten; hier wie dort dieselbe trügerische Zusage, daß diese nur vorbehaltene Anerkennung freudig erfolgen werde, sobald nur die andern widerstrebenden Fürsten ihre Bedenken gegen dieselbe aufgegeben, und namentlich die preußische Regierung damit vorangegangen sein würde; während man bereits das feste Versprechen hatte, daß die andern Verbündeten ihre „Bedenken" ebensowenig ungezwungen aufgeben und sich ihren eigenen Völkern gegenüber ganz ebenso auf die immer nicht weichenden „Bedenken" des Königs von Sachsen und der Andern berufen würden; während Frie-

drich Wilhelm IV. den Verſchwornen zugleich heimlich ſeine Soldaten zur Niederwerfung ihrer Völker anbot, wenn dieſe ſich etwa beikommen ließen, die Erfüllung der ihnen gemachten Verheißungen erzwingen zu wollen.

Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit wurde die Härte, mit welcher der ſonſt milde König Friedrich bis zum letzten Augenblick und ſelbſt noch während des Blutvergießens ſein Ohr allen Bitten und Mahnungen verſchloß, der kürzlichen Anweſenheit des Fürſten Schwarzenberg und eines, in beſonderem Auftrag nach Dresden gekommenen k. preußiſchen Flügeladjutanten zugeſchrieben, in welchem letzteren Manche Friedrich Wilhelm IV. ſelbſt erkannt haben wollten. Gewiß iſt, daß der König ſeinen Verbündeten das Wort gegeben, feſt zu bleiben und es eher zum Aeußerſten kommen zu laſſen, als die Wünſche und Forderungen ſeines Volkes zu erfüllen; und dieſem einen Verſprechen wenigſtens iſt er bis zum Aeußerſten nachgekommen, wie viele, dem Volke gemachte feierliche Zuſagen auch gebrochen, wie immer das Land mit Blut und Jammer erfüllt werden, wie gründlich ſich infolge alles deſſen die bisherige Achtung und Liebe für ihn in das Gegentheil verwandeln mußte!

So war es denn beſchloſſen, offen ausgeſprochen, was die Hellerſehenden ſo oft und lange ſchon den Vertrauensſeligen vergebens zugerufen: alle Früchte der Bewegung des großen Jahres 1848 ſollten gewaltſam wieder vernichtet werden: man wollte keine Ausgleichung,

keine Verſtändigung, ſondern den Kampf; man ſuchte, man erzwang ihn ſchließlich, wie dieß bereits hinlänglich erwieſen iſt durch die Thatſache, daß der König und ſeine Berather, nachdem die Reichsverfaſſung ſchon unterſchrieben war, ſich dann erſt für ihre hartnäckige Zurückweiſung entſchieden hatten, als ſie der preußiſchen Bajonette gegen das eigene Volk verſichert waren. Dies bezeugt zum Ueberfluß noch der Commandant der preußiſchen Hülfstruppen, Graf Walderſee ſelbſt, deſſen Urtheil über dieſen Entſchluß der ſächſiſchen Machthaber zu bezeichnend für die Denkweiſe dieſer ganzen Partei iſt, als daß es hier nicht Platz finden ſollte.

„Die Geſchichte wird zweifelhaft ſein", meint der Herr Graf, „wem ſie in dieſer entſcheidenden Stunde eine größere Bewunderung zu zollen hat, ob den drei Männern (Zſchinsky, v. Beuſt und Rabenhorſt), welche feſt und klar, beſonnen und unbeirrt von dem tobenden Geſchrei des großen Haufens, wie von dem ſcheuen Bedenken der Mehrzahl der Gebildeten, ihre Exiſtenz und unzweifelhaft auch ihr Leben auf das Spiel ſetzten, ſobald der Aufruhr ſiegte, — oder einem Monarchen, ... der ſehr wohl erkannte, daß ſeine Weigerung zum Bürgerkrieg führen mußte, auf den von vielen, ſelbſt den wohlmeinendſten Seiten her drei lange Tage hindurch eingeſtürmt wurde, dem Blutvergießen durch Eingehen in die „Wünſche des Volkes" vorzubeugen, — und der dennoch an der eigenen Ueberzeugung und der ſeiner erkornen Rathgeber feſthielt: daß der Augenblick gekommen ſei, wo jede fernere Conceſſion nur

der erste Schritt auf dem unwiederbringlich zum Umsturz des Thrones und der gesellschaftlichen Ordnung hinabführenden Weg sein würde*)".

Voraussehend, daß nach dem Zuspätekommen der Hülfe in Württemberg, die nächste Entscheidung in Sachsen erfolgen müsse, hatte die preußische Regierung in Gemäßheit ihres Versprechens bereits Befehl gegeben, zwei Divisionen an der Grenze, bei Halle und Görlitz, zusammenzuziehen. Erfahrungsmäßig jedoch pflegten die preußischen Veranstaltungen zum aktiven Vorgehen in der Regel zu spät zu kommen, und so waren denn auch diese Truppen beim Ausbruche des Kampfes in Dresden noch nicht verfügbar, und man sah sich genöthigt, vorerst einige Bataillone aus Berlin und dessen Umgebungen zu senden, bis dann erst mehrere Tage später die Verstärkungen aus Torgau und Görlitz eintrafen.

---

*) Graf Waldersee, der Kampf in Dresden, 1849. S. 4 u. 5: Der Herr Graf ist weit entfernt davon, mit diesen Worten der furchtbarsten Anklage den König und seine Minister auf ironische Weise brandmarken zu wollen; er spricht vielmehr in vollem, trockensten Ernste. Gebührt ihm sonach Dank für die Aufrichtigkeit, mit welcher er die allgemeine Ueberzeugung bestätigt, daß die sächsische Regierung absichtsvoll den Kampf herbeizuführen suchte, so möge er doch selbst die Logik seiner hieran geknüpften Bemerkung verantworten, der zufolge der absichtlich provocirte Bürgerkrieg das beste Mittel zur Sicherstellung der „gesellschaftlichen Ordnung" — Pflichterfüllung und Worthalten, Eingehen auf die „Wünsche des Volkes" und Beugen unter Recht und Gesetz dagegen, der „erste Schritt auf dem unwiederbringlich zum Umsturz des Thrones führenden Weg" sein sollte.

Ueber den ſtaatsrechtlichen Charakter dieſes ganzen Komplottes und der zu ſeiner Durchführung ergriffenen Mittel, konnte unter ſeinen Theilhabern ſelbſt nicht der geringſte Zweifel herrſchen. Gelänge es auch wirklich einer ſinnverdrehenden Rabuliſtik, von einem wortklaubenden juriſtiſchen Standpunkte aus die unbedingte Rechtsgültigkeit der Reichsverfaſſung als nicht ganz unanfechtbar darzuſtellen, ſo wurzelt dieſe doch in einer unvergleichlich höhern Autorität, als ſelbſt die aller Gerichtshöfe der Erde zu bieten vermag: die Reichsverfaſſung war das Werk und der Wille der geſammten deutſchen Nation, ihre Rechtsgültigkeit war anerkannt von dem ganzen Volke durch alle ſeine Landesvertretungen und jedes ihm zu Gebote ſtehende Organ, ſie war endlich beſtätigt von 29 unter den 34 Regierungen Deutſchlands. Keinen denkbaren berechtigten Standpunkt gibt es, von dem aus es jenen widerſpänſtigen fünf Regierungen zugeſtanden hätte, das allgemein anerkannte Recht zum Unrecht zu ſtempeln. Sowohl nach dem Völkerrechte wie nach dem deutſchen Bundesrechte hatten dieſe, von ihren eignen Volksvertretungen offen verläugneten Regierungen ſich dem Beſchluß der großen Mehrheit ihrer Genoſſinnen, dem laut ausgeſprochenen Willen der ganzen Nation ohne Widerrede zu unterwerfen, und auch der zeitweilige Sieg kann ihre Auflehnung und bewaffnete Empörung nicht davor ſchützen, daß ſie bis an's Ende der Geſchichte von allen Unbefangenen als ein Verrath an allen ihren Pflichten gegen das eigene Volk wie gegen das geſammte Vaterland gebrandmarkt werde,

als ein um so frevelhafteres Verbrechen, da es einzig und allein nur der Befriedigung fürstlichen Hochmuthes, rücksichtslosester Selbstsucht dienen sollte, der unbedenklich das Wohl und die Freiheit der Nation, die Größe und Herrlichkeit Deutschland's, und — die eigene Ehre zum Opfer gebracht wurde.

Mit dem freundnachbarlichen Anerbieten der preußischen Truppen zur Bekämpfung der deutschen Reichsverfassung in den Sonderstaaten, sowie mit der Annahme dieser „Hülfe" seitens der sächsischen Regierung waren ferner nicht nur die sämmtlichen einschlagenden Bundes- und Reichsgesetze, sondern auch die sächsische Verfassung in den Staub getreten.

Artikel 13 des Reichsgesetzes über die provisorische Centralgewalt lautet:

„Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf."

Am 12. Juni 1848, nachdem der Reichsverweser in der Paulskirche der Reichsversammlung den Eid geleistet, begab er sich in den Bundespalast, woselbst in öffentlicher Plenarsitzung der Präsident der Bundesversammlung eine Ansprache an ihn richtete, welche nach Aufzählung desjenigen, wozu die Bundesversammlung verfassungsmäßig berechtigt war, mit den Worten schloß:

„Die Bundesversammlung überträgt Namens der deutschen Regierungen die Ausübung dieser, ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen an die provisorische Centralgewalt; sie legt sie ins-

besondere mit dem Vertrauen in die Hände Ew. Kais. Hoheit, als des deutschen Reichsverwesers, daß für die Einheit, die Macht und die Freiheit Deutschlands Großes und Erfolgreiches erzielt werde. . . . Mit diesen Erklärungen sieht die Bundesversammlung ihre bisherige Thätigkeit als beendet an."

Nachdem die Regierungen selbst die Centralgewalt anerkannt und mit allen Rechten des Bundestages betraut hatten, mußten sie, auch ohne weitere Erklärung, die Autorität des Reichsverwesers in allen einschlagenden Fällen anerkennen. Daß dies wirklich geschehen, beweist die Thatsache, daß der Verordnung des Reichsministeriums zufolge am 6. August 1848 die sächsischen Truppen, der König an ihrer Spitze, dem Reichsverweser feierlich gehuldigt hatten, während in Preußen durch einen Armeebefehl bekannt gemacht worden war, daß der Reichsverweser den Oberbefehl über die deutschen Truppen übernommen habe.

Ergibt sich schon hieraus, daß ohne Vorwissen und Befehl des Reichsverwesers die preußische Regierung ebensowenig befugt war, ihre Truppen der sächsischen zur Disposition zu stellen, als es dieser zustand, die so gebotene Hülfe in Anspruch zu nehmen, so ergibt sich dies noch unwiderleglicher aus dem Bundesrechte, das unter allen Umständen in Kraft blieb, soweit es nicht aufgehoben war, und dessen Träger nach der oben angezogenen Erklärung des Bundespräsidenten derzeit nur die Centralgewalt war.

Artikel XXV der Wiener Schlußakte aber lautet:

„Die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung in den Bundesstaaten steht den Regierungen allein zu. Als Ausnahme kann jedoch in Rücksicht auf die innere Sicherheit des gesammten Bundes und in Folge der Verpflichtung der Bundesglieder zu gegenseitiger Hülfsleistung, die Mitwirkung der Gesammtheit zur Erhaltung und Wiederherstellung der Ruhe im Falle einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesstaaten stattfinden."

Und Artikel XXVI verfügt des Näheren:

„Wenn in einem Bundesstaate durch Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit die innere Ruhe unmittelbar gefährdet und eine Verbreitung aufrührerischer Bewegungen zu fürchten, oder ein wirklicher Aufruhr zum Ausbruch gekommen ist, und die Regierung selbst, nach Erschöpfung der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, den Beistand des Bundes anruft, so liegt der Bundesversammlung ob, die schleunigste Hülfe zur Wiederherstellung der Ordnung zu veranlassen. Sollte im letztgedachten Falle die Regierung notorisch außer Stande sein, den Aufruhr durch eigene Kräfte zu unterdrücken, zugleich aber durch die Umstände gehindert werden, die Hülfe des Bundes zu begehren, so ist die Bundesversammlung nichts desto weniger verpflichtet, auch unaufgefordert zur Wie-

derherſtellung der Ordnung und Sicherheit einzuſchreiten."

Es beſtimmt alſo dieſes Geſetz: 1) daß einzig nur die Bundesverſammlung, jetzt die mit ihren Befugniſſen bekleidete Centralgewalt, den einzelnen Regierungen im Falle von Unruhen Hülfe leiſten durfte, ſomit die ſelbſtſtändige Einmiſchung Dritter ausgeſchloſſen war; 2) daß die bedrohte Regierung dieſe Hülfe beanſpruchen konnte, jedoch 3) nicht eher, als bis ſie die ihr verfaſſungsmäßig und geſetzlich zuſtehenden Mittel erſchöpft hatte; 4) daß die Bundesverſammlung, jetzt die Centralgewalt, der Regierung des betreffenden Staates dieſe Hülfe auch unaufgefordert leiſten könne, aber 5) nur, wenn der Fall unter 3, die Ohnmacht der bedrohten Regierung, und zugleich der Umſtand eingetreten war, daß die Letztere durch den Drang der Verhältniſſe behindert war, die Bundeshülfe ſelbſt zu beanſpruchen.

Dieſem klaren Wortlaut des Geſetzes gegenüber wird das folgende Schreiben, welches angeblich die Hülfe des preußiſchen Staatsminiſteriums erwirkt haben ſoll, um ſo größeres Staunen erwecken, als es, wie ſogleich gezeigt, mit dieſem Zweck gar nichts gemein hatte, ſondern nur beſtimmt war, den ganzen unerhörten Vorgang in den Augen des Publikums zu beſchönigen.

„Seit mehreren Tagen waren an Se. Majeſtät den König Seitens hierländiſcher Gemeinden und Corporationen Adreſſen und Geſuche gerichtet worden, welche die Anerkennung der von der deutſchen

Nationalversammlung in zweiter Lesung beschlossenen Reichsverfassung zum Gegenstande hatten. Se. Majestät haben bei der Allerhöchstihnen beiwohnenden Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Verbesserung jener Verfassung, und im vollständigen Einverständnisse mit der von Sr. Königl. preuß. Majestät in dieser Beziehung ausgesprochenen Ansicht, gerechtes Bedenken getragen, diesem Gesuche zu willfahren, um so mehr, da die hiesige Regierung ihre Geneigtheit, an weiteren Verhandlungen über eine neue, modificirte Reichsverfassung Theil zu nehmen, bereits mehrfach zu erkennen gegeben hat. Die aus dieser Veranlassung im Lande sich kundgebende und von Uebelwollenden genährte Aufregung war inmittelst in bedenklichem Grade gestiegen und es sind am heutigen Morgen in hiesiger Residenzstadt Excesse ausgebrochen, welche die Anwendung der Schußwaffe mehrfach nothwendig gemacht haben. Bei dem sich stündlich steigernden Anwachsen der aufrahrerischen Masse ist aber eine baldige größere Ausdehnung der Unruhen zu besorgen, welche offenbar auf den Ausbruch einer weitverzweigten Bewegung hindeuten. Unter diesen Umständen, und da die dermalen im Lande befindlichen militärischen Kräfte, nach erfolgter Entsendung einer königl. sächsischen Brigade nach Schleswig-Holstein, nur von beschränktem Umfange sind, muß es der diesseitigen Regierung daran gelegen

ſein, zu ſchneller Wiederherſtellung der in hieſigem Lande geſtörten Ordnung auf die freundnachbarliche Hülfsleiſtung eines Bundesgenoſſen mit Sicherheit rechnen zu können. Das unterzeichnete Miniſterium ſieht ſich daher, auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs, in dem Falle, an die königl. preußiſche Regierung das ganz ergebenſte Erſuchen zu richten, daß es derſelben gefällig ſein wolle, einige Bataillone wohlgeübter Truppen mit thunlichſter Beſchleunigung in die Nähe hieſiger Reſidenz vorrücken zu laſſen, ſowie demnächſt eine noch größere Anzahl königl. preußiſcher Truppen in Bereitſchaft zu halten, um davon, im Falle eintretenden Bedürfniſſes, den entſprechenden Gebrauch machen zu können. Die dieſſeitige Regierung glaubt nach den preußiſcherſeits in dem neueſten jenſeitigen Cirkularſchreiben vom 28. v. M. erklärten Anſichten, der diesfallſigen jenſeitigen Willfährigkeit mit Zuverſicht entgegenſehen zu können, indem ſie dieſen ihren Antrag in dem Artikel IX der Bundesakte und Artikel XXV und XXVI der Wiener Schlußakte enthaltenen bundesrechtlichen Beſtimmungen hinreichend begründet findet. Indem das unterzeichnete Miniſterium zu dem obgedachten Endzwecke die gefällige Vermittelung des königl. preußiſchen Staatsminiſteriums in Anſpruch nimmt und einer baldgefälligen geneigten Rückäußerung entgegenſieht, benutzt daſſelbe mit wahrem Vergnügen auch dieſen Anlaß, um dem gedachten königl. preuß. Staats-

ministerium die Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu wiederholen.

Dresden, 3. Mai 1849.

Königl. sächs. Ministerium der auswärt. Angelegenheiten.

v. Beust.

Um seinem Schritt in den Augen Unwissender einen Schein von Gesetzmäßigkeit zu verleihen, nahm Herr v. Beust keinen Anstand sich auf eben jene Artikel des Bundesrechtes zu berufen, die ihn nach jeder Seite auf's Entschiedenste verdammen, denn

1) durfte nur die oberste Reichsgewalt die erbetene Hülfe leisten; nicht durfte diese Hülfeleistung „freundnachbarlich", nicht seitens „Eines Bundesgenossen", nicht von einer Einzelregierung, nicht daher auch von der preußischen Regierung, nicht ohne Vorwissen der deutschen Reichsgewalt erbeten werden, nicht ohne ihr Geheiß erfolgen.

2) Mußte jenem Artikel XXVI zufolge das Hülfegesuch von der Regierung, d. h. vom Könige selbst und dem Gesammtministerium ausgehen; es mußte, als eine inhaltsschwere Maßregel, die einen Ausnahmezustand, eine zeitweilige Aufhebung wenigstens der verfassungsmäßigen Garantien sowie der Selbstregierung Sachsen's in sich schloß, durch einen Gesammtministerialerlaß mit den Unterschriften sämmtlicher verantwortlicher Minister versehen, zur öffentlichen Kunde gebracht werden. Statt dessen erscheint hier nachträglich ein bloßes Privatschreiben des Herrn v. Beust, worin allerdings auch

des Königs so nebenbei Erwähnung geschieht, dem aber sogar die königl. Unterschrift, und damit jede Beglaubigung fehlt, daß es mit Vorwissen und im Auftrage selbst nur des Königs erfolgt sei.

Nun existirte freilich am 3. Mai in Sachsen gar kein Gesammtministerium, keine verfassungsmäßige Regierung, von der allein ein solches Hülfsgesuch, und zwar einzig nur an die Reichsgewalt, hätte ausgehen dürfen; allein da jenes Schreiben mit der Requirirung der preußischen Truppen erwiesener Maßen gar nichts zu schaffen hatte, wahrscheinlich später erst abgefaßt, und nur zurückdatirt, jedenfalls aber — wie aus officiellen Berichten hervorgeht — am 3. Mai und überhaupt vor dem Eintreffen der angeblich durch dasselbe erst erbetenen Hülfe gar nicht abgegangen ist, so wäre immerhin Zeit und Möglichkeit genug gewesen, in demselben die verfassungsmäßigen Formen doch wenigstens in Etwas noch zu beobachten, wenn nicht der Uebermuth des Siegesbewußtseins jede weitere Rücksichtsnahme hätte überflüssig erscheinen lassen.

3) Es widerspricht aber dieser Antrag auch darin den Bestimmungen des von ihm selbst angezogenen Artikel der Wiener Schlußakte, daß er die auswärtige Hülfe begehrte, nicht nur ehe die zur Stillung von Unruhen verfassungsmäßig zu Gebote stehenden Mittel erschöpft, sondern ehe dieselben auch nur angewendet worden waren.

Das Gesetz vom 15. November 1848 schreibt ausdrücklich vor, daß bei Störungen der öffentlichen Ruhe

allemal zuerst die Communalgarde — und zwar zunächst die des Ortes selbst und dann, nach Bedürfniß, die der Umgegend, — und nur, wenn dieser die Herstellung der Ruhe nicht gelingt, das Militär zu gleichem Zwecke zu verwenden sei.

Jenes Schreiben des Herrn v. Beust ist vom 3. Mai datirt, an dem, außer einigen, Nachmittag (nicht des Morgens, wie Hr. v. B. schreibt) beim Zeughause gewechselten Schüssen, noch gar keine Feindseligkeiten vorgefallen waren. Um sein, nach jeder Seite hin gesetzwidriges Unterfangen in den Augen des Publikums nur einigermaßen zu begründen, führt das Ministerium des Aeußern an: „es besorge eine größere Ausdehnung der Unruhen und halte deßhalb und da die einheimischen Truppen nach Entsendung der Brigade nach Schleswig-Holstein nur von beschränktem Umfange seien, die preußische Hülfsleistung für räthlich.“ Allein — wie jenes Bundesgesetz ganz bestimmt ausspricht — nicht die bloße Befürchtung, mit den zu Gebote stehenden Mitteln die möglicherweise etwa eintretenden Unruhen nicht bewältigen zu können, berechtigte die Regierung schon zur Anrufung der Reichshülfe, sondern erst der erfolglos gemachte Versuch. Es mußte zunächst die Communalgarde Dresden's und der Umgegend aufgefordert, dann, nachdem diese sich unzureichend oder unwillfährig erwiesen, das sächsische Militär herangezogen worden sein, ehe weitere Schritte bei der Centralgewalt geschehen durften. Alles dies war unterblieben, über alle gesetzlichen Bestimmungen hatte man sich hinweggesetzt, und statt an die allein zustän-

dige Behörde zu gehen — der man freilich, bei aller Bereitwilligkeit des Reichsverweſers und ſeiner Miniſter, doch nicht offen die Anmuthung ſtellen durfte, ſelbſt die Reichsverfaſſung zu bekämpfen — ſteigerte man noch die Aufregung durch die heimliche, aber dennoch verrathene Herbeirufung fremder, der deutſchen Verfaſſung feindlichen, der ſächſiſchen nicht vereideter Truppen. Das ganze, Recht und Geſetz niedertretende Gebahren der preußiſchen Regierung aber ließ das ſächſiſche Volk nur zu klar erkennen, was auch ihm durch die Anrufung der „freundnachbarlichen Hülfe" gerade dieſer Macht zugedacht war, und machte ihm die entſchloſſene Abwehr dieſes, ſowohl die Reichsgeſetze als die eigenen Landesverfaſſung umſtürzenden feindlichen Einfalles nur doppelt zur unabweisbaren Pflicht.

# Die Erhebung.

Bis zum 3. Mai hatte sich die Aufregung der Gemüther über die hartnäckige Weigerung des Königs und den ganzen, verfassungswidrigen Zustand Dessen, was sich als „Regierung" gab, nur durch vereinzelte Gruppen von Einwohnern aller Stände und jeder politischen Richtung bemerkbar gemacht, die in der Nähe des Schlosses mit größter Spannung die Rückkehr der an den König entsendeten Deputationen und ihre Berichte über die von ihm ertheilte Antwort erwarteten. Noch immer wollte man die Hoffnung auf eine Sinnesänderung nicht ganz aufgeben, zumal auch der, von der Centralgewalt zur Ausführung der Parlamentsbeschlüsse vom 26. April abgeordnete Reichscommissär, der Großherzoglich Weimar'sche Staatsminister v. Watzdorf, noch in Dresden anwesend war und, wie zu verhoffen stand, es nicht an den nöthigen Bemühungen hatte fehlen lassen, den Befehlen der obersten Reichsbehörde Gehorsam zu erwirken.

Mit welcher Sicherheit dagegen die Regierung auf den Kampf rechnen zu können glaubte, geht aus allen von ihr getroffenen Vorbereitungen hervor, und ist über-

haupt nichts Wahrheitswidrigeres denkbar, als die Behauptung, sie sei von den Ereignissen — die sie doch selbst mit klarem Wissen herbeigeführt — ganz unvorbereitet überrascht worden. Bereits am 29. April, also schon am Tage vor der Kammerauflösung, hatten die Soldaten der Besatzung Dresden's die Stadt, vom 1. Mai an, wo noch die tiefste Ruhe herrschte, nach 6 Uhr Abends die Casernen nicht mehr verlassen dürfen. Die vorhandenen Geschütze waren in Bereitschaft gesetzt, die Stäbe der Truppen zur augenblicklichen Ertheilung und Weiterbeförderung der erforderlichen Befehle auf ihren Posten, und früher noch, als alles Dieses, war an die auswärtigen Garnisonen der Befehl ergangen, sich zu einem sofortigen Aufbruch bereit zu halten. Nimmt man hierzu die mit der preußischen Regierung verabredete Aufstellung zweier mobiler Divisionen an der Grenze, sowie die verlangte Ermächtigung, diese Truppen ohne weitere Anfrage in Berlin, durch einen nur mündlichen Befehl schon herbeirufen zu können, so ergibt sich, mit welcher Zuversicht man den Kampf erwartete, wenn auch die etwas verspätete Zusammenziehung jener preußischen Truppen darauf hinzuweisen scheint, daß der Konflikt früher, als beabsichtigt war, zum Ausbruche kam. Dahin deutet auch die sonst unerklärliche Behauptung eines officiösen Berichtes über den Maikampf, nach welchem die Erhebung auf den 10. Mai bestimmt gewesen sein sollte*).

*) Der Mai-Aufstand in Dresden u. s. w. vom Oberlieutenant v. Montbé. Seite 121.

Gegenüber diesen wohlberechneten militärischen Anordnungen war die Kampfbereitschaft der Communalgarde Dresden's nicht nur unterlassen, sondern absichtlich verhindert worden, obgleich ihr zuerst die Aufrechthaltung der Ordnung hätte übertragen werden müssen. Während sonst bei den geringfügigsten Anlässen Generalmarsch geschlagen, Munition in Menge vertheilt und scharf geladen worden war, ließ man jetzt die bereits versammelte Bürgerwehr im Augenblick der größten Gefahr auseinander gehen und verweigerte auch dann noch, als die Feindseligkeiten schon begonnen, den zwei unter Waffen gebliebenen Bataillonen die Munition, unter dem lügnerischen Vorgeben, daß keine vorhanden sei. Erklärt sich diese Maßregel allerdings aus dem Umstande, daß nach der bereits erwähnten Adresse der Communalgarde an den König, auf ihren Beistand bei dem gegen die Reichsverfassung gerichteten Unternehmen nicht wohl zu rechnen war, so geht doch hieraus auf's Neue hervor, wie sehr der Hof sich bewußt gewesen, einen Kampf gegen das ganze Volk in allen seinen Schichten und Repräsentanten unternommen zu haben und wie sicher man erwartete, in diesem Streite auch die gesammte Bürgerwehr gegen sich zu haben, die man in solcher Voraussicht begreiflicherweise nicht selbst noch bewaffnen wollte. Umso verächtlicher nur erscheinen nach allen diesen Thatsachen und offenen Selbstbekenntnissen die vergeblichen Bemühungen feiler Regierungsschreiber, jene ganze Erhebung als das Werk einer kleinen Zahl

Verſchwornen und fremder Revolutionäre von Profeſſion erſcheinen zu laſſen.

Das ganze Verhalten des Commandanten der Dresdener Bürgerwehr — (Beſitzers eines groſſen Modewaarenlagers und Hoflieferanten, deſſen Kunden meiſt der Ariſtokratie angehörten) — ließ den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit der Reaktion nur zu berechtigt erſcheinen; jedenfalls that er Alles, was in ſeiner Macht ſtand, um die Verwirrung zu ſteigern und den Conflict unausweichbar zu machen. Am 2. Mai waren die Bataillone zuſammenberufen worden, um ſich über die erwähnte Adreſſe an den König zu erklären. Nachdem dieſelbe beinahe einſtimmig angenommen und durch eine Deputation in das Schloß abgegangen war, beſchloſſen die verſammelten Bataillone die Abhaltung einer groſſen Parade zu Ehren der Reichsverfaſſung. Dieſe, auf den nächſten Tag beſtimmte Demonſtration ſollte nach Oben hin das Gewicht einer nachdrucksvollen Kundgebung des allgemeinen Willens in die Waagſchale werfen, und zugleich die ungeduldigeren Elemente des Volkes durch eine große Machtentfaltung der, das gleiche Ziel erſtrebenden Bürgerſchaft in den Schranken der Ordnung halten. Dieſem, faſt mit Stimmeneinhelligkeit angenommenen Antrag, deſſen Zweckmäßigkeit nach beiden Seiten hin nicht zu verkennen war, verweigerte der Commandant Lenz ſeine Einwilligung. Auf wiederholtes Drängen erklärte er dann, das Verlangen — deſſen Genehmigung doch ganz bei ihm ſtand — dem Ausſchuſſe der Communalgarde vorlegen zu wollen; und als dieſer wider

seinen Wunsch sich ebenfalls für die Abhaltung der Parade ausgesprochen, versagte Lenz auch diesem Beschlusse die Folgeleistung und wandte sich nun an den, von der Regierung ernannten General-Commandanten sämmtlicher Communalgarden Sachsen's, General von Mandelsloh. Wie zu erwarten stand, untersagte dieser, unter dem ganz nichtigen Vorwand ihrer Ungesetzlichkeit, die Abhaltung der Parade, obwohl er von der gefahrdrohenden Stimmung der Einwohnerschaft Dresden's durch eine Deputation der Bürgerwehr unterrichtet worden war, welche die Gestattung der zur allgemeinen Beruhigung dienenden Parade hatte erwirken sollen. Auf diese Hintertreibung eines der zweckmäßigsten Mittel, dem drohenden Conflikt vorzubeugen, beschränkte sich die ganze Thätigkeit des Generalcommandanten der gesammten Communalgarde Sachsen's während jener Tage. War es Absicht oder Unfähigkeit, er gab kein weiteres Lebenszeichen von sich. Nachdem der Commandant Lenz solcher Art seinen Wunsch erreicht, fürchtete er sich, wieder vor seine Leute zu treten und reichte sogleich seine Entlassung ein, die aber diesmal noch nicht angenommen wurde.

Am 3. Mai, ein Uhr Nachmittags, traten, infolge Appels, die Bataillone der Communalgarde auf ihren Sammelplätzen zusammen. Sie erwarteten nicht anders, als zur Abhaltung der beschlossenen Parade berufen zu sein. Statt dessen eröffnete ihnen der Commandant die abschlägige Antwort des Königs auf die Adresse des vorigen Tages, und zugleich das Verbot der Parade.

Erregte einerſeits die fortgeſetzte Hartnäckigkeit des Königs tiefe Beſorgniß und nicht geringen Unwillen, ſo wurde die allgemeine Entrüſtung der Communalgarde über das Verfahren ihres Commandanten und die mehr als nur zweideutige Haltung des Generalcommando's noch geſteigert durch die Nachricht, daß mit geſetzwidriger Umgehung der Bürgerwehr, das Militär bereits ausgerückt ſei und mehrere Stellungen in der Stadt beſetzt habe. Statt nun, wie es ſeine Pflicht und ſein Recht war, ſofort die Zurückziehung der Truppen zu verlangen und die von denſelben eingenommenen Poſten der Communalgarde zu übergeben, oder, ſofern jene trotzdem nicht abberufen wurden, die Bürgerwehr neben ihnen aufzuſtellen, entließ der Commandant Lenz die Bataillone bis auf eins, dem zufällig und wider ſeine Abſicht ein zweites, ſowie das Turnercorps, ſich anſchloß. Dieſe Mannſchaften ſtanden aber ohne Befehl müßig auf dem Altmarkte, während die aufgeregten Volksmaſſen in der Schloßgaſſe und vor dem Zeughauſe eine immer bedrohlichere Haltung annahmen.

Bereits am 2. Mai war die erwähnte preußiſche Circularnote vom 28. April in Dresden bekannt geworden, und es konnte nicht fehlen, daß, Angeſichts der ganzen Sachlage, Gerüchte von dem nahe bevorſtehenden, ja ſchon erfolgten Einmarſche preußiſcher Truppen bereiten Glauben fanden und die allgemeine Erbitterung noch ſteigerten.

Dieſer befürchtete und gerüchtweiſe ſchon erfolgte Einfall fremder, nicht von der allein dazu befugten Cen-

tralgewalt entsendeter Truppen in das Land berechtigte nicht nur, sondern verpflichtete das sächsische Volk zum kräftigsten Widerstande, denn er kam einer Kriegserklärung gegen die Reichsgesetze, wie gegen die sächsische Verfassung gleich, die beide ebenmäßig dadurch bedroht und verletzt waren. Der Umstand aber, daß die sächsische Regierung selbst im Bündnisse stand mit dem Reichs- und Landesfeind, ja sogar ihn herbeigerufen hatte zur Unterstützung ihrer Anschläge, verdoppelte nur ihre Schuld, entband Jedermann des Gehorsams gegen sie und machte es dem Volke nur zur doppelt heiligen Pflicht, mit allen Kräften einzustehen für die Freiheit und Unabhängigkeit des großen wie des engeren Vaterlandes. Demgemäß wurde noch am 3. Mai Nachmittags in einer rasch berufenen Stadtverordneten-Sitzung ein Vertheidigungsausschuß gegen die fremden Truppen eingesetzt, der sich jedoch, bei dem Charakter des bald entbrennenden Kampfes, am nächsten Tage schon in einen allgemeinen Sicherheitsausschuß erweiterte.

Infolge aller dieser Gerüchte und Vorgänge steigerte sich die Aufregung in der Stadt immer höher. Das Abziehen all' der nach dem Schlosse sich drängenden Deputationen mit derselben unabänderlichen, trostlosen Antwort; die gesetzwidrige Aufstellung der Truppen und Beseitigung der Bürgerwehr, die nichtsdestoweniger eine königliche Proklamation des folgenden Tages noch dafür zu schmähen wagte, behauptend: „daß ein großer Theil derselben ihrer Pflicht, für Erhaltung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken, nicht nachgekommen sei"; endlich

der drohende Eingriff Preußen's, und vor Allem die Beibehaltung gerade derjenigen Minister, gegen welche sich das allgemeinste Mißtrauen des ganzen Volkes sowohl durch die Landesvertretung wie in jeder der zahllosen Adressen auf's entschiedenste ausgesprochen, rechtfertigten die äußersten Befürchtungen und erklären genugsam die steigende Erbitterung; waren doch v. Beust und Rabenhorst bekannt als die erklärten Repräsentanten und Werkzeuge der entschiedensten Reaktion. Daß unter solchen Umständen ein Zusammenstoß leicht stattfinden konnte, und noch leichter herbeizuführen war, ließ sich voraussehen.

Die in den Straßen umherwogende Menge war bei aller Erregtheit doch noch völlig unbewaffnet und bestand, wie stets bei solchen Gelegenheiten, zum nicht kleinsten Theil aus Frauen und Kindern. Am dichtesten war das Gedränge in der Schloßgasse und bei dem, von zwei Compagnien Infanterie und 70 Artilleristen besetzten Zeughause. Das leichte hölzerne Gitterthor vor einem der Höfe desselben wich dem unwillkürlichen Druck der Menge, die überrascht an dem nun offnen Eingang stehen blieb, ohne hinein zu dringen. Da gab die im Hofe aufgestellte, aber in keiner Weise noch angegriffene Infanterie-Abtheilung auf Befehl ihres Offiziers plötzlich Feuer, und vier Leichen, darunter die eines bejahrten Greises, eröffneten die lange Reihe der Opfer. Die anfängliche Bestürzung der Menge über diesen unerwarteten Angriff wich beim Anblick des vergossenen Blutes schnell der Wuth; ein Steinhagel, sowie das Büchsenfeuer der hinzu-



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

gekommenen Turner nöthigte das Militär, ſich mit einem todten Offizier und mehreren Verwundeten in das Innere des Zeughauſes zurückzuziehen.

Auf die erſte, im Rathhauſe eingetroffene Nachricht von dieſen Vorgängen wurde das auf dem Altmarkt noch ſtehende fünfte Bataillon der Bürgerwehr nach dem Zeughauſe entſendet, um die Menge zu zerſtreuen. Das unter Trommelſchlag anrückende Bataillon war kaum zur Stelle und hatte eben eine Abtheilung des erſten Zuges in aufgelöſter Ordnung vorgeſchickt, um die unbewaffnet gegen die Zeughausthore anſtürmende Menſchenmenge zum Fortgehen zu bewegen, als das mittlere Thor, mit Hülfe eines leeren Wagens geſprengt wurde und im gleichen Augenblick ein Kartätſchenſchuß aus demſelben hervorkrachte, der zwanzig Menſchen todt oder verwundet zu Boden ſtreckt, während die Infanterie aus den Fenſtern auf die Communalgarde feuerte.

Alles floh, und mit dem Rufe: „Verrath!“ „Rache!“ ſtürmten Volk und Bürgerwehr durch die Straßen nach dem Rathhauſe zurück. Während die Menge in wildeſter Aufregung nach Waffen ſchrie, verlangte die Communalgarde endlich Munition, ſowohl zu ihrer eignen Vertheidigung gegen weitere Angriffe des Militärs, als auch, um der aufgeregten Menge mit größerem Nachdruck entgegentreten zu können. Auf dieſe Forderung erklärte endlich der Commandant Lenz, daß keine Munition vorhanden ſei!

Die handgreifliche Unwahrheit dieſens Vorgebens kam, verbunden mit den, von der Regierung in Vorausſicht des Kampfes getroffenen Anordnungen, einer

offenen Feindschaftserklärung gegen die Communalgarde selbst gleich und steigerte den Unwillen auch der gemäßigsten Bürger auf den höchsten Grad. Mit Verwünschungen überhäuft, legte Lenz jetzt, wo es zu spät war, die Folgen seiner Mißgriffe oder seines Verrathes abzuwenden, das Commando nieder und wurde der Volksrache nur durch eine Verhaftung entrissen, aus der man ihn im Dunkel des Abends wieder entließ, um in der Flucht seine Sicherheit zu suchen. An seine Stelle wurde von dem Stadtrath zunächst ein Bataillonscommandant und, als dieser nach wenigen Stunden wieder abtrat, der früher griechische Oberstlieutenant Heinze, Rittergutsbesitzer und Mitglied der aufgelösten ersten Kammer, zum Communal- und Stadtcommandanten mit unumschränkter Vollmacht ernannt.

Während jenes ersten feindlichen Zusammenstoßes befand sich eben wieder eine Deputation von Mitgliedern des Stadtrathes und der Stadtverordneten auf dem Schlosse. Ihr wurde nun sofort eine zweite aus dem Rathhause nachgesendet, um durch den Hinweis auf das bereits vergossene Blut den König zu bewegen, von seinem unseligen Entschluß abzugehen und so weiterem Unheil vorzubeugen.

Jene erste Deputation hatte nur die beiden Minister sprechen können, die zu diesem Zweck von der königl. Tafel abberufen wurden. Auf's dringendste beschworen, den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden, erklärten dieselben, daß sie zwar gerne bereit dazu wären, gleichwohl aber die Mittel nicht zu finden wüßten —

eine Anlassung, die Angesichts der ganzen Sachlage, wohl jeden Versuch, sie entsprechend zu bezeichnen, hoffnungslos macht. Selbst jener Kartätschenschuß, der gerade während dieser Unterredung furchtbar mahnend, das Königsschloß bis in seine Grundvesten erzittern machte, vermochte nicht, diesen Ministern das Verständniß ihrer Pflicht zu eröffnen.

Unterdessen war die zweite Deputation nach dem Schlosse geeilt, wo sie mit einer andern aus Leipzig und einer dritten der Communalgarde zusammentraf, während unten auf der Straße unter wildem Geschrei die blutenden Leichen der Gefallenen vor das Schloß gefahren wurden. Nach längerem Warten von dem Könige vorgelassen, flehten die Abgesandten ihn an, dem einmüthigen Wunsche des Volkes nicht länger zu widerstreben und durch endliche Gewährung des allgemeinen Verlangens weiterem Blutvergießen vorzubeugen. „Alles ist umsonst — der König bleibt fest. In der schmerzhaftesten Erregung sinken diese Deputirten ihm zu Füßen, sie sagen ihm, daß jetzt von seinem Worte Tod und Leben abhängt — Alles ist umsonst. Sie haben dasselbe Schicksal, das sie früher gehabt und das eine kurz vorher beim Könige gewesene Deputation der Leipziger Gemeindevertreter erfahren hatte — ihre Vorstellungen, ihr Flehen findet keinen Weg zu dem Herzen des Königs, er kann sein Wort nicht brechen. Dafür brechen nun viele Herzen im Tode —" *).

*) Enthüllungen über die Mai-Revolution in Dresden, von einem Dresdener. Seite 31. (Der jetzige Geh. Regierungs-Rath Hugo Hähe.)

Erwägt man nun, daß ein einziges Wort hingereicht haben würde, die Gemüther sofort zu beruhigen und jede Gefahr abzuwenden; erwägt man ferner, daß dieses Wort thatsächlich schon einmal beschlossen, ja ausgesprochen war, und in diesem Augenblicke, Angesichts des bereits vergossenen Blutes und der Ströme, die noch zu fließen drohten, doch fürwahr nicht schwerer fallen konnte, als vor kaum acht Tagen; erwägt man schließlich, daß mit diesem Worte die Lage der Dinge sich noch gar nicht wesentlich änderte, indem ja auch die Anerkennung des Königs von Sachsen das Zustandekommen der gefürchteten Reichsverfassung noch keineswegs sicherte, dieses Wort also im Grunde nicht ernster gemeint zu sein brauchte, als alle jene andern Zusagen, mit denen man so freigebig gewesen war und die man doch so unbedenklich wieder zurückgenommen, so dürfte es schwer sein, einen überzeugenderen Beweis dafür zu finden, daß man einfach den Zeitpunkt gekommen erachtete, um, sorgsam vorbereitet, in einem absichtsvoll herbeigeführten Conflikt, ganz ähnlich wie in Wien und Berlin, durch die rohe Gewalt die verlorene Stellung wieder zu gewinnen und die gemachten Zugeständnisse mit dem Schwerte zu durchstreichen. Denn welches war wohl jenes *andere* „Wort", welches der König nicht „brechen *konnte*", und um Dessenwillen er lieber so „viele Herzen im Tode brechen ließ"?!

Wie die Richtigkeit dieser Deutung der Unbeugsamkeit des Königs einerseits mehr oder weniger offen von allen Vertheidigern der Regierung zugegeben wurde

— wovon die angeführte Auslaſſung des Grafen Walderſee ein Beiſpiel liefert — ſo findet ſie ihre vollſte Beſtätigung in dem Gebrauche, der von dem ſo erlangten Siege gemacht wurde, denn kaum nach Jahresfriſt ſchon waren alle Errungenſchaften des Jahres 1848, Preßfreiheit, Verſammlungsrecht, Schwurgerichte, Wahlgeſetz, Grundrechte u. ſ. w. wieder vernichtet, und nur Eines war dem ſächſiſchen Volke als fruchtverheißender Gewinn ſeiner Anſtrengungen und Leiden verblieben: die endlich mit blutigen Buchſtaben ſeinem Gedächtniſſe unauslöſchlich eingeprägte Lehre von der Bedeutung königlicher Schwüre und Verſprechungen!

Nach dem blutigen Zusammenstoße am Zeughause fanden zwar an diesem Tage, wie auch die ganze Nacht hindurch keine direkten Feindseligkeiten mehr statt, allein die auf's Höchste gestiegene Erbitterung des Volkes, die Hast, mit der es sich bewaffnete, Barrikaden aufwarf und alle Vorbereitungen traf, ließ einen furchtbaren Kampf vorhersehen, wenn nicht sofort das Nöthige geschah, ihm zuvorzukommen und die noch unorganisirten, zerstreuten Elemente zu verhindern, daß sie sich sammelten und ordneten.

Obwohl die der Regierung zu Gebote stehenden Kräfte hierzu vollkommen ausgereicht hätten, wurden doch keinerlei dahinzielende Anordnungen getroffen, und zwar einfach deshalb, weil es in der That ihren klar zu Tage liegenden Absichten gar nicht entsprechen konnte, den Kampf zu verhindern. Indessen darf nicht verkannt werden, daß die auffällige Unthätigkeit der Militärbehörden noch eine andere Erklärung zuläßt: die bekannte Gesinnung eines großen Theiles der Soldaten selbst. Man hatte zwar die Regimenter, welche bisher in Dresden gestanden und durch den steten Verkehr mit der gebildeten, freisinnigen Bevölkerung der Hauptstadt dem Geistesjoche der militärischen Dressur entwachsen waren, nach Schleswig-Holstein entfernt; allein auch die neue,

aus der Lauſitz herangezogene Beſatzung verrieth bereits einen ſo bedenklichen Grad von Selbſturtheil und Hinneigung zu den Ideen der Zeit, daß es höchſt gefährlich erſcheinen mußte, ſie gerade jetzt einer andern, als direkt feindlichen Bewegung mit dem Volke auszuſetzen, und ſelbſt das Letztere mochte ohne eine völlig zuverläſſige Reſerve, die zugleich treibend und zurückhaltend auf die eignen Mannſchaften wirkte, gefährlich dünken. Die Vorgänge in mehreren Kaſernen, wo der Reichsverfaſſung und dem freiſinnigen Abgeordneten, Oberlieutenant Müller, Hoch's ausgebracht wurden, ſowie die ſpätern zahlreichen Verurtheilungen von aktiven Soldaten und Kriegsreſerviſten beweiſen genugſam, wie nahe die Gefahr einer Wiederholung des in Stuttgart erſt bei gleichem Anlaß ſtattgefundenen Uebertritts der Truppen zum Volke lag. Statt daher durch eine Beſetzung von vier oder fünf Plätzen die Verbindung der verſchiedenen Stadttheile zu unterbrechen und jede größere Zuſammenrottung des, von den Ereigniſſen gänzlich unvorbereitet überraſchten Volkes unmöglich zu machen, hielt man die Soldaten in den Gebäuden eingeſchloſſen, wo nur durch einen Angriff mit ihnen in Berührung zu kommen war, und unterließ es ſogar, die gleich nach dem erſten Zuſammenſtoße beim Schloſſe wie bei dem Zeughauſe aufgeworfenen Barrikaden wegzunehmen, obwohl dieſelben noch vor Mitternacht von allen ihren Vertheidigern verlaſſen waren. Zugleich aber beeilte man ſich, ſowohl die übrigen ſächſiſchen Garniſonen, wie auch die preußiſchen Hülfstruppen ſchleunigſt heranzuziehen.

So verlief die Nacht ruhig und ohne weitere Feindseligkeiten, allein das Volk rüstete sich und arbeitete unausgesetzt an den Vertheidigungswerken.

Bereits um Mittag hatte der Kriegsminister einige Offiziere entsendet, um die im Lande zerstreuten Truppen nach Dresden zu rufen. Dem Abmarsch, wie der Fahrt derselben wurden überall, in ihren Garnisonplätzen wie unterwegs, wo die Bevölkerung Kunde von ihrer Bestimmung hatte, die möglichsten Hemmnisse und Schwierigkeiten bereitet, an denen sich die Bahnbeamten am eifrigsten betheiligten. Die verabscheute Regierung stand mit ihren wenigen Anhängern völlig allein, wie in Feindes Land, das ganze Volk war gegen sie.

Am Abend desselben Tages noch gingen auch Eilboten nach verschiedenen Seiten ab, die zugesagte preußische Hülfe zum Einmarsch aufzufordern.

Wie sich aus der, nach offiziellen Quellen bearbeiteten Darstellung des königl. sächs. Oberlieutenants von Montbé*) ergibt, hatten die preußischen Befehlshaber rings an der Grenze bereits Ordre erhalten, den Requisitionen des sächsischen Kriegsministers, auch wenn dieselben nur mündlich überbracht werden sollten, sofort, ohne weitere Anfrage höheren Ortes, Folge zu leisten. Demgemäß gingen der Major von Zeschau und der Oberlieutenant Funke, ohne weitere Beglaubigung als ihre Uniform, zu diesem Zwecke ab, und zwar empfing

*) Der Mai-Aufstand in Dresden, von A. v. Montbé, Oberlieutenant im königl. sächs. Generalstabe. Seite 66—68 u. 83—88.

der Letztere um Mitternacht vom Kriegsminister, Obersten **Rabenhorst**, den **mündlichen** Auftrag:

„Er solle auf der Eisenbahn nach Burgsdorf (erste preußische Station der Röderau-Jüterbogker Bahn) fahren, die königl. preuß. Truppen, welche entweder daselbst oder doch in den nächsten Ortschaften in Bereitschaft sein würden, zu sofortiger Unterstützung der Dresdener Garnison requiriren, sodann nach Berlin eilen und daselbst die k. preußische Regierung **um die bereits zugesagte ausgedehntere Truppen-Unterstützung** ersuchen."

Ja, es geht aus ebenderselben Quelle hervor, daß nach der Annahme der sächsischen Minister das innige Einverständniß der Verbündeten sogar einen **unaufgeforderten** Einmarsch der preußischen Streitkräfte nicht ausschloß, denn einige Stunden früher war der Oberlieutenant **v. Abendroth** nach Görlitz entsendet worden, „um dem dortigen Militär-Commandanten im Auftrage der sächsischen Staatsregierung zu sagen, er solle preußische Truppen nicht **eher** nach Sachsen einrücken lassen, **bis weitere Requisition** erfolge*)". Ein Befehl, den dieser Offizier, nach der ihm kundgewordenen Gefangennehmung des Major v. **Zeschau** (der mit dem Gegenbefehl nachgeschickt worden war) durch die Bürger von Bautzen, auf eigene Verantwortung widerrief und statt dessen den schleunigsten Marsch der dortigen Truppen nach Dresden anordnete. Nachzutragen ist noch,

*) Der Mai-Aufstand in Dresden, von A. v. Montbé. S. 67.

daß dem Garnisons-Commandanten von Görlitz allerdings „noch durchaus kein Befehl wegen eines eventuellen Einmarsches in Sachsen zugegangen war", wogegen er aber, wie alle anderen preußischen Truppenführer längs der Grenze, Weisung hatte, der sächsischen Requisition, so weit es in seinen Kräften stand, unverweilt Folge zu leisten.

Mit diesen officiellen Thatsachen wolle man nun das angeführte Schreiben des Herrn von Beust vergleichen, welches vom selben 3. Mai datirt, das preußische Staatsministerium erst unter Berufung auf die — dem geradezu widersprechenden Bundesgesetze, um seine freundnachbarliche Hülfsleistung anzugehen bestimmt sein sollte!

Gleich nach 4 Uhr Morgens (4. Mai) verbreitete sich die fast unglaubliche Kunde in der Stadt, daß der König so eben entflohen sei. Nirgends durfte diese Nachricht größere Ueberraschung hervorrufen, als auf dem Rathhause. Bereits am vorigen Nachmittage hatte der Umstand, daß aus dem k. Marstall vier Wagenpferde nach dem Schlosse gebracht werden sollten (die aber vom Volke aufgehalten und zurückgeschickt wurden), zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß der König sich den Schwierigkeiten der Lage durch seine Entfernung entziehen wolle. Auf eine dahin gerichtete Anfrage der städtischen Deputation hatte jedoch Herr von Beust persönlich die bestimmte Zusicherung ertheilt, daß Se. Majestät durchaus

nicht beabsichtige, die Stadt zu verlassen. Nun war es dennoch geschehen, und zwar ohne irgend eine wahrnehmbare Veranlassung, denn ein Kampf oder gar ein Angriff auf das Schloß hatte bis dahin noch gar nicht stattgefunden, geschweige denn, daß der König selbst irgendwie bedroht gewesen wäre. Wußte man doch gar wohl, daß, wie überall zu jener Zeit in Deutschland, der Zorn des Volkes nicht sowohl die Fürsten, als nur ihre gewissenlosen Berather traf und auch diese nach errungenem Siege nur mit Verachtung zu strafen pflegte. Zudem war aber, selbst wenn es zu ernsteren Feindseligkeiten kommen sollte, mit einem längern Verweilen des Königs gar keine Gefahr verknüpft, da der Rückzug über die Brücke nach der, ganz in den Händen des Militärs sich befindenden Neustadt auch im Falle einer Niederlage immer noch offen stand, und die 2000 Mann starke Besatzung des Schlosses, wie der umgebenden Gebäude und Plätze, hinlänglich gegen eine plötzliche Ueberrumpelung sicherte. Aber selbst, wenn man das Verbleiben des Königs im Schlosse für bedenklich erachtete, so war doch die Neustadt vollkommen ruhig und in der Gewalt der Regierung, eine Flucht bei Nacht und Nebel somit durch Nichts, wenn nicht durch die ihr zu Grunde liegende Absicht, gerechtfertigt.

Man wird daher nicht sehr irren, wenn man in dieser plötzlichen Entfernung des Königs mehr eine Art Entführung desselben erblickt, und hatte solchenfalls auch Herr von Beust am vorigen Abende insofern die Wahrheit gesprochen, als wohl der König selbst zur

Zeit noch nicht beabsichtigte, die Stadt zu verlassen, obwohl seine Umgebung ohne Zweifel schon damals beschlossen hatte, ihn zu entfernen. Einen Beweis hierfür scheint die Thatsache zu liefern, daß Prinz Johann — der allgemein als die Seele der Reaktion galt und ohne dessen Vorwissen ein so folgenschwerer Schritt sicher nicht gewagt worden wäre — bereits im Laufe des Tages nach seinem Schlosse Weesenstein gegangen und in der Nacht, ehe noch der König Dresden verlassen hatte, auf dem Königstein, dem gemeinsamen Zufluchtsorte, eingetroffen war. Will man nicht annehmen, daß der Prinz, nur an die eigene Sicherheit denkend, seinen Bruder, dessen Stütze und erster Rath er war, in einer Gefahr und Bedrängniß allein lassen konnte, vor der er selbst floh, so bleibt nur der Schluß übrig, daß Prinz Johann schon bei seiner Abreise die Sicherheit hatte, der König werde ihm baldigst nachkommen.

Die der Entfernung des Königs zu Grunde liegende Absicht ist unschwer zu errathen, und Herr von Beust hat sie in seiner Vertheidigung gegen die Vorwürfe, die deshalb am 17. December 1849 in der Kammer auf das Ministerium gemacht wurden, offen genug eingestanden. Er sagte: „daß die Minister es für ihre Pflicht gehalten hätten, die Person des Königs in Sicherheit zu bringen, sich aber auch nicht eher von derselben zu trennen, bis der König an einem Orte sich befunden habe, **wo keine fremde Macht sich zwischen ihn und die Minister drängen konnte**, mit andern Worten also, der König sollte der Gefangene seiner Minister

und vor Allem der Gefahr entzogen werden, daß die Schrecken des ihn umtobenden Bürgerkrieges sein Herz, trotz ihrer Einflüsterungen, zur Umkehr von dem verderbenbringenden Entschluß bewegten. Der Donner der Geschütze, das Todesröcheln der infolge seines Starrsinns Gefallenen, das Flehen der nicht wohl abzuweisenden Bürgervorstände war diese „fremde Macht", die sich nicht zwischen den König und die Minister drängen sollte, und darum mußte er fortgebracht werden, dahin, wo er ganz allein in ihren Händen war, nur durch ihre Augen sah, durch ihre Ohren hörte — durch ihren Mund sprach; wo er jedenfalls, nachdem das nicht mehr zu Aendernde geschehen war, nur Das noch wollen und sagen konnte, was sie schon vorher für gut befunden hatten, als seinen Willen und sein Wort kundzugeben.

Aber auch die unmittelbare Folge dieser plötzlichen heimlichen Entfernung des Königs: die unlösbar gesteigerte Verwirrung der ganzen Zustände, mochte nicht außer Berechnung dabei geblieben sein, und wenn der Umstand, daß die drei Minister, v. Benst, Rabenhorst und Zschinsky, die Stadt am frühesten Morgen mit dem Könige verließen, ohne irgend Jemand, selbst nicht die obersten Befehlshaber, von ihrer Abreise zu benachrichtigen, noch auch einen Bevollmächtigten für den Tag ihrer Abwesenheit (sie kehrten erst Abends wieder) zurückzulassen, nicht ebenfalls dieser Absicht dienen sollte, so würde er doch sicher den strengsten Vorwurf von Kopflosigkeit und Pflichtversäumniß gegen sie rechtfertigen.

Die plötzliche Abreise des Königs wurde, vermuthlich um ihn selbst durch trügerische Vorspiegelungen zu ängstigen und zu verbittern, mit dem ganzen Schein einer augenblicklichen Flucht aus dringendster Lebensgefahr umgeben. Noch vor Anbruch des Tages, ungefähr halb vier Uhr Morgens, suchten die Minister den König auf und wußten die Nothwendigkeit, sich sofort auf den Königstein in Sicherheit zu begeben, so dringend darzustellen, daß der König selbst befahl, Alles solle in Zeit einer Viertelstunde zum Aufbruch bereit sein.

Ein dichter Nebel bedeckte das Elbthal, als um vier Uhr der König und die Königin mit ihrem Gefolge zu Fuße das Schloß verließen und über die Brücke nach der Neustadt eilten, wo das schon seit dem vorigen Tage für diesen Fall bereit gehaltene Dampfschiff sie aufnahm und ungefährdet an den Fuß der Festung brachte.

Als ein weiterer Beweis für die allgemein im Lande herrschen Stimmung mag hier noch erwähnt werden, daß die Einwohnerschaft des an der Elbe liegenden Städtchens Königstein sich sowohl der Hinaufschaffung von Lebensmitteln für die königliche Hofhaltung, als auch ganz besonders der Einschiffung der aus der Festung nach Dresden zu sendenden Munition so kräftig widersetzte, daß, um Beides zu ermöglichen, es erst der Aufstellung von mehreren auf die Stadt gerichteten Geschützen und der Drohung bedurfte, die letztere zusammenzuschießen.

Mit dieſer Flucht endet des Königs perſönlicher Antheil an den Ereigniſſen jener Tage. Wenn er ſpäter noch mehrmals ſeinen Namenszug unter Proclamationen geſetzt, die mit lügneriſchen Behauptungen und unaufrichtigen Verſprechungen das Volk zu täuſchen ſuchten *),

*) Eine Proclamation des Königs, „Dresden, den 4. Mai" datirt, aber erſt am folgenden Tag veröffentlicht, ſagt:

„Die meinem Herzen wahrhaft ſchmerzlichen Ereigniſſe des geſtrigen und heutigen Tages" (der König hatte Dresden ſchon um 4 Uhr Morgens, lange vor irgend welchen „Ereigniſſen" dieſes Tages verlaſſen), „welche zuletzt in gewaltſame Angriffe auf das Zeughaus und ſelbſt auf mein Schloß ausarteten" (erſt nach der bekannt gewordenen Abreiſe des Königs fielen Schüſſe gegen die Beſatzung des Schloſſes), „während ein großer Theil der Communalgarde ſeiner Pflicht, für Erhaltung und Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken, nicht nachkam" (der größte Theil der am 3. Mai zuſammenberufenen Communalgarde wurde von ihrem Commandanten, nachdem ſein Entlaſſungsgeſuch von dem General-Commando nicht angenommen war, nach Hauſe geſchickt; das noch unter Gewehr ſtehende Bataillon ohne Munition gelaſſen und von dem Militär mit ſcharfen Schüſſen empfangen, worauf es ſich endlich ſelbſt auflöſte), „nöthigen mich, Dresden einſtweilen zu verlaſſen und mich auf die Feſtung Königſtein zu begeben." (Hier gibt ſich dieſe Proclamation die Miene, das Volk von einem bevorſtehenden Ereigniß in Kenntniß ſetzen zu wollen, während ſie doch erſt auf dem Königſtein abgefaßt und mit einer vom 5. Mai datirten Erklärung der Miniſter veröffentlicht wurde.)

„Wenn ich den von vielen Seiten an mich geſtellten Anträgen, die von der Nationalverſammlung zu Frankfurt verkündete deutſche Reichsverfaſſung ſofort anzuerkennen, zu willfahren Bedenken trug, ſo bin ich dabei nur der innerſten

ſo unterſchieden ſie ſich darin doch nicht weſentlich von ſo manchen frühern Erlaſſen, und es wäre fürwahr unbillig geweſen zu verlangen, daß die Regierung ſich gerade in dieſen Tagen der Entſcheidung gewiſſenhafter in der Wahl ihrer Mittel erweiſe, als es bisher die Mo-

Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer einſtweiligen Beanſtandung dieſer Maßregel gefolgt" (alſo um eines „Bedenkens" willen, das nicht weiter, als nur zur „einſtweiligen Beanſtandung" ging, wurde der Bürgerkrieg, nach des Grafen Waldersee Verſicherung, wiſſentlich heraufbeſchworen?)...

„Uebrigens iſt Fürſorge getroffen worden, daß durch meine Abweſenheit von hier, die Regierungsgeſchäfte nicht unterbrochen werden." (Dieſe Vorſorge war derart getroffen, daß, nachdem ſowohl der Stadtrath, als auch die Militärbefehlshaber den ganzen Vormittag über vergeblich nach einer Regierung, nach den Miniſtern, nach einem Bevollmächtigten, nach irgend einer Kunde von ihnen geſucht hatten, die Nothwendigkeit der Errichtung einer Oberbehörde als unabweisbar erkannt werden mußte, infolge deſſen denn endlich die proviſoriſche Regierung ernannt wurde, weil die bisherige ſpurlos verſchwunden war.)

Eine weitere Proclamation des Königs vom 9. Mai enthält folgende Stellen:

„Eine Anzahl theils Uebelgeſinnter, theils Verführter, in Verbindung mit fremden Böſewichtern, ſind bemüht, das Band zu lockern, welches ſeit Jahrhunderten Sachſen's Volk mit ſeinen Fürſten verbunden hat". (Man muß fürwahr gewöhnt ſein an den wahrheitsliebenden Stil der Regierungsproclamationen jener Zeit, um gegenüber all' den bekannten Thatſachen: der einmüthigen Willenskundgebung des ganzen Volkes, dem durch die vorſorgliche Vergewiſſerung der preußiſchen Militärhülfe ſowohl, als durch die Wehrloſmachung

mit der höhern Staatskunst erfordert zu haben schien. Ein schwererer Vorwurf könnte dem Könige daraus erwachsen, daß er den frühern Minister Oberländer, der am 5. Mai nach dem Königstein geeilt war, um einen letzten Versuch der Aussöhnung zu machen, gar

---

und Heimsendung der Communalgarde klar ausgesprochenen Bewußtsein der Regierung, daß sie völlig allein stehe im Lande, daß ihre Haltung einstimmig und auf's entschiedenste verdammt wurde, — es noch für möglich zu halten, daß irgend Jemand die Stirne haben könne, eine solche Behauptung zu wagen.) „Sie drohen Thron und Verfassung umzustoßen, Recht und Ordnung aufzuheben, Glück und Wohlstand nach allen Seiten hin zu vernichten; sie verschmähen es nicht, die verwerflichsten Mittel anzuwenden zur Erreichung ihrer verbrecherischen Zwecke". (Schon Herr v. Friesen, der am 7. Mai in einer, weder mit der verfassungsmäßig erforderlichen königl. Unterschrift, noch der Gegenzeichnung eines der bisherigen Minister versehenen Proclamation sich selbst und allein dem Volke als den neuernannten Minister des Innern vorstellte, hatte in derselben die Aufklärung gegeben, daß „der Kampf, der in diesem Augenblick in den Straßen der Hauptstadt wüthet, ein Kampf der Monarchie mit der Republik, der Freiheit und Ordnung mit der Anarchie" sei, während doch die Volksstreiter in ihrer Einfalt nur für die Reichsverfassung zu kämpfen meinten und in keinem Erlaß, keinem Befehl der provisorischen Regierung die leiseste Andeutung zu finden war, die jener Behauptung auch nur einen Schein von Berechtigung verleihen und sie anders, denn als eine nackte Lüge erscheinen lassen konnte. Begreiflicherweise mußten die um zwei Tage später erfolgten Enthüllungen der königlichen Proclamation noch Weiteres bringen, sicher aber war Niemand darauf gefaßt, aus ihr zu ersehen, daß die angeblichen Vertheidiger der Reichsverfassung, die in ihrer

nicht einmal vorgelaſſen hat. Indeſſen ſind wir ja durch Herrn v. Beuſt belehrt, daß die Miniſter den Monarchen nach einem Orte hatten bringen wollen, wo „keine fremde Macht ſich zwiſchen ihn und ſie drängen konnte“, und ſo mag es denn wohl noch zweifelhaft ſein, ob der

Verſtellung ſo weit gegangen waren, ihr Beginnen unter den Schutz der Reichsregierung, ſowie der 29 verfaſſungstreuen deutſchen Landesregierungen zu ſtellen, eigentlich die ganz unerklärliche, gerade dadurch aber um ſo entſetzlichere Abſicht verfolgten, „Glück und Wohlſtand nach allen Seiten hin zu vernichten“, und zur Erreichung dieſes allerdings höchſt tadelnswerthen Zweckes, die Anwendung auch der verwerflichſten Mittel nicht verſchmähten. Wahrhaft wohlthuend iſt es, nach dem ſo gewährten Einblick in die grauſenerregenden Anſchläge der Regierungsgegner, ſich an der, in dem folgenden Satz bekundeten Wahrheitsliebe wieder erheben zu können.)

„Vereinigt Euch mit mir zum innigen Danke gegen die tapfern Soldaten der vaterländiſchen Armee und die, auf geſetzlichem Wege herbeigerufenen braven königl. preuſſiſchen Krieger, welche ſieben Tage lang gekämpft haben für die gerechte Sache.“

Aber auch mit troſtreichen Zuſicherungen in Betreff der großen, alle Gemüther bewegenden Frage, kargen die königlichen und miniſteriellen Veröffentlichungen nicht. Abgeſehen von der ſchon angeführten Beruhigung, nach welcher „die Annahme der Reichsverfaſſung nur einſtweilen beanſtandet,“ „nie unbedingt verſagt“ worden ſei, begegnet man wiederholt den vertrauenerweckendſten — namentlich unterſtützt von dem begleitenden Kanonendonner in Dresden — Betheuerungen, wie auch von dieſer Seite nur „Deutſchland's Größe und Glanz gewollt“, des Volkes „Hingebung für deutſche Ehre, Größe und Freiheit getheilt“ wird, wie man auch hier „nicht aufhören wird in den Bemühungen für die Einheit,

König von der Anwesenheit Oberländer's überhaupt nur Kenntniß erhalten hatte.

So sahen wir denn einen Fürsten, der in allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens an Herzensgüte, Ehrgefühl und Rechtlichkeit gewiß nur wenigen seiner Mitmenschen nachstand, zuerst versichern und geloben, was er nie meinte noch ernstlich zu halten gedachte; wir sahen ihn Versprechungen über ein Jahr lang wiederholen, ihre Erfüllung aber unter den nichtigsten Vorwänden von Tag zu Tag hinhalten, bis endlich der günstige Zeitpunkt gekommen schien, sie offen zu verweigern, sein heiliges Wort zu brechen. Wir sahen ihn wieder bei dem ersten Anschein von Gefahr bereit, Alles zu gewähren, dann, sobald sich Mittel boten, dieser Gefahr zu begegnen, die Gewährung wieder zurückziehen und seinen Namen leihen zu einem Spiel der Lüge und

Freiheit und Größe des deutschen Volkes". Und wenn endlich Herr v. Friesen dem sächsischen Volke zurief: „Fürchtet keine Reaktion, keine Verletzung der Verfassung, keine Beschränkung der Freiheit, wir gehen zu demselben Ziele der festen Begründung einer deutschen Verfassung"; so bezeugen es die seitdem verflossenen 14 Jahre, welcher Liebe und Achtung sich diese Männer verdient gemacht, wie treu sie ihr Wort gehalten haben. Dieser selbe Herr v. Friesen sprach einige Monate später, auf die von allen Seiten an ihn ergehenden Klagen über die frevelhaftesten Bedrückungen und Rechtsverletzungen, das denkwürdige Wort: „Die Reaktion will ihren Lauf haben". Das war die Erläuterung zu der obigen Tröstung: „Fürchtet keine Reaktion!"

des Truges, wie es nur das ränkeſchwangere Hirn des gewiſſenloſeſten Diplomaten zu erſinnen vermochte. Wir ſahen ihn, aller Mahnungen ohnerachtet, Trotz bieten dem unzweideutig ausgeſprochenen, einmüthigen Willen des ganzen Volkes, den zu ehren und zu vollſtrecken ſeine erſte Pflicht war. Wir ſahen ihn ſich offen empören gegen die Verfaſſung des Reiches, gegen den Beſchluß der Nationalverſammlung, deren „Ausſpruch oberſtes Geſetz für Alle" ſein ſollte. Wir ſahen ihn ſchließlich, taub gegen alles Bitten und Flehen, fremde, erborgte Söldlinge gegen das eigene Volk herbeirufen und ſein Land mit Blut und Jammer füllen.

Und forſcht man nach dem berückenden Zauber, der Herz und Geiſt eines an ſich guten, verſtändigen Menſchen ſo weit von dem Wege des Rechtes und der Pflicht abirren machen konnte, ſo trifft der Blick, hier, wie in dem gleichen Falle ſo vieler anderer Fürſten — leider nicht nur jener Zeit — das verruchte Dogma eines angebornen, göttlichen Herrenrechtes, dem es zuſtehe, nach alleinigem, freien Ermeſſen über die Schickſale der Völker zu beſtimmen, kein Geſetz anzuerkennen, als das eigene Belieben, Niemandem, als nur ſich ſelbſt, Rechenſchaft ſchuldig zu ſein, zu blindem, unbedingtem Gehorſam von Allen berechtigt; eines Herrenrechtes, deſſen einzige, höchſte, alle andern überragende Pflicht in der unverkürzten Erhaltung ihrer Befugniſſe gegen jeden Verſuch, ihnen Grenzen zu ziehen, beſteht. So heiligt dieſer Wahnwitz des Abſolutismus, auch wo er ſein ſcheußliches Antlitz hinter die Maske eines Scheinconſti-

tionalismus verbergen muß, jede Eingebung der rücksichtslosesten Selbstsucht, die unbedenkliche Anwendung auch der frevelhaftesten Mittel zu ihrer Befriedigung, von der Hinwürgung Tausender bis herab auf die feige Lüge, die Verstellung, den Meineid. Denn hat diese frevelhafte Lehre auch gerade Macht genug, die ihr sich öffnenden Herzen zu bestricken, die Gewissen zu betäuben und verstummen zu machen, so vermag sie doch nie innerlich zu überzeugen und jenen edlen Muth zu entzünden, der auch den größten Schrecken gegenüber unerschüttert die Wahrheit bekennt und freudig Gut und Blut einsetzt für das erkannte Recht. Nicht Einer unter allen deutschen Fürsten hat im Jahre 1848 gezögert, Alles zu versprechen und zu geloben: und wie viele sind ihrer, die nach dem Verlaufen der gefahrdrohenden Sturmfluth ihr Wort gehalten, das bereits Gewährte nicht wieder zurückgenommen?

Er, der da oben auf dem Königsteine saß, sicher, daß keine „fremde Macht" sich eindrängen könne zwischen ihn und seine erkornen Räthe, unter deren Leitung da unten die Hauptstadt seines Reiches mit Blut und Feuer heimgesucht wurde, Er sollte jenen Wenigen nicht beigezählt werden!

Die nach der ministeriellen Versicherung des vorigen Tages fast unglaubliche Nachricht von des Königs nächtlicher Flucht, verbreitete einerseits die höchste Bestürzung in der Stadt, und steigerte zugleich die Aufregung auf's Höchste. Es konnte dieser Schritt in keiner Weise anders aufgefaßt werden, denn als ein entschiedenes Abschneiden jedes ferneren Ausgleichungsversuches, als eine offene Kriegserklärung. Die Umstände, unter denen er ausgeführt wurde, lassen keinen Zweifel darüber, daß dieses auch die ihm zu Grunde liegende Absicht gewesen war. Indem auf Seiten der Regierung Niemand in der Stadt verblieb, als das aktive Militär, — nicht einmal der Kriegsminister — war jede Möglichkeit zu weiteren Verhandlungen genommen und das Zeichen zum Kampfe gegeben.

Auf die erste Nachricht von des Königs Entfernung eilte sogleich eine Deputation des Stadtrathes mit dem Bürgerwehr-Commandanten Heinze und seinem Adjutanten v. Zychlinsky in das Schloß, um sich nach dieser verhängnißvollen Wendung der Dinge mit den Ministern in's Einvernehmen zu setzen. Schon diese Zusammenstellung der Deputation, wie die bis zum letzten Augenblicke fortgeführten und immer nur allein von die-

ſer Seite ausgehenden Bemühungen, eine Verſtändigung herbeizuführen, beweiſen genugſam, wie fern den Führern des Volkes die Abſicht gelegen hatte, es zu einer Entſcheidung durch das Schwert zu treiben. Die Regierung mußte es ihnen gewaltſam in die Hand drükken, ehe ſie ſich entſchloſſen, von dieſem letzten Mittel der Verzweiflung Gebrauch zu machen.

Auf dem Schloſſe wußte Niemand Aufſchluß zu geben über das Verbleiben der Miniſter, und der Schloß-Commandant, Oberſt v. Friederici, verwies die Deputation nach dem Blockhauſe in der Neuſtadt, dem Hauptquartier des Stadt-Gouverneurs. Allein der Gouverneur v. Schulz hatte eben ſo wenig Kenntniß von dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte der Miniſter, und rieth der Deputation, dieſelben im Lokale des Appellationsgerichtes zu ſuchen. Auch hier war Niemand zu finden, und nachdem ſie noch vergeblich auf der Kreisdirektion und in der Privatwohnung des Miniſters Zſchinsky Nachfrage gehalten, kehrte die Deputation von ihrer erfolgloſen Entdeckungsfahrt nach einer Regierung zu dem Stadt-Gouverneur v. Schulz zurück, um mit ihm die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Dieſer jedoch hielt ſich nicht befugt, ohne alle Vollmacht, wie er war, entſcheidende Beſchlüſſe zu faſſen, und ging nun ſelbſt aus, um Nachforſchungen darüber anzuſtellen, wo ſich die Miniſter denn wohl befänden, während gleichzeitig eins der Deputationsmitglieder es unternahm, ſich auf den ver-

schiedenen Ministerien zu erkundigen, ob nicht wenigstens irgend ein Bevollmächtigter zur Erledigung dringlicher Angelegenheiten während der Abwesenheit der Minister ernannt sei. Die Bemühungen Beider führten nur zu der fast unglaublichen Gewißheit, daß König und Minister in diesen Stunden der brennendsten Entscheidung die Stadt heimlich verlassen hatten, ohne irgend Jemand, selbst nur die militärischen Befehlshaber davon in Kenntniß gesetzt oder einen Stellvertreter mit ihren Anweisungen und Vollmachten hinterlassen zu haben. War es nun gänzlicher Verlust aller Ueberlegung gewesen, oder geschah es in der wohlberechneten Absicht, die allseitige Verwirrung so zu steigern, daß Conflikte entstehen mußten, die keine friedliche Ausgleichung mehr zuließen: Thatsache ist es, daß an diesem ganzen, entscheidenden Tage keine Regierung mehr bestand, keine Verhaltungsbefehle ausgetheilt waren und die sämmtlichen noch vorhandenen Behörden sich darauf angewiesen sahen, nach eigenem Ermessen zu handeln, wie es der Augenblick zu erfordern schien.

Es übersteigt nach diesen Thatsachen selbst Alles, was man damals von den Machthabern Sachsen's gewohnt war, wenn Herr v. Friesen sich nicht entblödete, eine Proclamation vom 7. Mai mit den Worten zu beginnen:

> „Es hat sich während der ununterbrochenen Anwesenheit Sr. Majestät des Königs und der verantwortlichen Staatsminister im Lande eine sogenannte provisorische Regierung für Sachsen in Dresden gebildet, ..."

Allerdings waren, wie sich später herausstellte, König und Minister an diesem Tage noch irgendwo im „Lande", allein sie befanden sich auf der Flucht, hatten den Regierungssitz heimlich verlassen und waren so spurlos verschwunden, daß Niemand, keine Behörde, kein Militär-Commandant zu sagen wußte, wo sie hingekommen, noch ob oder wann sie wiederkehren würden. Es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, daß somit eine königliche Regierung nicht mehr bestand, die doch vor allen Dingen zu finden sein mußte, und den Regierungssitz nicht verlassen durfte, ohne die geeigneten Anordnungen für diesen Fall getroffen zu haben.

Während von den Vertretern der Stadt und dem Bürgerwehr-Commando die Minister vergeblich gesucht wurden, hatte die aufgeregte Menge der Entfernung des Königs rasch ihren einzig wahren Sinn entnommen. Ohne Vermittelung der Militärmacht gegenüberstehend, blieb nur die Wahl zwischen Kampf oder bedingungsloser Unterwerfung. Bei den seit einem Jahre auf's unzweideutigste dargelegten Absichten der eigentlichen Machthaber in Sachsen mußte aber auch der Berechnendste einsehen, daß selbst im Falle einer Besiegung nicht mehr verloren sein konnte, als durch eine entgegenkommende Unterwerfung im gegenwärtigen Stadium des Conflictes; während der entschlossene Kampf, welches auch sein Ausgang sein mochte, dem sächsischen Volke wenigstens die Schmach ersparte, seine Hände in feiger Ergebung selbst den Ketten entgegengestreckt zu haben und sich die höchsten Güter der Freiheit ohne Widerstand entreißen zu

laſſen. Der richtige Inſtinkt des zur höchſten Erbitterung gereizten Volkes bedurfte jedoch keiner umſtändlichen Erwägungen, um die Sachlage zu durchſchauen: raſch ergriff er das Einzige, was jetzt noch mit Manneſehre vereinbar war — denn auch das Volk hat eine Manneſehre, die es ſelbſt in den Koth tritt, wenn es die von dem pflichtvergeſſenſten Uebermuthe ſeiner Diener ihm frech in's Geſicht geſchleuderte Herausforderung ungeahndet hinnimmt. — In Sturmeseile wurden die größtentheils verlaſſenen Barrikaden wieder beſetzt und der Kampf begann.

Das Feuer, welches bei der geſchützten Aufſtellung der Soldateſk in den Gebäuden und der Volksſtreiter hinter den Barrikaden bis dahin noch wenige Opfer gekoſtet hatte, währte jedoch nur einige Stunden, denn die Stadtdeputation hatte unterdeſſen mit dem, ohne alle Inſtruktionen gelaſſenen Gouverneur v. Schulz einen fünfſtündigen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, infolge deſſen der Schloßplatz vom Militär geräumt werden und neutraler Boden ſein ſollte.

Mit Mühe nur gelang es, das Volk zum Einſtellen der Feindſeligkeiten zu vermögen; und allerdings war dieſe Convention ſeiner Sache nichts weniger als günſtig. Nachdem es einmal bis zum Kampfe gekommen und zweifellos war, daß allein nur die Waffen eine Entſcheidung herbeiführen konnten, mußte, bei dem völligen Mangel aller Organiſation der Volkskräfte, die erſte Begeiſterung den Sieg im Sturm erobern, und bei der gehobenen Stimmung der Volksſtreiter, gegenüber der Rathloſig-

leit der Militär-Commandanten und der Unluſt, mit welcher die meiſten Soldaten für eine, von ihnen ſelbſt als durchaus verwerflich erkannte Sache ſtritten, war der Ausgang kaum einem Zweifel unterworfen. Die längere Waffenruhe dagegen konnte nur dazu dienen, die Begeiſterung des Volkes abzukühlen, während ſie den Gegnern Zeit gewährte, ſich durch die außenſtehenden Garniſonen, wie durch die preußiſchen Hülfstruppen immer mehr zu verſtärken.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß bald der Vorwurf des Verrathes gegen den, in der großen Mehrzahl ſeiner Mitglieder als reaktionär verhaßten Stadtrath, ſowie nicht minder gegen den Bürgerwehr-Commandanten Oberſtlieutenant Heinze, der jener Convention beigeſtimmt, laut wurde. Kaum eine Stunde nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes ſammelte ſich ein großer Haufen vor dem Rathhauſe, der ſtürmiſch und drohend zum Angriff auf das Militär geführt zu werden verlangte. Mit Mühe nur gelang es einigen beliebten Männern, die aufgeregte Menge in etwas zu beſchwichtigen.

Der Stadtrath, nur noch aus vier Mitgliedern beſtehend, mußte fühlen, daß mit dem ſteigenden Mißtrauen des Volkes die Zügel der Bewegung ſeinen Händen immer mehr entglitten. Die von der Regierung eingeſetzten Behörden aber, der Kreisdirektor Dr. Meerbach, ſowie der Polizeidirektor v. Oppel mit ſeinen Untergebenen, waren im Bewußtſein ihrer allgemeinſten Unpopularität ſchon gleich in den erſten Tagen unſichtbar geworden. So fehlte es denn jetzt an jeglicher Autorität

oder Behörde irgend welcher Art, die auf Grund ihrer gesetzmäßigen Einsetzung etwa befugt gewesen wäre, die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen, oder als ein Mittelpunkt zu dienen, um den sich die Willigen hätten schaaren können. Hatte es seit dem 2. Mai keine verfassungsmäßige Regierung gegeben, so gab es jetzt, nach dem Verschwinden des Königs und der Minister, wie aller Regierungsorgane, gar keine Regierung mehr, man mochte sie, mit den Worten des Oberstlieutenant Heinze, „in allen Winkeln suchen."

Sollte bei der ungeheuern Aufgeregtheit der Massen nicht völlige Anarchie eintreten, so war die schleunige Einsetzung einer obersten Behörde mit ausgedehnten Machtbefugnissen das dringendste Bedürfniß. Eine größere Anzahl von Mitgliedern der kürzlich aufgelösten Kammern — durch das vom Volke ihnen erwiesene Vertrauen unter den obwaltenden Verhältnissen noch am Ersten hierzu berufen — traten daher zusammen und ernannten eine provisorische Regierung, aus dem Geheimen Regierungsrath Todt, dem Kreisamtmann Heubner und dem Advokaten Tzschirner, sämmtlich Mitglieder des Landtags, bestehend.

Jubelnder Zuruf und Glockengeläute begrüßte die bewährten Männer, als sie auf dem Balkon des Rathhauses vor das Volk traten.

Der erste Akt der provisorischen Regierung war die feierliche Vereidigung des Volkes auf die Reichsverfassung, verbunden mit dem Gelübde, für sie einzustehen und sie zu vertheidigen mit allen Kräften.

An demſelben Tage, 4. Mai, hatte die Nationalverſammlung zu Frankfurt den Beſchluß gefaßt:

„Die Regierungen, die geſetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelſtaaten, das geſammte deutſche Volk aufzufordern, die Reichsverfaſſung zur Anerkennung und Geltung zu bringen.“

So hatte das Vorgehen der proviſoriſchen Regierung zur ſelben Stunde die höchſte geſetzliche Sanktion in Deutſchland erhalten.

Dem Lande wurde das Geſchehene durch folgende Proclamation kundgegeben:

„Mitbürger!

Der König und die Miniſter ſind entflohen. Das Land iſt ohne Regierung, ſich ſelbſt überlaſſen worden. Die Reichsverfaſſung iſt verläugnet.

Mitbürger! Das Vaterland iſt in Gefahr. Es iſt nothwendig geworden, eine proviſoriſche Regierung zu bilden. Der Sicherheitsausſchuß zu Dresden und die Abgeordneten des Volkes haben die Unterzeichneten zur proviſoriſchen Regierung ernannt.

Die Stadt Dresden iſt dem Vaterlande mit dem rühmlichſten Beiſpiele vorangegangen und hat geſchworen, mit der Reichsverfaſſung zu ſtehen oder zu fallen.

Wir ſtellen Sachſen unter den Schutz der Regierungen Deutſchlands, welche die Reichsverfaſſung anerkannt haben.

Zuzug von allen Ortſchaften des Vaterlandes iſt angeordnet, und wird hiermit angeordnet.

Wir fordern den strengsten Gehorsam für die Befehle der provisorischen Regierung und des Ober-Commandanten, Oberstlieutenant Heinze.

Wir werden Parlamentäre an die Truppen senden und sie auffordern, den Befehlen der provisorischen Regierung gleichfalls Gehorsam zu leisten. Auch *sie* bindet keine andere Pflicht, als die für die *bestehende* Regierung, für die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes!

Mitbürger! Die große Stunde der Entscheidung ist gekommen! Jetzt oder nie! Freiheit oder Sclaverei! Wählt! Wir stehen zu Euch, steht Ihr zu uns!

Dresden, am 4. Mai 1849.

*Die provisorische Regierung.*
Tzschirner. Heubner. Todt.

An das Militär erging sofort die nachstehende Ansprache:

„Soldaten!

*Brüder!* Die provisorische Regierung, welche nach der Flucht des Königs und der Minister in der Stadt Dresden niedergesetzt worden ist, ruft Euch zu, das Land gemeinschaftlich mit ihr zu schützen, dem Volke die Bruderhand zu reichen und Euch zur Verfügung der Landes- und Reichsverfassung zu stellen. Folgt dem Beispiele anderer braver Soldaten, vergeßt nicht, daß Ihr vereidete Staatsbürger seid, und daß Ihr für die Aufrecht-

haltung der Rechte und Freiheiten des Volkes zu wachen habt. Ihr seid erwählt, dem Volke zu zeigen, daß Ihr mit ihm geht, nicht gegen dasselbe seid.

Soldaten! Auf denn, haltet zu uns! Die provisorische Regierung hat die Pflicht, in der jetzigen Zeit die Gefahr des Vaterlandes abzuwenden und braucht Eure Kräfte.

Dresden, den 4. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.

Tzschirner. Heubner. Todt.

Den zu erwartenden Verdächtigungen, als ob die Reichsverfassung nur zum Schild für andere, weitergehende Absichten dienen sollte, wurde am besten dadurch begegnet, daß die provisorische Regierung sich und ihr ganzes Thun unverweilt der deutschen Nationalversammlung unterordnete. Noch am selben Tage ging folgendes Schreiben ab:

„An die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.

Das sächsische Volk hat gestern in entschiedener Weise durch Abgeordnete aus allen Theilen des Landes die Anerkennung der Reichsverfassung vom Könige verlangt; derselbe hat alle Bitten des Volkes zurückgewiesen.

Nachdem gestern ernste revolutionäre Auftritte hier in Dresden stattgefunden, ist der König heute Morgen mit seinen Ministern aus Dresden geflüchtet.

Für Abwehr der Anarchie, sowie zur Aufrechthaltung der vom deutschen Volke anerkannten deutschen Reichsverfassung ist eine provisorische Regierung in der Person der Unterzeichneten eingesetzt worden.

Der deutschen Nationalversammlung zeigen wir dies hiermit an und stellen unser, der provisorischen Regierung Wirken unter deren Schutz.

Dresden, am 4. Mai 1849.

Die provisorische Regierung.
Tzschirner. Heubner. Todt.

Nachdem mit der provisorischen Regierung wieder ein fester Mittelpunkt geschaffen war, fand sich auch ein, freilich nur kleiner Theil der Communalgarde wieder auf den Sammelplätzen ein. Die ganze Zusammensetzung dieses, aus der behäbigen Bürgerschaft recrutirten, alle Altersklassen umfassenden Corps, hatte es von je unfähig zu irgend etwas Ernsterem gemacht, als zu festlichen Aufzügen und höchstens zur Unterdrückung kleiner Pöbelexcesse. Wenn das im Laufe des vorigen Sommers gesprochene Wort: „Wir haben ein stehendes Heer, und eine liegende Communalgarde", die höchste Entrüstung dieser Letzteren auf seinen geistvollen Urheber herabbeschworen hatte, so bewährte es sich jetzt als ein prophetisches. Die Communalgarde hatte zwar einmüthig gelobt, sich nicht gegen die zu Recht bestehende Reichsverfassung gebrauchen zu lassen, und würde auch diesem Schwur unfehlbar entsprochen haben; allein thatkräftig

für das Recht einzustehen, lag den friedfertigen, mehr auf ein geduldiges Ertragen gerichteten Anschauungen und Lebensgewohnheiten der meisten ihrer Mitglieder ganz eben so fern. Viele von ihnen lieferten daher mit einer gewissen Art von Erleichterung ihre so vorwurfsvoll mahnenden Gewehre an Hände aus, die denselben noch andere, als blos nur Paradedienste abzugewinnen verstanden.

Dem Mangel an einer umsichtigen, kräftigen militärischen Leitung auf Seiten des Volkes, verbunden mit der trügerischen Hoffnung, der König und seine Rathgeber würden es nicht auf's Aeußerste ankommen lassen, ist es zuzuschreiben, daß die Waffenruhe nicht, wie es geschehen hätte sollen, zur Verstärkung der Position benutzt wurde. Man errichtete zwar mehrere neue Barrikaden, allein die Hauptpunkte, deren Besitz den Kampf unzweifelhaft zu Gunsten des Volkes entschieden haben würde, die Brühl'sche Terrasse oberhalb der Brücke, und den Zwinger unterhalb derselben, ließ man unbesetzt, während mit der leicht zu überwältigenden Besatzung des Zeughauses eine Convention abgeschlossen wurde, nach welcher dieselbe sich in den innern Hof zurückziehen und der Communalgarde den äußern überlassen sollte. Auch nach Ablauf des Waffenstillstandes noch war man nicht darauf bedacht, sich dieses wichtigen Gebäudes zu versichern, und so konnte es geschehen, daß am nächsten Tag die Communalgarde, gleichzeitig von außen wie von innen mit Uebermacht angegriffen, den Platz räumen mußte, während sich das Militär auch der beiden andern festen Punkte versicherte.

Im Laufe des Tages hatten beide Theile ansehnliche Verstärkungen erhalten, das Militär jedoch gut organisirte Bataillone, das Volk dagegen nur Zuzüge in mangelhafter Ausrüstung, von unbekannter Stärke, ohne Führer und Zusammenhalt, ermüdet von dem Marsche, die daher auch die Entwerfung irgend eines combinirten Angriffsplanes unmöglich machten und sich sogleich auf die Barrikaden vertheilten. Beim Wiederausbruch des Kampfes am nächsten Morgen war die Position des Volkes bereits eine entschieden ungünstige. Die Neustadt mit den Bahnhöfen auf dem rechten Elbufer, die Brücke, sowie die Hauptgebäude auf dem linken Ufer: das Zeughaus, die alte Bildergallerie, die Brühl'sche Terrasse, das Schloß, der Zwinger und die Orangerie, befanden sich im Besitz des Militärs, das somit die Verbindung der beiden Stadttheile beherrschte. Da nach den ersten vierundzwanzig Stunden und mit den ungeordneten Kräften ein Angriff auf feste, durch Artillerie geschützte Stellungen der Truppen, nicht mehr ausführbar war, mußte man sich auf die Vertheidigung der Barrikaden beschränken, mit denen alle Straßen mehrfach versperrt waren und vor deren Erstürmung selbst die im Märzkampfe zu Berlin geübten preußischen Bataillone zurückschreckten. Ein eigentlicher Straßenkampf kam denn auch nur selten an vereinzelten Stellen vor. Man beschoß sich gegenseitig aus den Häusern, durchbrach die Zwischenwände und suchte in dieser Weise vorzudringen. Bis zum Abend dauerte das Feuer, ohne daß jedoch das Militär irgend einen Vortheil errungen hätte.

Am nächsten Morgen machten die noch anwesenden Mitglieder der Stadtbehörden einen letzten Versuch, dem weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun, und entsandten eine Deputation an die, seit dem vorigen Abend in der Neustadt weilenden Minister von Beust und Rabenhorst. Die Bedingungen, unter denen diese völlige Einstellung aller Feindseligkeiten gewähren wollten, lauteten nach ihrer eigenen schriftlichen Aufzeichnung:

1) Gestellung der Anstifter des Aufruhrs, und insbesondere der Mitglieder der sogenannten provisorischen Regierung.

2) Ablieferung der Waffen binnen 24 Stunden an das Gouvernement zu Neustadt-Dresden.

3) Wegräumung der Barrikaden binnen 24 Stunden.

4) Wiederherstellung der Straßen in fahrbaren Stand und Deckung der Schleusen binnen 48 Stunden.

5) Die Stadt haftet für den durch die Dämpfung des Aufruhrs erwachsenen öffentlichen Aufwand.

Das Feuer beginnt morgen Nachmittags zwei Uhr, wenn bis dahin eine definitive Vereinigung nicht zu Stande gekommen oder eine unbedingte Unterwerfung erfolgt ist.

Dresden, am 5. Mai 1849.

Das hieß einfach, Ergebung auf Gnade und Ungnade von Denen fordern, die für das heilige Recht der Nation eingetreten waren, und wurde selbstverständlich gar keiner Beantwortung gewürdigt.

Von da ab währte der Kampf ohne Unterbrechung bis zum 8. Mai Abends. Das Knallen der Büchsen und Dröhnen der Kanonen ruhte nur während einiger Stunden in der Nacht. Das Militär hatte in der Artillerie einen Verbündeten, dem das Volk nichts entgegensetzen konnte. Die Gebäude, in denen dieses sich verschanzt hatte, und von denen aus es die Straßeneingänge beherrschte, wurden so lange mit schwerem Geschütz beschossen, bis sie, gänzlich durchlöchert, keinen Schutz mehr boten und des drohenden Einsturzes wegen verlassen werden mußten. Die bewundernswerthe Tapferkeit und Ausdauer, welche die Volksstreiter, darunter mehrere Mädchen, in der Vertheidigung jedes Postens bewiesen, ward selbst von den erbittertsten Gegnern auf's lebhafteste anerkannt und ist auch zur Genüge dargethan durch die Thatsache, daß das Militär trotz seiner bedeutenden numerischen Uebermacht, seiner Organisation und trefflichen Ausrüstung, sich nach einem sechstägigen furchtbaren Kampf doch nur erst in den Besitz kaum des dritten Theils der kleinen Altstadt gesetzt und sogar den nur einige hundert Schritt vom Schlosse entfernten Altmarkt nicht erreicht hatte.

Die Absicht des Truppencommando's ging dahin, die Stadt zu umzingeln und dann von allen Seiten nach dem Mittelpunkt derselben vorzudringen. Die in immer größern Massen eintreffenden Preußen machten die Ausführung dieses Planes um so leichter, als die geringe Zahl der Volksstreiter vollauf in der Stadt beschäftigt war und die Vorstädte nicht besetzt halten konnte. So war es bis zum 8. Mai Abends den Truppen denn auch

gelungen, ſich aller Eingänge zur Altſtadt zu bemächtigen, bis auf einen, und es blieb ſonach den Vertheidigern jetzt nur die Wahl, ſich entweder unter den Trümmern Dresden's zu begraben — das von den ſächſiſchen Miniſtern anbefohlene Bombardement der Stadt war nur durch den preußiſchen Commandanten, Grafen von Waldersee, bis dahin noch verhindert worden — oder die nicht länger mehr zu haltende Hauptſtadt aufzugeben und die Oberleitung der Bewegung, welche mittlerweile das ganze Land erfaßt hatte, nach einem andern Ort zu verlegen. Man entſchied ſich für das Letztere, und zwar wurde Freiberg im Erzgebirge dazu auserſehen. Nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, fand auf ein gegebenes Zeichen um Mitternacht der Abzug in beſter Ordnung ſtatt. Nur die Beſatzungen einiger wenigen Barrikaden ſchienen durch ein Verſehen ohne Kenntniß dieſes Vorhabens geblieben zu ſein und fielen am nächſten Morgen den Truppen in die Hände, die ohne Ahnung des Geſchehenen und ungewiß über die Bedeutung der tiefen Stille, ſich nur vorſichtig in die Straßen wagten, bis ſie endlich ſich überzeugten, daß die Stadt von ihren Vertheidigern geräumt ſei.

Wie vorauszuſehen, war mit dem Abzug von Dresden der Widerſtand des Volkes gebrochen, und die Hoffnung, den Kampf inmitten der thatkräftigen Bevölkerung des Erzgebirges fortſetzen zu können, erwies ſich als eine Täuſchung. Die erſt jetzt in größeren, geordneten Maſſen nach Dresden eilenden Zuzüge löſten ſich auf die Nachricht von dem Verluſt der Hauptſtadt wieder auf, denn,

unbekannt mit jener weitern Absicht, hielten sie bereits Alles für verloren. Von den Abziehenden selbst theilten nicht Wenige diese Ansicht und zerstreuten sich daher nach allen Richtungen. Als Heubner an der Spitze von einigen Tausend Mann in Freiberg anlangte, beschworen ihn die dortigen Behörden, die Stadt nicht den Schrecken einer Belagerung auszusetzen. Man konnte sich auch nicht verhehlen, daß bei der geringen Entfernung Freiberg's von Dresden, es an Zeit gebrechen würde, sich hinreichend auf den bald zu gewärtigenden Angriff vorzubereiten. Es wurde daher beschlossen, weiter nach Chemnitz zu ziehen. Heubner eilte mit Bakunin und dem Postsekretär Martin voraus, um das Nöthige anzuordnen. Daß sie allein, ohne Schutz gekommen waren, sollte ihr Verderben sein. Sie hatten mit den dortigen Führern Alles besprochen, und sich, gänzlich erschöpft, zur Ruhe gelegt, als einige Elende (deren einer sogar selbst kurz vorher eine Subscription für Waffen, Pulver und Blei zur Ausrüstung des Zuzugs nach Dresden eröffnet hatte), die Bedeutung dieser letzten Stützen der Bewegung wohl erkennend und auf eine reiche Belohnung seitens des Hofes rechnend, bei Nacht in den unbewachten Gasthof drangen, die Wehrlosen verhafteten und sogleich über Altenburg und Leipzig nach Dresden brachten.

Nachdem so die einzige Oberleitung verloren war, schien jeder Versuch eines weitern Widerstandes vergeblich, und die noch verbundenen Schaaren und Zuzüge lösten sich auf.

Das Gottesgnadenthum, wie berechtigt es sich auch dünken mag, frei nach eignem Belieben zu schalten und zu walten, konnte sich doch niemals des tiefinnersten Bewußtseins ganz entschlagen, daß ihm die Macht nur übertragen sei, um den Willen des Volkes zu vollstrecken. Demgemäß war es denn auch zu allen Zeiten bestrebt, glauben zu machen, das Volk im Ganzen sei mit seinem Thun vollständig einverstanden, und aller Widerstand rühre nur von einer kleinen Zahl Böswilliger, Ehrgeiziger und Gewinnsüchtiger her. Auch in Sachsen hatte die Reaktion, wie schon bemerkt, sich gleich nach Beendigung des Kampfes bemüht, nicht nur die Erhebung, sondern die ganze Bewegung selbst als das Werk einiger Verschworner darzustellen. Gleichwie Friedrich Wilhelm IV. in einer Proclamation während des Märzkampfes zu Berlin 1848 den Aufstand vornehmlich „fremden Bösewichtern" zugeschrieben, so auch mußte der König von Sachsen die gleiche Abgeschmacktheit mit seiner Unterschrift in die Welt hinausschicken. Dieser bewußten Entstellung gegenüber darf kühn behauptet werden, daß vielleicht noch nie ein Volk so einmüthig gewesen in der Verurtheilung seiner Machthaber, in dem Entschlusse, ihrem verrätherischen Unterfangen mit aller Kraft entgegen zu treten, wie damals das sächsische. Das beste Zeugniß hierfür legte das Ministerium selbst ab durch seine Verfolgungen. Die Zahl derselben be-

lief sich auf nicht weniger als Zwölftausend, so daß die Unmöglichkeit ihrer gerichtlichen Erledigung zu massenhaften Niederschlagungen nöthigte. Selbstverständlich erstreckten sich auch jene nur auf die Führer der Bewegung und auf einen Theil der unmittelbar am Kampfe betheiligt Gewesenen, so weit die letzteren bekannt wurden. Jene Tausende und Tausende aber, die sich bereits auf den Weg gemacht, Dresden aber nicht mehr erreichten, oder sich erst rüsteten, als der Kampf schon beendet war, sie blieben meist ungenannt und unverfolgt. Unter den Angeklagten befanden sich gegen dreißig Bürgermeister, die meisten Abgeordneten des aufgelösten Landtags, eine Menge Beamte, Stadträthe, Advokaten, Lehrer, Militärs, und selbst Geistliche. „Es wäre unfruchtbar", sagt der Verfasser der Enthüllungen über die Mai-Revolution, „die Namen aller Derer zu nennen, welche — hier ist zunächst nur von den Hauptleitern die Rede — als mehr oder minder bei diesem Aufstande betheiligt, verhaftet wurden. Mit Schmerz muß man gestehen, daß fast Alle Männer von anerkanntem Talente und in guter Stellung waren." Gewichtiger jedoch als noch so viele einzelne Belege hierfür, ist wohl das eigene Geständniß des Herrn Ministers v. Beust, der vor wenigen Wochen erst, am 15. August 1864 in der II. Kammer zu Dresden erklärte: „Es war dies (der Maikampf) ein allgemeiner Aufstand, eine Empörung, die sich über das ganze Land verbreitete." Wenn der Hr. Minister dann im weiteren Verlauf seiner Rede die befremdliche Schlußfolgerung zieht,

der Krone habe infolge dieser Thatsache das Recht zugestanden, die Verfassung ganz zu beseitigen, so würde es doch sicher noch mehr überrascht haben, wenn er bekannt hätte, daß gerade auf Grund dieser einmüthigen Verurtheilung durch das öffentliche Gewissen er selbst mit seinen Genossen das Gericht als Hochverräther verdient hatte. Denn Wer ist schuldig, wenn nicht Derjenige, den ein ganzes Land verdammt, wider dessen Thun ein Volk in allgemeinster Empörung sich erhebt?

Eben dies Bewußtsein, daß sie ganz vereinsamt stand, lediglich auf die preußischen Bajonette gestützt, veranlaßte denn auch die Regierung, selbst nach errungenem Siege, sich noch längere Zeit hindurch eines entschieden reaktionären Vorgehens zu enthalten. Weder die Entschlossenheit noch die Hoffnung des Volkes war durch den Fall Dresden's gebrochen, und nur der ziemlich vollständige Verlust aller Führer, um welche die Massen sich hätten scharen können, würde eine zweite allgemeine und selbständige Erhebung Sachsen's erschwert haben. Der ein ganzes Jahr lang über den größten Theil des Landes ausgebreitete Belagerungszustand mußte erst das Volk allmählig gebeugt haben, ehe die Regierung, unterstützt von den allgemeinen Zuständen Deutschland's, sich stark genug fühlte, am 3. Juni 1850 mit der Aufhebung des Wahlgesetzes von 1848 und Einberufung der alten Stände offen in die vollste Reaktion einzutreten, die von da ab, nach Herrn v. Friesen's Wort, „ihren Lauf" haben sollte, — bis zu dieser Stunde.

## II.

# Das Zuchthaus zu Waldheim.

Meine persönliche Betheiligung an dem Maikampf war durch eine Verkettung von Umständen nur eine sehr geringe gewesen. Nachdem ich durch meinen Eintritt in die Kammer gegen eine Wiederverhaftung wegen jenes Flugblattes sichergestellt war, hatte mein unbekannter Bürge die deponirten 10,000 Thaler wieder zurückgezogen. Als nun mit der Auflösung des Landtags meine Freiheit wieder dem Belieben der Behörden anheimgegeben schien, riethen meine Freunde, daß ich mich auf einige Tage von Dresden entferne, bis die weiteren Absichten der Regierung sich klarer herausgestellt haben würden.

Wohl hatte man längst allgemein gefühlt, daß die Reaktion es zu einer Entscheidung durch die Waffen treiben wolle, und war auch fest entschlossen, die Herausforderung anzunehmen; allein der gänzliche Mangel einer festen Organisation der deutschen Demokratie verhinderte auch ein planvolles Zusammenwirken, ein gleichzeitig energisches Auftreten. In jedem deutschen Lande blickte man gespannt nach rechts und links, und erwartete von den Anderen nicht sowohl nur das Zeichen zum Handeln, als vielmehr auch die rettende That selbst. Am wenigsten

aber ließen wir uns beikommen, daß gerade in Sachsen dies Zeichen zuerst gegeben werden sollte, wenn wir uns auch bewußt waren, daß ein, gleichviel von wo ergehender Ruf bei uns auf thatkräftigere Erwiederung rechnen durfte, als dem unsern werden sollte. Damals wenigstens hätte in keinem Nachbarstaate ein sechstägiger Volkskampf gegen die Reaktion wüthen können, ohne daß ganz Sachsen zur Hülfeleistung sich erhoben hätte.

Ohne Ahnung Dessen jedoch, was schon die nächsten Tage bringen sollten, entschloß ich mich um so bereitwilliger, jenem Rathe zu folgen, als unsere äußeren Verbindungen bis dahin nur sehr mangelhaft gewesen waren und durch persönliche Kenntnißnahme wohl eine zuverlässigere Ansicht über den Stand der Dinge außerhalb Sachsen zu gewinnen war, als aus den öffentlichen Blättern. Der letzten Kammersitzung, in welcher die Auflösung vorgenommen werden sollte, wollte ich noch beiwohnen, wurde jedoch vor Schluß derselben von einigen Fremden aus dem Saal gerufen und benachrichtigt, daß in den Seitengängen und Nebenzimmern des Landhauses zahlreiche Polizeiagenten und Soldaten verborgen seien; welche Maßregel sie bei der tiefen Ruhe, die in Dresden herrschte, irriger Weise — wie mir später von Beamten versichert wurde — dahin deuteten, daß ich gleich bei'm Austritt aus der Kammer verhaftet werden sollte. Sie drangen daher auf meine augenblickliche Entfernung, so lange das Mandat des Abgeordneten mich noch schützte.

Die Rückkehr in meine Wohnung schien unter den angenommenen Verhältnissen nicht mehr räthlich, — und

so hatte ich an jenem Morgen, ohne es zu ahnen, auf beinahe dreizehn Jahre Abschied von meiner Familie genommen. Ich begab mich zu einem Freunde, um dort mit einigen Andern über die nächsten Schritte zu berathen. Anfangs gewillt, nach Berlin zu gehen, von dem wir immer noch erwarteten, daß es die Initiative ergreifen werde, bewog mich Bakunin Prag zu besuchen.

Ich hatte Michael Bakunin vor einigen Monaten kennen gelernt, wo er heimlich von Leipzig nach Dresden gekommen war und mehrere Tage bei mir verborgen blieb. Ein Mann von seltener Geisteskraft und Charakterstärke, verbunden mit einer imponirenden Persönlichkeit und hinreißenden Redebegabung, war es ihm überall leicht geworden, die Jugend zu enthusiasmiren und selbst reifere Männer anzuziehen, zumal sein Standpunkt, frei von nationaler Beschränktheit, der des edelsten, allumfassenden Humanismus war. Eben seine glühende Phantasie aber, im Verein mit dem unbewußten Ehrgeiz einer groß angelegten Natur, die sich zum Leiten und Gebieten berufen fühlte, bereiteten ihm oftmalige Selbsttäuschungen über die thatsächlichen Verhältnisse. Sein nächstes Streben war eine Vereinigung der slavischen und deutschen Demokratie gegen das russische Czarenthum, die damalige Hauptstütze des Absolutismus; und seine zahlreichen persönlichen Verbindungen mit Gleichgesinnten in allen slavischen Provinzen Oesterreich's, sowie in Polen und Rußland, ließen ihm dies Ziel näher erscheinen, als es selbst heute noch ist.

Während seines heimlichen Aufenthaltes in Leipzig hatte er einen Kreis meist böhmischer Studenten um sich versammelt, die mit völliger Selbstentäußerung in ihm ihren Meister verehrten und seinem Worte unbedingt Folge leisteten. Durch sie gedachte er Böhmen aufzurütteln aus der Entmuthigung und Schlaffheit, in die es nach dem verunglückten und ziemlich planlosen Junikampf im verflossenen Jahre verfallen war. Was er aber nur erst hoffte und erstrebte, das spiegelte ihm seine Ungeduld als schon erreicht vor, und mit Zuversicht erwartete er binnen kürzester Frist eine allgemeine Erhebung Böhmen's. Es schien nun bei der Lage der Dinge in Deutschland von größter Wichtigkeit, jedes vereinzelte Vorgehen zu verhüten, und Bakunin bestimmte mich daher leicht nach Prag zu gehen, um mit den dortigen Leitern, an die er mir offene Schreiben mitgab, Rücksprache dahin zu nehmen, daß der Aufstand dort wo möglich noch so lange hingehalten werde, bis die rasch zu einer Entscheidung drängenden Verhältnisse Deutschland's zu hoffen erlaubten, daß die Bewegung sofort eine ganz allgemeine werden würde.

In Prag jedoch fand ich die Dinge ganz anders, als sie mir geschildert worden waren. Czechen und Deutsche standen sich feindlicher gegenüber, denn je. Der Fall Wien's im vorigen October, weit entfernt als ein gemeinsamer Schlag empfunden worden zu sein, war von den Czechen mit einer gewissen Befriedigung als eine Vergeltung betrachtet worden, für ihren von den Deutschen verlassen gebliebenen Juniaufstand. Auch der große Kampf

in Ungarn hatte bei den Böhmen nicht die Sympathien gefunden, die uns Deutſche dafür durchglühten, denn dort galt er vielfach nur als ein Verſuch der Magyaren, ihre Herrſchaft über die ſlaviſchen Völkerſchaften Geſammtungarns aufrecht zu erhalten. Der in Deutſchland ſo viel beklagte Mangel an Gemeingefühl der verſchiedenen Stämme, prägte ſich in Oeſterreich, begünſtigt durch die nationale Verſchiedenheit der Völker und das althergebrachte Regierungsſyſtem, wo möglich noch troſtloſer aus, als bei uns. Mit Eiferſucht blickten die verſchiedenen Völkerſchaften auf einander, und ſtatt ihre Kräfte gegen den gemeinſamen Feind zu vereinen, glaubte die eine durch die Unterdrückung der andern noch gewinnen zu können, bis ſie alle wieder in dem alten Joche ſchmachteten.

Statt jener mächtigen, weitverzweigten Verbindung, an deren Spitze ſich Bakunin wähnte und durch welche er die gewaltigſten Kräfte in Bewegung ſetzen zu können vermeinte, fand ich kaum ein Dutzend ganz junger Leute, deren exaltirte Phantaſie nicht einmal ſie ſelbſt über ihre Ohnmacht täuſchen konnte. Ich ſprach noch mit Dieſem und Jenem, der mir von ihnen als möglichenfalls einer gewaltſamen Erhebung geneigt bezeichnet wurde; begegnete auch wohl einer opferwilligen Hingebung, erhielt aber zugleich allſeits nur die Beſtätigung meines erſten Eindrucks von der Lage der Dinge. Es würde nach den Verſicherungen einſichtsvoller Patrioten wenigſtens Monate noch erfordert haben, die Einſicht, daß nur ein kräftiges Zuſammenwirken der deutſchen und öſterreichi-

ſchen Demokratie der um ſich greifenden Reaktion einen Damm ſetzen könne, allgemein genug zu verbreiten, um eine That von ihr erwarten zu dürfen. Die öſterreichiſche Regierung freilich bekundete bald darnach durch ihre erbitterte Verfolgung aller Derjenigen, die während meines flüchtigen Aufenthalts in Böhmen mit mir verkehrt hatten, wie unſicher ſie ſich fühlte und welche Furcht ihr ſelbſt nur der entfernteſte Verſuch einer Volksregung verurſachte.

Ich war kaum drei Tage in Prag geweſen, als mich die gänzlich unerwartete Nachricht von den in Dresden eingetretenen Ereigniſſen wieder fortrief.

Richard Wagner — deſſen ſpätere langjährige Verfolgung ihren einzigen Grund nur in dem Zorn darüber haben konnte, daß er zwiſchen Berufspflicht und Gewiſſen zu unterſcheiden und auch als königlicher Kapellmeiſter noch frei zu denken wagte — hatte ſich längſt im tiefſten Mißmuth von der mit ſo lebhafter Begeiſterung begrüßten Erhebung des Jahres 1848 wieder abgewendet und Troſt für die bittere Enttäuſchung in ſeinen künſtleriſchen Entwürfen geſucht. Das mit der Berufung des Miniſteriums Beuſt offen erklärte Eintreten der Reaktion jedoch reizte ſeine Aufmerkſamkeit wieder, und die Vorgänge der erſten Maitage mochten wohl auch ihm die Hoffnung auf einen entſchloſſenen Widerſtand des Volkes erweckt haben, der bei der allgemeinen Stimmung in Deutſchland, ja in ganz Europa, möglicherweiſe noch eine glückliche Wendung der Dinge herbeiführen konnte. Von ſolchen Erwartungen getragen, ſchrieb er mir

während des fieberhaft erregten 3. Mai, ich möge schleunigst zurückkehren, da mir wenigstens augenblicklich keine Gefahr drohe, vielmehr zu befürchten stehe, daß die Aufregung in Dresden zu einem vorzeitigen Conflikt führen könne. Diese letzten Worte, lediglich die Besorgniß vor einer vereinzelten und darum leicht niedergeworfenen Erhebung ausdrückend, mußten in Ermangelung aller und jeder Unterlage den dienstbeflissenen Gerichten die Stelle eines Beweisstückes für das Vorhandensein einer weitverzweigten Verschwörung zur Vertreibung aller Fürsten und Republikanisirung Deutschland's ersetzen. Wenn die Regierungen damals wirklich, wie sie behaupteten, an die Existenz dieser allgemeinen Verbindung glaubten, so war es lediglich ihr eigenes Schuldbewußtsein, welches ihnen das Wohlverdiente als ein bereits Wirkliches vorspiegelte: die deutsche Demokratie dagegen war leider noch entfernt nicht so weit organisirt, um eine solche Befürchtung zu rechtfertigen. Die beliebte Deutung dieser, für Wagner's ferneres Schicksal so folgeschweren Aeußerung ist nur ein einzelnes Beispiel jener zahlreichen Fälle, in denen man das Verlangte zu finden wußte, wie und wo es immer gewünscht wurde.

Gleichzeitig mit diesem Briefe traf aber auch schon die mündliche Nachricht von dem thatsächlich ausgebrochenen Kampf in Prag ein, und ich eilte daher mit der nächsten Post zurück.

Zahlreiche Zuzüge belebten den Weg durch Sachsen. In allen Ortschaften war die Bevölkerung versammelt, um über ihre Haltung zu berathen, und allerwärts hatte

man sich bereits für die kräftige Unterstützung der Volkssache entschieden oder war im Begriff es zu thun. Schon in weiter Entfernung von Dresden vernahm man das Dröhnen der Geschütze, näher hin das Stürmen der Glocken und Knattern des Gewehrfeuers, bis endlich von den letzten Anhöhen aus die Stadt selbst ersichtlich ward, aus der zwei Rauchsäulen in den hellen Maihimmel emporstiegen: das alte Opernhaus, von Unbekannten angezündet, und ein von den Preußen in Brand gestecktes Privathaus standen in Flammen.

Der Postwagen mußte vor dem Thore halten, denn Barrikaden versperrten den Eingang und weiterhin alle Straßen von dieser Seite. Um einen schmerzlichen Auftritt in meiner Familie, die mich noch fern glauben sollte, zu vermeiden, begab ich mich gar nicht in meine Wohnung, sondern gleich auf das Rathhaus. Die Straßen boten einen Anblick, wie er mir nach der Julirevolution in Paris nicht mehr ganz neu war und bei ähnlichen Gelegenheiten in seinen Hauptzügen sich wohl überall wiederholt. Der Kampf — ein Häuserkrieg, bei dem die Feinde einander fast nie offen gegenüber standen — war noch auf die Straßen um das Schloß und den Neumarkt beschränkt. In den entfernteren Stadttheilen erblickte man zwischen verrammelten Häusern, geschlossenen Läden und müßigen Barrikaden die gewöhnlichen Gruppen von ängstlich gespannten Neugierigen und einzelnen Bewaffneten, die ihren Familien oder Freunden Kunde bringen wollten, ab und zu auch wohl in größerer Entfernung von den bedrohten Punkten es für sicherer halten

mochten. Die gern prahlende Feigheit weiß auch ſolche Gelegenheiten zu verwerthen, und Mancher hat ſpäter wohl ſchwer gebüßt dafür, daß er in harmloſeſter Abſicht während jener Tage vor ſeinen Nachbarn eine Büchſe ſpazieren trug.

Es war Sonntag den 6. Mai Nachmittag, als ich eintraf. Auf dem Rathhauſe fand ich die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, Heubner, Todt und Tzſchirner, den Commandanten Oberſtlieutenant Heinze, Bakunin und Andere. Ueber den gegenwärtigen Stand der Dinge war keine ſichere Auskunft zu erlangen, noch weniger über das Vorhergegangene, wenn überhaupt der Drang des Augenblicks Zeit zu Frage und Antwort gelaſſen hätte. Bei dem vollſtändigen Mangel an Organiſation auf Seiten des ganz unvorbereitet überraſchten Volkes war eine feſte, einheitliche Leitung ſchlechthin unmöglich. Dem Commandanten fehlte jedes Mittel, um einen beſtimmenden Einfluß auf den Gang des Kampfes auszuüben; Jeder handelte nach ſeinem eigenen Ermeſſen, kam und ging, beſetzte oder verließ einen Poſten, wie es ihm gefiel. Zu keiner Stunde wußte Oberſtlieutenant Heinze auch nur annähernd, welche Zahl von Streitern er angeblich commandirte, wie viele hier, wie viele dort ſtanden, noch ob und welchen Führern die einzelnen Trupps gehorchten. Man bedenke nur, daß bis zum 5. Mai noch Niemand auf Seiten des Volkes an die Unvermeidlichkeit eines ernſten Kampfes geglaubt hatte, und man wird begreifen, wie unmöglich es auch dem angeſtrengteſten Eifer fallen mußte, nur einige Glieder-

rung in die ungeordnet herbeiströmenden Schaaren zu bringen. Das Sammeln einer größeren, zu irgend einem Angriff nöthigen Macht war unmöglich, und somit jedes Vordringen außer Rede gestellt. Man mußte sich genügen lassen an der Vertheidigung, wie sie der Zufall eben fügte, froh, wenn es gelang, diesem oder jenem bedrohten Punkte eine Verstärkung zuzuführen. Kein Zweifel, daß auch unter den gegebenen Verhältnissen ein Mann von großer Energie ungleich mehr hätte leisten können, allein Nichts konnte unbegründeter sein, als die von manchen Seiten gegen Heinze geschleuderten Vorwürfe der Verrätherei, während er doch mit größter Aufopferung diese unendlich schwierige Stellung, für die man schlechterdings keinen Andern zu finden wußte, übernommen und in ihr gethan hatte, was nur immer in seinen Kräften lag.

Es verstand sich von selbst, daß ich mich gleich der provisorischen Regierung ganz zur Verfügung stellte; allein auch hier waltete eine große Hülfs- und Rathlosigkeit. Es liegt durchaus kein Tadel oder Vorwurf in dem Bekenntnisse, daß diese Männer, theilweise vielleicht mit klarstem Bewußtsein, sich einer Aufgabe unterzogen hatten, die ihrem ganzen Wesen fern lag, die sie aber im allgemeinen Interesse nicht abweisen durften, da nur sie das nöthige Vertrauen besaßen. Um ein solches Chaos in kürzester Frist zu sichten, zu ordnen und in einen sicher wirkenden Organismus zu verwandeln, dazu gehörte ein revolutionäres Genie, wie es sich eben unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung nicht befand.

Heubner, „der edle Demokrat“, wie ihn selbst die Reaktion nannte, ein klarer Geist und ebenso milder und gewissenhafter Richter, wäre in der Weichheit seines Herzens freudig bereit gewesen, das eigene Leben für jedes der Opfer hinzugeben, welches dieser Kampf von der einen, wie von der anderen Seite erheischte, vermochte aber eben dieser Weichheit wegen nicht jene in solchen Fällen unerläßliche eiserne Festigkeit zu gewinnen, die mit Menschenleben wie mit Schachfiguren rechnet. Todt befand sich vom ersten Tage an im furchtbarsten Zwiespalt mit sich selbst und verließ Dresden schon am Tage meiner Ankunft, um in Frankfurt die Vermittelung der Centralgewalt zu erwirken. Tzschirner endlich, ein begabter Advokat und Redner, ermangelte jenes sichern Ueberblicks und jener Selbstvergessenheit, ohne die auch der fähigste Kopf einer solchen Lage nicht gewachsen sein wird. Voll guten Willens, besaß doch keiner von diesen drei Männern den entschiedenen rücksichtslosen Willen, die Sache um jeden Preis durchzuführen, und darum vermochten sie es auch nicht.

Die Schwierigkeiten, mit denen jene Männer zu kämpfen hatten, lassen sich in unsern ruhigen Tagen kaum ermessen. Sie bildeten eine Regierung, ohne irgend welche Vollziehungswerkzeuge; es fehlte ihnen gänzlich an Unterbeamten, die ihre Beschlüsse vollstreckt hätten, und ihre geringe Orts- und Personenkenntniß — kein Einziger war von Dresden — verbunden mit dem wirren Durcheinanderströmen stets wechselnder Menschen um sie her, ließ sie auch nicht dahin gelangen, sich einen festen,

zuverläſſigen Stab von Agenten zu bilden. Höchſt mangelhaft nur über die Vorgänge in der Stadt und im Lande unterrichtet, mußten ſie in jedem einzelnen Fall ſich erſt Leute ſuchen, die ihre Befehle weiter trugen, und konnten niemals ſicher ſein, daß dieſe ausgerichtet oder befolgt wurden. Eine Preſſe zur Vervielfältigung ihrer Anſprachen exiſtirte nicht und ſo drangen die Beſchlüſſe und Befehle der proviſoriſchen Regierung zuweilen gar nicht über das Rathhaus hinaus, in dem ſie gefaßt worden waren. In dieſer Weiſe, trotz allen Eifers, zu einer relativen Unwirkſamkeit verurtheilt, wurden dieſe Männer doch Tag und Nacht durch die verſchiedenartigſten Botſchaften und Anforderungen in raſtloſer Thätigkeit erhalten.

Obwohl in der Stadt aller Verkehr wie alle Gewerbthätigkeit unterbrochen war und ſelbſt die Bäcker feierten, trat glücklicherweiſe doch kein Mangel an Lebensmitteln ein, denn bis auf weite Entfernung ſandten die umliegenden Ortſchaften infolge der Aufforderung des Stadtrathes reichliche Gaben an Brod, Fleiſch und Gemüſen. Bedenklicher war die raſche Abnahme des geringen Vorraths von Pulver. Wie in allen ſolchen Kämpfen wurde mit den Schüſſen eben nicht gegeizt, mochte auch keine denkbare Möglichkeit, einen Feind zu treffen, vorhanden ſein. Das Knallen von beiden Seiten unterbrach ſich keinen Augenblick, und wenn von tauſend Kugeln auch nur Eine getroffen hätte, es wäre ſchwerlich Jemand übrig geblieben, um von dieſem Kampfe zu erzählen. Mit weniger Sorge konnte ſich das Militär dieſer lär-

menden Neigung hingeben, denn ihm standen in Nähe und Ferne wohlgefüllte Magazine offen; schlimmer dagegen war es bei uns bestellt, wo die Munition kaum noch für den nächsten Tag zu reichen versprach. Die Einnahme der nur schwach besetzten Pulvermühle in der Nacht vom Sonntag auf den Montag brachte jedoch diesem Mangel einige Abhülfe, und Blei lieferten zur Noth die Dächer und Röhren.

Die Verwundeten fanden Aufnahme in den Apotheken, wo rasch geeignete Lokalitäten für sie in Bereitschaft gesetzt worden waren und die besten Aerzte sich ihrer Pflege unterzogen.

Aber auch an Gefangenen mangelte es uns nicht, und Mancher, dem der Zufall Gelegenheit bot, aus eigner Erfahrung die Behandlung der Gefangenen auf beiden Seiten kennen zu lernen, wird die Bemerkung gemacht haben, daß wir keineswegs lüstern waren mit den Werkzeugen der „legitimen" Gewalt um die Palme der Brutalität und Grausamkeit zu ringen. Mitten in all dem Drang und Treiben hatte Heubner nicht vergessen, daß während der letzten zwei Tage mehrere Gefangene unter verschiedenartigen politischen Anschuldigungen, zumeist als „Spione" eingeliefert und in dem Polizeigebäude untergebracht worden waren. Er wünschte sie, wo irgend möglich, der weiteren Sorge zu entheben, und ließ sie vorführen. Ihr Prozeß vor diesem revolutionären Standgericht war eben so kurz als zweckentsprechend. An Stelle ihrer schwer herbeizuschaffenden Ankläger, wurden sie selbst aufgefordert anzugeben, was

gegen sie vorlag, und da solchergestalt ihre völlige Unschuld sich schnell in's klarste Licht setzte, stand ihrer augenblicklichen Freilassung nichts im Wege. Ernster drohte ein Fall zu werden, der sich am folgenden Tag ereignete. Ein plötzliches Schießen und großes Geschrei in einer benachbarten Nebenstraße verursachte allgemeine Aufregung im Rathhause: man wähnte den Feind dort eingedrungen, sich umringt. Der Irrthum löste sich jedoch bald. Ein großer Haufen Volksstreiter eilte, in seiner Mitte einen entwaffneten Communalgardisten führend, auf das Rathhaus. Die Sache schien ernst, und der Gefangene wurde sogleich vorgeführt. Es ergab sich, daß aus einem oberen Stockwerk in jener Straße ein Schuß gefallen war, den bei der großen Entfernung vom Kampfplatze die Untenstehenden als ihnen bestimmt gedeutet und erwidert hatten, während Andere sofort in das Haus drangen und hier den Gefangenen mit seinem eben erst entladenen Gewehr vorfanden. Er stand nun angeklagt, meuchlings auf das Volk geschossen zu haben. Zitternd vor Angst betheuerte er, daß er nur die günstige Gelegenheit, wo überhaupt so viel geschossen wurde, benutzen habe wollen, um seine Büchse an einer Taube zu erproben. Dies Jägergelüste in solcher Zeit schien der Menge höchst unwahrscheinlich, und sie verlangte tumultuarisch die sofortige Aburtheilung des in ihren Augen überführten Meuchelmörders. Da bekundete Bakunin die ganze ihm von seinen wahrheitsliebenden Feinden so freigebig zugesprochene Härte und Blutgier. Mit barschem Tone befahl er dem immer tiefer sich verstricken-

den Angeklagten zu schweigen, trat dann hinter ihn und flüsterte ihm ein, was er zu sagen habe, um die aufgeregten Leidenschaften zu versöhnen, während zugleich Andere die Ankläger zu beruhigen suchten; und so endete auch dieses Standgericht mit einer sofortigen Freilassung des Geängsteten, der wohl kaum des ihm mitgegebenen Rathes noch bedurfte, der Taubenjagd sich vorerst zu enthalten.

Mit den gefangenen Soldaten verfuhr man sehr einfach: man entwaffnete sie und ließ sie frei umhergehen. Kämpften sie ja doch nur gezwungen gegen uns und fiel es Keinem ein, die gewährte Freiheit zu mißbrauchen, um wieder auf die andere Seite zu gelangen.

Während meiner Anwesenheit trafen mehrere Zuzüge ein, darunter einer, dessen Anführer erklärte, daß sie nicht gekommen seien um zu kämpfen, sondern um das Eigenthum zu schützen. Daran hatte fürwahr bis zur Stunde noch Niemand gedacht, denn Keinem war es beigefallen, daß in diesem Kampfe, wo es sich um das Gut der Nation handelte, das „Eigenthum" bedroht sein könnte. Und wahrlich, nie war es sicherer gewesen, als unter der Obhut des bewaffneten Volkes. Selbst die Professionsdiebe, an denen es auch in Dresden nicht mangelte, schienen verschwunden zu sein. Der Gesunkenste fühlte, daß es hier einer großen, heiligen Sache gelte, die nicht entweiht werden dürfe, und, was ihm längst entschwunden war: der Ehrgeiz, die Selbstachtung, erwachte wieder in seiner Brust, und er huldigte der Freiheit durch die Ueberwindung seiner selbstischen Gelüste.

Dieſer veredelnde Einfluß einer allgemeinen, Geiſt und Herz auf's Tiefſte ergreifenden Volksbewegung bekundete ſich übrigens nicht etwa jetzt, im Augenblick des entſcheidenden Kampfes erſt, ſondern hatte ſeine wunderbare Macht gleich vom erſten Anfange an geäußert. Die nicht zu beſtechende Criminalſtatiſtik liefert in dieſer Beziehung die treffendſte Erläuterung zu jenen heuchleriſchen Klagen der Reaktion, nach welchen ein ſteigender Verfall von Tugend und Recht, eine allgemeine Demoraliſation die unmittelbarſte Frucht ſolcher großer revolutionärer Bewegungen ſein ſoll. In Sachſen war von den Märztagen 1848 bis zur Mitte 1849 nicht ein Mord vorgekommen — während vor wie nach dieſer Periode kein Jahr verging, das nicht 8—10 und mehr ſolcher Blutthaten verzeichnete — und die Zahl der Eigenthums- wie ſonſtigen Verbrechen war auf weniger als zwei Drittel herabgeſunken. Das Gleiche wurde durch ganz Deutſchland beobachtet.

In keinem von den Volksſtreitern beſetzten Hauſe wurde das Geringſte entwendet oder muthwillig beſchädigt. Es ſtellt nicht die Menſchen, ſondern nur die Sachen niedriger und in ihr eigenſtes Licht, wenn ſelbſt die Anwälte der Reaktion ſich gemüßigt ſahen, die ſpäterhin von dem Militär verübten Plünderungen, weil ſie durchaus nicht in Abrede zu ſtellen waren, mindeſtens durch eine humoriſtiſche Deutung einigermaßen zu beſchönigen. Ich ſelbſt durchwanderte viele Häuſer und befrug die Bewohner, vernahm aber nirgends eine Klage in dieſer Beziehung.

Es bestätigte sich eben hier auch, wie bei allen ächten Volkserhebungen die alte Erfahrung, daß die reine patriotische Begeisterung auch die Lasterhaftesten hinreißt und alle niedern Begierden in ihnen schweigen macht. Die Gräuel und Scheußlichkeiten wurden hier, wie stets bei solchen Gelegenheiten, einzig nur von den stumpfen, jeder Selbstachtung ermangelnden oder Betäubung des eigenen Gewissens suchenden Werkzeugen der frevelhaften Herrschbegier verübt. Schon die an vielen Läden stehende Aufschrift: „Heilig ist das Eigenthum!“ hatte sich, so lange das Volk im Besitz der Straßen war, als sehr überflüssig erwiesen, und jene wohlmeinenden aber höchst entbehrlichen Eigenthumshüter quartirte ich denn, ihrem Wunsche gemäß, recht weit vom Kampfplatze ein.

Die ganze Lage der Dinge bot, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, auch dem besten Willen keine Gelegenheit Größeres zu leisten, und so beschränkten sich denn auch meine Bemühungen auf kleine, ohnmächtige Versuche, die nur wenig Einfluß auf den Erfolg des Kampfes haben konnten. Ich besuchte die Barrikaden, ermunterte zum Ausharren, ließ durch ein Durchbrechen der Scheidewände zwischen den Häusern Verbindungen herstellen, besetzte außer Acht gelassene Posten, und es würde sich kaum eine Veranlassung finden, meiner eigenen, ganz unbedeutenden Mitwirkung zu gedenken, wenn nicht die lügenhafte Bosheit unserer Gegner sich einer Thatsache bemächtigt hätte, die ihr zur wirksamen Entstellung und Ausbeutung wohl geeignet schien.

Der Zustand unserer Barrikaden, die zwar fest, aber meist niedrig und leicht zu übersteigen waren, ließ mich auf wirksamere Mittel zur Abwehr eines etwaigen Sturmes sinnen, und ich gerieth auf den Einfall, sie mit Pechkränzen zu bestecken, die, im Augenblick der Noth angezündet, wohl geeignet sein mochten, einem weiteren Vordringen zu wehren. Von der provisorischen Regierung zu diesem Zweck mit der nöthigen Vollmacht versehen, brachte ich die erforderlichen Stoffe, freilich nur in sehr ungenügender Menge zusammen, und ließ im Hofe des Rathhauses von einigen Bergleuten die Vorbereitungen zur Anfertigung dieses Vertheidigungsmittels treffen. Die Mittheilung jedoch, daß in der Nähe Pulver lag, veranlaßte mich, mit meinen Leuten wieder abzuziehen und in ein gegenüberstehendes Gasthaus zu gehen, wo wir aber erst die Bereitung des Mahles für einige Hundert Streiter abwarten mußten, ehe wir Aussicht hatten, das Pech schmelzen zu können. Wir waren kaum eine Viertelstunde hier, und die Bergleute hatten eben angefangen, einiges Werg zu drehen und zu flechten, als ein Bote der provisorischen Regierung mit dem schriftlichen Befehl erschien, die Anfertigung von Pechkränzen zu unterlassen. Ich entließ demgemäß die Bergleute und übergab das gesammte Material der Wirthin jenes Gasthauses, die es sogleich unter Verschluß nahm, und späterhin der Polizeibehörde auslieferte.

Wie ich vernahm, hatten einige angstverwirrte Stadträthe, die massiven steinernen Häuser Dresden's mit hölzernen, strohbedachten Scheunen verwechselnd, bei dem

bloßen Gedanken an das furchtbare Zerstörungswerkzeug „Pechkranz“ ihre Stadt bereits in Flammen gesehen, und die provisorische Regierung ließ sich gern bereit finden, die Sorge der guten Leute durch den Widerruf der Anordnung zu zerstreuen. Indem sie mit solcher Milde selbst die völlig unbegründete Furcht vor einer gar nicht vorhandenen Gefahr noch zu beschwichtigen suchte, lieferte sie freilich zugleich den Beweis ihrer völligen Unebenbürtigkeit jener „königlichen“ Regierung gegenüber, die zur selben Zeit, wie schon erwähnt, die Einäscherung der Stadt durch Bomben bereits anbefohlen hatte, vor welchem Schicksal Dresden nur durch den Widerstand des preußischen Truppencommandanten bewahrt wurde.

Jene, gar nicht über das Stadium der bloßen Vorbereitung gediehenen, im Keime schon erstickten Pechkränze nun waren es, die nicht nur einen der Hauptentscheidungsgründe zu meinem Todesurtheil, sondern auch der Verläumdung eine Unterlage zu den mannichfachsten Erdichtungen liefern mußten *).

*) Sogar nach meiner Freilassung noch entblödete sich der offiziöse Dresdener Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht, „auf Grund der Gerichtsakten“ zu behaupten, daß mit jenen, unter meiner Leitung angefertigten Pechkränzen „das königl. Schloß habe in Brand gesteckt werden sollen und das alte Opernhaus wirklich in Brand gesteckt worden sei“. Demnach besaßen also diese wunderbaren Pechkränze sogar rückwirkende Kraft, denn sie, die ebenfalls „den Gerichtsakten nach“ am 7. Mai erst hergestellt werden sollten, es aber nie wurden, hatten doch bereits am 4. Mai, als ich noch in Prag war, das alte Opernhaus in Flammen gesetzt! — Selbstverständlich ward jener Gerichtsaktenkundige gezwungen, seine Lüge zu widerrufen.

Mehrfach hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie leicht doch Frauen ſich in die ungewohnteſte, ſchreckenerfüllte Lage finden und ihre volle Geiſtesgegenwart bewahren, ſobald ihnen darin nur Gelegenheit zu einer entſprechenden Thätigkeit wird. In den exponirteſten Häuſern, mitten im Gepfeife der Kugeln, unter Kämpfenden, Verwundeten und Sterbenden, wirthſchafteten Mädchen und Frauen mit einer ruhigen Beſonnenheit, als wären ſie in ſolchen Scenen aufgewachſen. Beſonders erinnerlich iſt mir eine nicht mehr junge Dame, die im erſten Stockwerk eines, vom Zwingerwall aus lebhaft mit Kanonen beſchoſſenen Eckhauſes, im Verein mit ihren Dienerinnen nicht nur höchſt geſchäftig Speiſe und Trank für die zahlreiche Beſatzung ihrer Wohnung beſorgte, ſondern auch, als Tochter oder Wittwe eines ſpaniſchen Offiziers, „die ſchon viel Derartiges erlebt und das Ding verſteht“, gleichſam das Commando über die Volksſtreiter in ihrem Bereich führte: jetzt zu den Töpfen in die Küche, von da wieder in die Zimmer eilend, die Männer anweiſend, wie ſie ſich zu ſtellen haben, um mit Sicherheit zielen zu können und doch gegen feindliche Kugeln gedeckt zu ſein. Wie ich ſpäter vernahm, hat ſie auch das tödtliche Blei mitten in ihrer eifrigen Thätigkeit erreicht. Nur wenige Schritte von dieſem Hauſe hatte kurz vorher ein ergreifendes Drama ſeinen Abſchluß gefunden. Ein junges Mädchen, deren Bräutigam gleich in den erſten Tagen an ihrer Seite gefallen war, hatte geſchworen, ſeinen Tod zu rächen. In Trauerkleidung, mit aufgelöſtem Haare, ſtand ſie frei auf der gefähr-

lichſten Barrikade, mit ſicherer Hand ihre Kugeln ausſendend, bis ſie endlich, tödtlich verwundet, zuſammenbrach. Sie war nicht die einzige Heldin jener Tage. Auf dem Commando-Bureau erſchienen einmal drei junge Leute in Turnerkleidung und verlangten eingereiht zu werden in die Zahl der Streiter. Auf die von mehreren Anweſenden gethanen Aeußerungen über deren faſt zu jugendliches Alter und namentlich die zarte Geſtalt des Einen, erklärte der Aeltere von ihnen, auf ſeinen ihm zunächſt ſtehenden Kameraden zeigend: „es ſei ein Mädchen.“ *) Ein anderes Mädchen hatte von Beginn des Kampfes an auf der Barrikade geſtanden, und kam, kurz nach dem Abzug der Streiter von Dresden, auf das Rathhaus, klagend, „daß keine Kugel ſie getroffen“. Eilig entfernte ſie ſich mit den Worten: „vielleicht ereilt mich noch eine Kugel; ich folge meinen Kameraden. Lebt wohl!“ **) Ihr Wunſch ward nicht erfüllt: die Verurtheilung zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe lohnte ihren Verſuch, durch einen heiligen Tod zu ſühnen für ein verfehltes Leben.

Am 7. Mai, gegen 11 Uhr Nachts, ging die Meldung ein, daß auf einem Dorf in der Nähe des Plauen'ſchen Grundes ein ſtarker Zuzug eingetroffen ſei, der auf ſicheren Wegen in die Stadt geführt zu werden begehre. Einer meiner Freunde übernahm dieſen Dienſt; da er

*) Die Ereigniſſe in Dresden vom 2. bis 9. Mai 1849, von Stadtrath Meiſel.

**) Ebendaſelbſt.

jedoch der Gegend nicht ganz kundig war, ich sie aber auf meinen Spaziergängen öfter durchstreift hatte, so begleitete ich ihn. Es handelte sich nämlich darum, die zwischen der Stadt und jenem Dorfe liegenden sehr stark besetzten Pulvermagazine zu umgehen. Wir begaben uns auf den Weg; allein in der, durch einen starken Regen noch vermehrten Dunkelheit der Nacht verfehlten wir die Richtung, und bei der Ungewißheit über die Aufstellung der militärischen Vorposten war die größte Vorsicht gerathen. Ein Bergmann, der uns begegnete und die Wege zu kennen behauptete, zeigte sich willig uns zu führen. Er, der ganz unverdächtig schien, sollte in einiger Entfernung vorausgehen und durch ein Zeichen vor etwaiger Gefahr warnen. So schritten wir schweigend dahin, als etwa nach einer Viertelstunde der Bergmann sein Liedchen anstimmte und gleich darauf in seiner Richtung ein: „Halt! Wer da?" erscholl. Wir blieben stehen und warteten, ob unser Führer zurückkommen würde; da dies nicht geschah, hielten wir ihn für gefangen — wie es auch der Fall war — und schlugen eine andere Richtung ein. Diese führte uns der Elbe zu, an deren Ufer wir in einer Dorfschenke noch Licht sahen. Um Aufschluß über unsern Weg zu erlangen, traten wir ein. Nur einige der Hausbewohner waren anwesend, unter ihnen eine hochbejahrte Greisin und ein junger Mann, der, sobald er unsere Absicht erfahren hatte, sich zum Führer erbot. Man stärkte uns liebevoll mit Speise und Trank, und als wir mit einem warmen Händedruck Abschied genommen von den braven Leuten, sprach die alte Sybille die

bedeutungsvollen Worte: „Ich leuchte Euch nicht, denn Euer Weg führt in die Nacht.“ Kaum fünf Minuten später, und ihre Weissagung hatte sich erfüllt: die Nacht des Kerkers lag vor mir.

Wir waren in der tiefsten Dunkelheit kaum einige hundert Schritte gegangen, als plötzlich wieder, und zwar diesmal ganz dicht vor uns, ein doppeltes: „Halt! Wer da?“ erscholl, Reiter auf uns heransprengten und ihre Karabiner abfeuerten. Ueberrascht stehen wir, kamen auseinander, und ich war nicht weit noch, als ich in einen Feldgraben fiel. Mich hier für den Augenblick sicher wähnend, wollte ich abwarten bis der Lärm sich beruhigt habe und zugleich überlegen, nach welcher Seite hin ich wohl mich wenden müsse, als die auf das Schießen mit Fackeln herbeigeeilten Soldaten immer näher kamen und mich umringten. Die Reiter hatten mich wahrscheinlich fallen sehen, verwundet geglaubt und die Verfolger dahin gewiesen. Ich gab mich gefangen; mein Freund und der Führer waren entkommen.

Obwohl unbewaffnet, von Keinem erkannt, und somit noch gar nicht einmal als Feind, sondern nur als schlichter Wanderer zu betrachten, wurde ich doch im Beisein der Offiziere und unbehindert durch sie auf dem ganzen Wege nach dem Pulvermagazin von den Einen gedrosselt und in's Gesicht geschlagen, von den Anderen mit zahlreichen Kolbenstößen bedacht. In der Umwallung der Magazine angekommen, stieß man mich zunächst in ein großes Zimmer, wo sich bereits einige fünfzig Gefangene befinden mochten, unter ihnen auch unser Berg-

mann. Man schien eben Jeden, der zufällig des Weges kam, festzunehmen, vermuthlich in dem Bewußtsein, daß die Sache, der das Militär — im offensten Bruch der dem Reichsverweser feierlich beschwornen Treue — dienen zu müssen wähnte, durch das ganze Land keinen Anhänger, sondern einzig nur die entschiedensten Gegner erwarten durfte.

Bei der Ankunft waren mir die Taschen geleert worden — Hut und Brille hatte ich schon früher unter den Fäusten der Soldaten verloren — und infolge der bei mir gefundenen Papiere wurde ich bald vor den commandirenden Oberst gebracht. Auch hier, wo nur Offiziere gegenwärtig waren, entblödeten sich die Jüngeren nicht in Gegenwart ihres Vorgesetzten das Verhalten der rohen Soldaten nachzuahmen und den Gebundenen zur Zielscheibe ihrer Kraftübungen zu machen, bis endlich der Oberst sie freundlich zu Ruhe vermahnte. Da indessen mein Name hier schon bekannt war, so mochte dies unwürdige Gebahren mehr nur den Zweck haben, die begeisterte Loyalität der Herren Offiziere darzuthun.

Eins der bei mir gefundenen Papiere schien große Unruhe zu erwecken. Ich hatte nämlich unter Anderem auch einmal begonnen, die zu einem Ausfall nöthigen Anordnungen kurz aufzuzeichnen, war jedoch nach wenigen Zeilen unterbrochen worden und hatte das Blatt zu mir gesteckt. Ueber diesen Plan, das Wo und Wann der Ausführung, verlangte der Oberst vollständigen Aufschluß und drohte widrigenfalls mit dem Aeußersten, mußte sich jedoch zuletzt mit dieser Erklärung jener Notiz zufrieden

geben. Ich wurde wieder abgeführt, und zwar nach einer kleinen Kammer, die zur Aufbewahrung von Holz und Kohlen diente. Ein junger Lieutenant bewährte zum Schluß noch seine Tapferkeit, indem er meine auf den Rücken gebundenen Hände mit Aufwand aller Kraft so fest schnürte, daß mir die Stricke tief in das Fleisch schnitten und die Adern zum Zerspringen anschwollen. So wurde ich in finstern Raum gestoßen und eingeschlossen. Gänzlich erschöpft von den Anstrengungen der beiden letzten Tage, versank ich bald in tiefen Schlaf. Früh am Morgen öffnete sich die Thüre, und ich nebst einigen andern Gefangenen wurde vor das Haus geführt, wo eine Reiterschaar bereit stand, uns weiter zu geleiten. Ein alter Hauptmann erröthete fast vor Schaam, als ich ihm meine dunkel angeschwollenen Hände zeigte; er knüpfte selbst die Stricke auf und befahl, mir die Hände vorn und nicht fester als nöthig zu binden. Auch an die Arme wurden mir Stricke befestigt, deren Enden die beiden Reiter zu meinen Seiten hielten, und nachdem ich noch mit dem alten Turnerhut eines der zurückgebliebenen Gefangenen versehen worden, zogen wir ab, der Elbe zu.

Die Reiter, welche mich zu führen hatten, schienen lebhafter mit mir zu sympathisiren, als es ihren Vorgesetzten hätte bemerklich werden dürfen. Sie kannten mich, erleichterten mir das schwierige Gehen und zeitweilige Laufen zwischen den Pferden so weit möglich, und flüsterten mir zuweilen ein Wort der Hoffnung auf bessere Zeiten und endlichen Sieg des Rechtes zu. Es war dies meine erste Berührung mit Männern, die im

Augenblick der brennenden Entscheidung dennoch keinen Anstand nahmen, ihre Kräfte dem Dienste einer, von ihrem eigenen Gewissen verdammten Sache zu widmen, statt — mit kaum mehr Gefahr, als ihnen so auch drohte — mannhaft für das erkannte Recht einzustehen. Später freilich sollte ich noch oft Gelegenheit finden zu ernsten Betrachtungen über diesen gründlich demoralisirenden Einfluß unseres ganzen jetzigen Staatswesens auf Alle, die irgendwie in Abhängigkeit von ihm gerathen.

Am Strande harrte unser ein von preußischem Militär besetztes Dampfboot, das die Gefangenen aufnahm. Die Empfehlung besonderer Gefährlichkeit, welche mir der Führer unserer Escorte bei der Ablieferung mitgab, reizte einige preußische Unteroffiziere, mir die Pflicht des unbedingten Gehorsams jedes Sachsen gegen *seinen* König in *ihrer* Weise begreiflich zu machen, und mein Bart hatte sich infolge dieser Methode, gute Unterthanen zu ziehen, schon ziemlich gelichtet, als endlich ein Offizier diesem Treiben ein Ende machte. Einer schmerzlichen Klage des Letzteren über die Menge des vergossenen Blutes und den Fall so vieler theueren Freunde, glaubte ich entnehmen zu müssen, daß die preußischen Truppen bereits stark gelitten hatten. Die spätern offiziellen Angaben über den so unbedeutenden Verlust des Militärs an Todten und Verwundeten, waren jedoch mit dieser unwillkürlichen Aeußerung gar nicht in Einklang zu bringen.

Das Schiff zog in einiger Entfernung an meiner Wohnung vorüber, aus deren Fenstern mein armes ge-

ängſtetes Weib ihm ahnungslos nachblickte, während die Kleinen über das Blitzern der mich umringenden Helme jubelten.

Am jenſeitigen Ufer wurden wir ausgeſchifft und zunächſt auf das Neuſtädter Rathhaus geführt, von wo man mich jedoch ohne Weilen nach dem feſten Wachtgebäude am Leipziger Thor brachte. Hier verblieb ich in meinen durchnäßten Kleidern mit noch zwei oder drei Andern mehrere Tage in einem engen dunkeln Raum. Die quälende Ungewißheit über den Stand der Dinge und die Verzweiflung über meine erzwungene Unthätigkeit ließen mich das augenblickliche Ungemach und die ſchwere Gefahr meiner Lage vergeſſen. Nicht wirken, nicht helfen zu können, jetzt, wo es das Höchſte galt, war ja bitterer als Alles, was mir drohen konnte.

Das Feuer währte den ganzen Tag und tief in die Nacht hinein ununterbrochen fort; auch wollte mir ſcheinen, als ſei die Artillerie ſtärker am Kampfe betheiligt. Der Morgen des 9. Mai dagegen brachte eine Bangen erregende Veränderung: die Sonne mußte bereits hoch ſtehen, und immer noch herrſchte eine nur von wenig vereinzelten Schüſſen unterbrochene Ruhe, wie ſie bisher nur auf kurze Stunden in der Nacht eingetreten war. Was ſollte das bedeuten? War die Erhebung ſchon beſiegt? Unmöglich! War ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen? Meine fieberhafte Spannung wurde ſchier unerträglich. Da plötzlich erzitterte das ganze Haus vor den raſch ſich folgenden Donnerſchlägen des ſchwerſten Geſchützes, dann kamen mehrere Pelotonſalven und das zerſtreute Büch-

fenknallen der Volksstreiter — und wieder tiefe Stille. Die Kanonen schwiegen fortan, nur dann und wann fielen noch einzelne Flintenschüsse. — Der Kampf war unzweifelhaft zu Ende.

Man weiß bereits, aus welchen Gründen die weitere Vertheidigung Dresden's aufgegeben und die Stadt verlassen wurde. Jene letzten Artilleriesalven sollten eine Barrikade bei dem Postgebäude zusammenschmettern, deren Besatzung keine Kenntniß von dem Abzug der Andern gehabt zu haben scheint und ihren Posten mit der standhaftesten Ausdauer vertheidigte. An keiner andern Stelle ward von diesem Morgen an mehr gekämpft.

Die Vertheidiger hatten die Stadt freiwillig geräumt, die Truppen sie nicht erstürmt und erobert, sondern waren, als sie dieselbe verlassen fanden, ohne — außer an jenem einen Punkte — auf Widerstand zu stoßen, ruhig einmarschirt. Nur umso unerklärlicher daher müssen die wahrhaft teuflischen Grausamkeiten erscheinen, welche das Militär selbst nachträglich noch an Gefangenen, Verwundeten und gänzlich Unbetheiligten verübte, und zu deren Entschuldigung sich mithin nicht einmal die durch den Kampf bewirkte Aufstachelung aller wilden Leidenschaften anführen läßt.

Wenn überhaupt der Appell an die Kampflust, an den rein physischen Muth — diese niederste Eigenschaft — von großen Gefahren begleitet ist für alles Höhere und Edlere im Menschen, so gilt dies ganz be-

ſonders bei dem Soldaten, der, meiſt ohne Bildung, ohne Verſtändniß für die Zwecke, denen er dienen muß, als wahrer Soldknecht gar nicht einmal nach ihnen fragen darf, ſondern nur maſchinenhaft Diejenigen zu bekämpfen und zu tödten hat, die zu bekämpfen und zu tödten ihm befohlen wird. Auf's Erſchöpfendſte legte im Jahre 1848 ein bis heute noch vielgeprieſener Märzminiſter den ächten Geiſt unſeres ganzen Militärweſens dar, indem er ſagte: er hoffe, daß die Soldaten des von ihm geleiteten Staates, wenn das Geſetz (d. h. die Befehle ihrer Vorgeſetzten) es erheiſche, nicht anſtehen würden, ſelbſt auch gegen Vater und Mutter das Mordgewehr zu führen!

So iſt denn das moderne Soldatenthum die vollſtändige Entmenſchung, und zwar nach der klarbewußten Abſicht Derjenigen, die es aufgerichtet erhalten und benutzen.

Man hat es der Demokratie des Jahres 1848 auch von befreundeter Seite oft zum ſchweren Vorwurf gemacht, daß ſie allzu hart und ſchonungslos gegen die „verthierten Söldlinge" zu Felde gezogen ſei und ſich dadurch unkluger Weiſe das Militär verfeindet habe. Abgeſehen davon, daß dieſer Vorwurf als ein ſo allgemeiner durchaus der Berechtigung ermangelt — wie das feſte Zuſammenſtehen von Soldaten und Volk in Württemberg, Baden, Heſſen-Caſſel, ja theilweiſe auch in Sachſen darthat — ſo bewieſen doch gerade die in Dresden während und nach dem Kampfe verübten Scheußlichkeiten, wie wohlverdient anderſeits auch wieder die viel-

geſchmähte Bezeichnung: „Vertbierte Söldlinge!“ geweſen war.

Betrachten wir zunächſt ganz allgemein die Zahlen der Gefallenen auf beiden Seiten. Der Kampf hatte unter ziemlich gleichen Bedingungen ſtattgefunden: es war ein Häuſerkrieg. Der Vorzug der Waffen, namentlich der Artillerie auf Seiten des Militärs, konnte ſich nur gegen die Gebäude geltend machen: die ſchweren Geſchütze erſchütterten dieſelben und mochten ſie unhaltbar, thaten aber — wie ich mich ſelbſt überzeugt hatte — den Vertheidigern direkt nur wenig oder gar keinen Schaden. Die Verwundungen und Tödtungen während des Kampfes geſchahen nur durch Handwaffen, in denen ſich beide ſtreitende Parteien ziemlich gleichſtanden. Da nun, wie geſagt, ein Sturm, eine Verfolgung auf der Flucht — die allein in ehrlichem Kampfe eine größere Ungleichheit in den Zahlen der beiderſeitig Gefallenen erklären könnte — gar nicht ſtattgefunden, ſo wäre anzunehmen geweſen, daß die Verluſte des Volkes und des Militärs ſich ſo ziemlich die Waage halten mochten.

Dem gegenüber lauten die officiellen Angaben, wie folgt:

Bei den preußiſchen Truppen:

Todte: 2 Officiere und 6 Soldaten = 8 Mann.

Verwundete: 36 Soldaten, wovon ſpäter noch 1 ſtarb.

Bei den ſächſiſchen Truppen:

Todte: 2 Officiere und 20 Soldaten = 22 Mann.

Verwundete: 7 Officiere und 57 Soldaten, wovon ſpäter noch 3 ſtarben.

Im Ganzen alſo:

30 Todte und 95 Verwundete, von welchen letzteren noch 4 ihren Wunden erlegen ſind.

Auf Seiten des Volkes (nach dem officiellen Dresdener Journal):

Todte: 197, darunter 7 Frauen.

Verwundete: 115, darunter 4 Frauen, in den Spitälern. Wieviel der letzteren in Privatwohnungen lagen, war unbekannt.

Der preußiſche Commandant, Graf v. Waldersee geſteht ſelbſt zu, daß die Soldaten wohl mindeſtens noch 50 Gemordete, Verwundete und Gefangene in die Elbe geworfen haben mögen, und ſchätzt demgemäß den Verluſt der Volkspartei an Todten auf ungefähr 250.

Allein auch dieſe Zahl reicht ſchwerlich aus; denn während des Kampfes ſchon wurden auf Befehl der proviſoriſchen Regierung zu wiederholten Malen die Gefallenen begraben, und es iſt mindeſtens ſehr zweifelhaft, ob dieſe in jener officiellen Zuſammenſtellung inbegriffen waren.

Endlich noch muß auch das Mißverhältniß der Todten zu den Verwundeten ſehr überraſchen. Während das Militär bei 95 Verwundeten nur 30 Todte zählte, ſind auf Seiten des Volkes 250 Todte und nur 115 Verwundete angegeben. Iſt es nun auch ſelbſtverſtändlich, daß gar manche verwundete Volksſtreiter in Privathäuſern heimliche Pflege genoſſen, ſo kann die Zahl dieſer letzteren doch ganz unmöglich jenes Mißverhältniß ausgleichen, denn es müßten ſonſt ungefähr 680 Ver-

wundete verbergen geblieben sein, was schon aus dem einem Grunde unmöglich scheint, als die Stadt sofort mit einer sehr starken Einquartirung belegt wurde, und gerade nicht allzu viele Soldaten ein solches Geheimniß, von dem sie doch bald Kunde erhalten mußten, bewahrt haben dürften. Das Höchste, was angenommen werden kann, ist, daß die Zahl der Verwundeten jener der Getödteten gleichkam.

Und nun vergleiche man:

Auf Seiten des Militärs: 30 Todte.

Auf Seiten des Volkes: mindestens 250 Todte.

Diese unerhörte Differenz der Opfer bei ganz gleichen Kampfbedingungen findet jedoch ihre volle Erklärung in den ungezählten Mordthaten, welche sich die Soldaten, der Billigung ihrer Vorgesetzten gewiß, überall erlaubten.

Nicht erst nach Beendigung des Kampfes, auch schon während desselben waren die empörendsten Schändlichkeiten vorgekommen. Es ist Thatsache, daß Männer und Frauen, welche in entlegenen, friedlichen Straßen ruhig ihren Geschäften nachgingen, von müßigen, gelangweilten Soldaten in benachbarten Häusern zur Unterhaltung niedergeschossen wurden. Das Dresdener Journal selbst führte in seiner Todtenliste ein auf diese Weise gemordetes Dienstmädchen auf. Im Hôtel zur Stadt Rom befand sich ein Prinz v. Schwarzburg-Rudolstadt, der wenige Tage vorher einer Augenkrankheit wegen nach Dresden gekommen war. Die in sein Zimmer dringenden sächsischen Soldaten tödteten ihn und seinen Diener. Wenige Schritte weiter, in der Schuhmachergasse, fan-

den diese Wütheriche in einem Hause 14 Männer, die ihre Gewehre im 4. Stockwerk gelassen hatten und sich wehrlos ergaben. Alle 14 wurden, nachdem sie in jeder Weise mißhandelt worden waren, der Reihe nach aus den Fenstern des 3. Stockes mit solcher Gewalt auf die Straße geschleudert, daß ihre Körper meistentheils gegen das Haus auf der andern Seite der engen Gasse anprallten. In der Frauengasse befand sich ein Lazareth mit vielen Verwundeten: sie wurden sämmtlich ermordet. Nach Beendigung des Kampfes saßen in einem Gasthofe auf der Wilsdruffer Gasse ein größere Anzahl Reisender, die nun jede Gefahr entschwunden glaubten, ruhig an der Frühstückstafel: sie wurden bis auf Wenige von hereinbrechenden Preußen erstochen, erschossen oder mit Kolben todtgeschlagen. Als früh am 9. Mai die zurückgebliebene Besatzung eines Hauses zunächst dem Schlosse erkannte, daß der Kampf zu Ende sei, sie aber nicht mehr entkommen könne, sandte sie einen jungen Mann mit einem weißen Tuch hinunter zu den aus dem Schlosse dringenden Preußen, um ihre Ergebung anzuzeigen. Der Friedensbote wurde sofort an die nahe Barrikade gestellt und erschossen. Die Andern, welche nach ihm aus dem Hause getreten waren, sollten dasselbe Schicksal erleiden, als ein Offizier dazu kam und sie schützte mit den Worten: „Halt! Jetzt nicht mehr! Das hättet Ihr früher thun sollen!“

Graf Walderſee hat selbst, wie schon erwähnt, zugegeben, daß wohl ein halbhundert Menschen in der Elbe ihren Tod gefunden haben mochten. Er selbst auch be-

richtet, in welch' humoristischer Weise die Soldaten solche Schandthaten ihren Vorgesetzten zu melden pflegten. Sie rapportirten nämlich einfach: „Die uns zum Transport übergebenen Gefangenen sind sämmtlich in den Fluß gesprungen.“ Damit war die Sache gut. Ueber den Tod meines Freundes, des talentvollen Arztes Dr. Haußner aus Pirna, erzählte mir selbst ein dabei anwesender Unteroffizier Folgendes: Dr. Haußner sollte von einer Anzahl sächsischer Soldaten aus der Neustadt in die Altstadt gebracht werden. Auf der Brücke meinten Einige, warum sie denn dieses Schuftes wegen noch weiter gehen sollten? sie könnten sich seiner ja gleich hier entledigen. Der Gedanke fand Beifall. Zehn, zwölf Arme heben den sich Sträubenden über das Geländer. Trüben Fuß fassend, klammerte er sich mit seinen gebundenen Händen an das eiserne Gitter. Da hackten Säbel ihm so lange über die Finger und den Kopf, bis er losließ und sich selbst in den Fluß stürzte. Dr. Haußner, ein vortrefflicher Schwimmer, kam bald wieder auf die Oberfläche und schwamm, seiner gebundenen Hände wegen, auf dem Rücken stromabwärts. Das war gegen die Absicht der Mordgesellen, und sie schossen jetzt nach ihm. Er jedoch, die Brücke im Auge, tauchte bei jedem Aufblitzen der Gewehre rasch unter und kam an einer andern Stelle wieder empor. Da schlich sich einer der Unteroffiziere abseits hinter einen Laternenpfahl, wo der Schwimmende keinen Feind vermuthete, und sandte ihm von dort beim nächsten Luftschöpfen die tödtliche Kugel zu. Haußner's Leichnam kam weiter unten an's Land.

Dies nur einige wenige Beispiele von den Gräueln, die in Menge vorgefallen sind und welche die übermäßige Zahl der auf Seiten des Volks Gefallenen leicht erklären.

Graf Waldersee bekennt, daß es die Preußen gewesen, die zuerst ihre sächsischen Kameraden darüber verhöhnten, daß sie sich die Mühe gaben, die Gefangenen in Gewahrsam zu bringen, statt sie kurzweg todtzuschlagen; doch fügt er hinzu, die Schüler hätten bald ihre Lehrmeister übertroffen. Indessen wäre es mehr denn ungerecht, die Soldaten allein für diese Scheußlichkeiten verantwortlich zu machen. Sie würden dieselben nie gewagt haben, wären sie nicht mindestens der Billigung ihrer Offiziere sicher gewesen; und diese ebenfalls hätten sich nicht aktiv oder passiv zu Mitschuldigen gemacht, ohne die Gewißheit, daß es auch höheren Orts noch mit Wohlgefallen bemerkt würde. Und dazu hatten sie auch alle Berechtigung. Schon am 6. Mai war von Seiten des k. Militär-Gouvernements folgende Verordnung ergangen:

> „Unter den jetzigen Verhältnissen, wo fremde Truppen in die Stadt eingerückt sind; welche den Befehl haben, Jeden, der mit den Waffen betroffen wird, niederzuschießen, wird es nothwendig, daß sich Niemand bewaffnet sehen lasse."

Auf die Beschwerde des preußischen Commandanten, daß demzufolge die preußischen Truppen in dem gehässigen Lichte einer ganz besonderen Härte erschienen, wurde angeordnet und veröffentlicht, daß alle Truppen, ohne Unterschied, jenen Befehl erhalten sollten. War hiernach

schon der Soldat nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, Jeden, der eine Waffe hatte, gleichviel nun, ob er sie gebrauchte oder zum Zeichen seiner Ergebung ablegte, zu tödten, so erhielt die obige Ordre noch eine weitere Erläuterung durch den an die kämpfenden Truppen ausgetheilten kurzen Befehl: „Die Regierung wünscht nicht mit vielen Gefangenen belästigt zu werden"*), was in militärischer Sprache so viel heißt, als: es solle nur ausnahmsweise Quartier gegeben werden. Darnach handelten denn auch die Soldaten, und darauf spielte jener Offizier an, als er sagte: „Jetzt nicht mehr; das hättet ihr früher thun sollen." Manche Offiziere hatten noch so viel Selbstachtung, wenigstens nicht Zeugen solcher Scheußlichkeiten sein zu wollen und hielten sich deshalb so lange fern, bis die „Arbeit" gethan war. Die ganze Schuld lastete dann eben nur auf den rohen Soldaten.

Ueber die Behandlung, welche solchen Gefangenen wurde, deren Leben man schonte, möge noch ein anderer Zeuge sprechen. Hr. O. Auerswald, Student der Theologie, veröffentlichte das Nachstehende mit seinem Namen am 1. August 1849 in den vereinigten Volksblättern zu Leipzig, nachdem einige Wochen vorher ein Kaufmann Isbary aus Leipzig in derselben Zeitschrift seine ganz ähnlichen Erlebnisse erzählt hatte. Die Wahrheit der beiden Schilderungen wurde nicht angegriffen.

*) An die Truppen vor der Stadt lautete dieser Befehl weiter dahin, daß demnach die Angehaltenen befragt und untersucht, und wenn sich nichts Verdächtiges ergäbe, freigelassen werden sollten.

Hr. Auerswald schreibt:

„Ich befand mich, Dienstag den 8. Mai, als Krankenwärter in der Wohnung eines Arztes auf der großen Frauengasse, zu dem man die an der dortigen Barrikade Verwundeten gebracht hatte. Außer mir war zur Pflege der Verwundeten noch ein Student, so wie ein Leipziger Arzt da, welcher sie hatte verbinden helfen. Gegen Mittag drang ein Unteroffizier mit 8—10 Mann Schützen ein, ergriff mich, den Leipziger Arzt und jenen Studenten, und übergab uns seinen Leuten als Arrestanten. Als wir uns darauf beriefen, wir hätten nur die Verwundeten gepflegt, schrie er: „Was? die Hunde sollen noch gepflegt werden?“ und fuhr darauf gegen den Dresdener Arzt los: „Sie lassen die Kerle binnen einer halben Stunde in's Krankenhaus bringen, sonst werfen wir sie zum Fenster hinaus.“ Dieser stellte ihm vor, daß ihm dies unmöglich sei, da er Niemanden habe, der ihm beim Tragen behülflich sei, doch Jener entgegnete: „das ist mir ganz egal, wenn sie in einer Stunde nicht fort sind, lasse ich sie zum Fenster hinauswerfen.“ Er ließ nun zwei Mann Wache bei dem Arzt zurück und führte uns drei fort. Später sind diese Wüthriche wirklich zurückgekommen und haben die Verwundeten erschossen! — Wir wurden nun durch verschiedene durchbrochene Häuser und ein, soviel ich erkennen konnte, vollständig ausgeplündertes Gewölbe, in welchem Schützen frühstückten, auf den Neumarkt geführt, wo man uns vor vielen andern Schützen aufstellte, nach Namen und dergleichen fragte, und durchsuchte. Obgleich man weder

Waffen noch Munition bei uns fand, versetzte mir doch ein Schütze ohne alle Veranlassung einen Faustschlag in's Gesicht; ich wandte mich daher an den eben hinzukommenden Lieutenant Vollborn mit den Worten: „Herr Lieutenant, ich fordere Sie auf, uns vor Mißhandlungen zu schützen.“ Doch dieser erwiederte barsch: „ich werde Sie schützen, so weit mir's beliebt.“ Darauf ließ er die Compagnie antreten und wir wurden in deren Mitte so aufgestellt, daß meine zwei Mitgefangenen neben einander, und ich einzeln unmittelbar hinter ihnen zu stehen kam. Schon dabei ging es nicht ohne verschiedene Püffe ab. Der Lieutenant sagte uns noch: „ich mache Ihnen bemerklich, daß meine Leute befehligt sind, Sie niederzuschießen, sobald Sie einen Schritt aus dem Gliede treten.“ Nun ging es fort. Nach einigen Schritten kam ein preußischer Soldat zu den Schützen, und rief ihnen zu: „Warum habt Ihr sie denn nicht gleich todtgeschlagen?“ Diese entgegneten: „Ja, das hätten wir thun sollen,“ und schienen nun diesen Fehler durch verschiedene Mißhandlungen an uns wieder gut machen zu wollen, wenigstens erhielt ich von da an von Zeit zu Zeit Faustschläge und Kolbenstöße, wobei man uns zurief: „denkt nicht etwa, daß Ihr so wegkommt, Ihr werdet Alle erschossen.“ „Nein,“ riefen Andere, „für solche Hunde ist eine Kugel zu gut, die müssen wir aufhängen.“ So ging es fort durch die Augustusstraße nach dem Schlosse zu und über die Brücke. Von jetzt an steigerten sich die Mißhandlungen fast mit jedem Schritt. Die gemeinsten Schimpfreden und verschiedene Drohungen,

uns auf dieſe oder jene Art umzubringen, nahmen kein Ende: Fauſt- und Kolbenſtöße kamen immer häufiger, beſonders ſchienen ſie es auf mich abgeſehen zu haben, entweder weil ich verſucht hatte, vom Lieutenant Schutz zu erhalten, oder weil ich als der hinterſte am bequemſten zu erreichen war. Vor der Wache am Blockhaus in der Neuſtadt wurden wir wieder aufgeſtellt, und Lieutenant Vollborn machte bei einem Hauptmann Meldung von unſerer Arreſtation. Dieſer fand dieſelbe ganz in der Ordnung, und ſagte darauf in einem widerlichen Offiziersjargon halb zum Lieutenant, halb zu den Schützen: „Na, Herr Lieutenant, ſchützen Sie ſie vor Mißhandlungen, d. h. laſſen Sie ſie nicht todtſchlagen; hätten Sie ſie gleich todtgeſchlagen, wie Sie ſie arretirten, ſo hätte ich nichts dagegen, aber nun ſie arretirt ſind, ſtehen ſie unter dem Schutz des Geſetzes; alſo laſſen Sie ſie nicht todtſchlagen!“ Mehrere Schützen riefen darauf: „Na, wir nehmen Keine mehr gefangen!“ Daß mir bei dieſer Art von Geſetzlichkeit etwas unheimlich zu Muthe wurde, iſt gewiß verzeihlich. Wirklich trug auch dieſe indirekte Aufforderung zu neuen Mißhandlungen die nöthigen Früchte, als wir kurz darauf weiter transportirt wurden; doch glücklicherweiſe dauerte diesmal die Qual nicht ſo lange, denn wir wurden nur bis zum Neuſtädter Rathhaus gebracht und dort eine Treppe hoch in eine Stube geſtoßen, in der etwa ſechs andere Gefangene ſich befanden. Hier athmete ich wieder auf, denn ich glaubte nun den fürchterlichen Transport überſtanden zu haben, aber nach wenigen Minuten wurden wir

Drei wieder herausgerissen und von derselben Schützencompagnie bis zu der Wache am Leipziger Thor gebracht. Aber diesen Weg zu beschreiben, ist mir kaum möglich; die Wuth der Schützen steigerte sich mit jedem Augenblick, vielleicht weil sie merkten, daß wir bald ihrer Willkür enthoben sein würden, oder infolge jener Ermahnung zur Gesetzlichkeit von Seite des Hauptmanns. „Ihr gottverdammten Studenten! ihr gottverfluchten Hallunken! Ihr Hunde!“ und dergleichen Titel in größter Mannigfaltigkeit wurden uns mit verschiedenen Drohungen fortwährend zugeschrieen, „seht Euch die Welt nur noch einmal an, das ist Euer letzter Gang!“ Ein Anderer sagte von mir: „ich möchte dem Hund gar zu gern das Bajonnet durch den Leib rennen!“ Püffe und Kolbenstöße regnete es auf meinen Rücken, auch in die Kniekehlen; ich mußte alle physische und moralische Kraft zusammennehmen, um nicht erschöpft niederzusinken. Endlich kamen wir vor jener Wache an; wir wurden ein Weilchen aufgestellt und bald darauf, immer noch von denselben Schützen, in derselben eine enge, dunkle Treppe hinaufgeführt. Diese Passage war die schrecklichste. Obgleich ich mich bemühte keinen falschen Schritt zu thun, so stieß man mich doch einigemal so heftig in die Kniee, daß ich einige Stufen fast hinaufflog und an meine Leidensgenossen anstieß; und als wir uns etwa auf der vorletzten Stufe befanden, stieß mich einer der über alles Lob erhabenen Soldaten mit dem Bajonnet in die Seite. Halb vor Schreck, halb mit der dunkeln Absicht, den Lieutenant aufmerksam zu machen, daß die Mißhand-

lungen den höchsten Grad zu erreichen und selbst den gesetzlichen Boden des Hauptmanns zu verlassen drohten, schrie ich laut auf; der Lieutenant sah mich an, aber auch „soweit beliebte“ es ihm nicht, uns zu schützen. Jetzt wurden die Thüren der ersten Gefangenzelle aufgeschlossen, und jener Student hineingestoßen, darauf ward die zweite geöffnet und gleichsam zum Abschied gab man mir noch einen solchen Stoß, daß ich gegen die Wand taumelte.“

Doch genug und übergenug, um darzuthun, daß der „verthierte Söldling“ damals wenigstens kein Hirngespinnst war, und daß es schwer sein dürfte zu entscheiden, wo, an welcher Rangstufe er seine Grenze fand — werde ich doch bald sogar von einem alten General noch ganz Aehnliches zu berichten haben.

Nach einigen Tagen wurde ich mit sämmtlichen andern Gefangenen, die sich in den Zellen des Wachthauses befanden, unter Bedeckung einer Compagnie Sachsen zunächst nach dem Neustädter Rathhaus gebracht, und von hier, wo sich unsere Zahl bedeutend vermehrte, über die Brücke nach der Frauenkirche. Auf diesem Transport hatten wir über keine thätlichen Mißhandlungen seitens unserer Escorte zu klagen, doch wehrte sie es auch nicht, daß während unserer Aufstellung vor dem Rathhause ein Mann in bürgerlicher Kleidung sich in den gröbsten Beschimpfungen gegen die Gefangenen erging und sogar die Reihen der Soldaten durchbrach, um Diesen oder

Jenen zu ſchlagen — der einzige Fall dieſer Art, der mir zu Ohren gekommen iſt. In der Kirche hatten Preußen die Wache. Der erhöhte Chor vor dem Altar bildete die Wachtſtube; die Gefangenen mußten ſich in die Kirchenſtühle ſetzen und den Sitz neben ſich in die Höhe klappen, um von einander getrennt zu ſein. Als wir unſere Plätze eingenommen hatten — wir mochten zwiſchen 3 und 400 ſein — rief ein Offizier vom Altar aus: „Die Gefangenen dürfen nicht ſprechen und ſich nicht umſehen; wer es thut, bekommt den Kolben in's Genick. Bei der geringſten Unordnung wird dreingeſchoſſen.“

Man verſtand es, uns dieſen 24ſtündigen Aufenthalt in der Kirche zu einer Hölle zu machen, deren Erinnerung wohl bis heute noch in Keinem erblaßt ſein dürfte. Zu der körperlichen Pein, in leichter Kleidung und dem kalten Zugwind durch die zerbrochenen Fenſter preisgegeben, Tag und Nacht unbeweglich auf dem harten Brett zu ſitzen, geſellte ſich die noch unbeſchreiblich größere, all' der Auftritte, deren ſtummer Zeuge man ſein mußte. Die Kirche ſchien als eine Art Ausſtellungslokal zu gelten und wurde den ganzen Tag über von Militär aller Grade beſucht, von denen die Beſcheidenſten nur ſich an dem bloßen Anblick der Gefangenen genügen ließen. Namentlich waren es ſächſiſche Soldaten, die ſich hier ergingen und ihren noch nicht ganz erſchöpften brutalen Uebermuth vollends an den Mann zu bringen ſuchten. Wehe den Armen, die ihren Platz am Ende einer Bank gefunden hatten! Kein Trupp Beſucher durch-

wanderte die Gänge, ohne nach rechts und links Beſchimpfungen und Fauſtſchläge auf's reichlichſte auszutheilen.

Wie wenig ſolche Kundgebungen äußerſter Roheit ſich lediglich auf die ſog. „gemeinen" Soldaten beſchränkten, iſt bereits durch mehrfache Beiſpiele dargethan; der nachſtehende Vorfall jedoch läßt erkennen, daß ihnen ſelbſt die Sanktion der höchſten militäriſchen Chargen nicht fehlte. Um jeden Verdacht zu entfernen, als ob vielleicht die Erinnerung mir die Farben allzu ſehr nachgedunkelt habe, laſſe ich auch hier einen Leidensgenoſſen, den Kaufmann Isbary aus Leipzig ſprechen, deſſen Schilderung bereits am 18. Juli 1849 ebenfalls in den „Vereinigten Volksblättern" zu Leipzig erſchienen war, ohne daß die Staatsanwaltſchaft es gewagt hätte, durch eine gerichtliche Verfolgung die Wahrheit derſelben noch amtlich zu erhärten. Ich ſelbſt ſaß ganz nahe in der zweiten Bank, hörte und ſah Alles genau, und kann jedes Wort beſtätigen.

„Unter den uns Beſuchenden waren auch mehrere Offiziere und verſchiedene vornehme Civiliſten. Von dieſen Letzteren zeichnete ſich vorzüglich Einer, der einen kleinen Orden auf der Bruſt trug, durch die entſetzlichſte Gemeinheit aus. Nachdem er ſich einen Theil der Gefangenen angeſehen, wandte er ſich zu den Soldaten und haranguirte dieſelben mit einer Beredtſamkeit, wie ſie einem Scharfrichterknechte wohl angeſtanden haben müßte. „Das ſind alſo dieſe Hallunken," ſagte er, „von dieſen ganzen Kerls, wie ſie hier ſitzen, iſt nicht ein Einziger un-

ſchuldig. Habt Ihr dieſe Beſtien nicht gleich niedergeſchoſſen, verhungern laſſen u. ſ. w., ſo müßt Ihr's jetzt thun!" Dabei ſpie er uns, die wir ihm zur Hand faßen, den Geifer, in den ſich ſein loyaler Eifer verwandelt hatte, in's Geſicht, und namentlich zwei von uns wurden die Opfer ſeiner viehiſchen Wuth. Der Erſte jener Unglücklichen war ein anſtändig gekleideter Mann, der eine Brille trug. Dieſe ſchlug ihm der Herr mit dem kleinen Orden vom Geſichte weg; was er zu ihm ſagte, konnte ich nicht verſtehen. Der Andere, welcher gleich neben mir ſaß, war ein großer ſtarker Mann mit einem ſtarken Barte, dem Anſcheine nach ein Feuerarbeiter. Dieſen traktirte der Herr mit dem kleinen Orden noch herzhafter, und ich weiß auch von ſeinen Worten zu berichten. „Aber ſo ein Spitzbubengeſicht — den nicht gleich auf der Stelle todtzuſchießen," ſchrie er den Bedauernswerthen an, und dabei ſpie er ihm in's Geſicht und hieb ihm mit ſeinem Stock in die Augen, daß ihm das Waſſer herausſprang. Der Name des Herrn mit dem kleinen Orden aber iſt, wie ich ſpäter erfuhr:

der penſionirte General von Berge."

Ich ſelbſt kann noch hinzufügen, daß dieſer edle General ein runder kleiner Herr mit weißen Haaren war, dem von den ihn begleitenden Offizieren mit großer Achtung und Aufmerkſamkeit begegnet wurde, und der es auch nicht unterließ, ehe er ſeinen Stock in Bewegung ſetzte, ſeinem Führer ſehr artig zu bemerken: „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, aber ich kann mich wirklich nicht enthalten!" worauf dieſer mit einer Verbeugung

und einer Handbewegung antwortete, wie um zu ſagen: „Bitte, geniren Sie ſich gar nicht.“ Nicht vergeſſen ſei es jedoch, daß gleich nachdem dieſer ſchmachbedeckte Greis den Schauplatz ſeiner Unthaten verlaſſen hatte, ein junger ſächſiſcher Artillerie-Offizier in ſichtlicher Entrüſtung und mit weithin ſchallender Stimme rief: „der Soldat, der ſich an einem wehrloſen Gefangenen vergreift, verſündigt ſich an der militäriſchen Ehre!“ Ob dieſer Offizier für den Verſuch, Milde und Schonung für die Gefangenen zu erwirken, ſpäter nicht ebenſo in Ungnaden entlaſſen wurde, wie der General-Major und Stadtcommandant von Schulz dafür, daß er den Conflikt friedlich beizulegen und den Kampf zu verhüten geſucht hatte, iſt mir unbekannt. Die Wirkung jener Worte war nicht von ſehr langer Dauer, und namentlich die Nacht brachte wahrhaft grauenvolle Auftritte. Es herrſchte bereits tiefe Ruhe, als plötzlich hinten im Dunkeln eine Stimme ſich erhob und ſprach: „Ich habe jetzt genug, ich gehe nach Hauſe.“ Das unwillkürliche Lächeln über dieſen Einfall eines offenbar Geiſtesſchwachen entſchwand jedoch ſchnell, als ein Trupp unſerer Wächter unter wilden Flüchen mit Kolbenſtößen und Bajonnetſtichen auf den Unglücklichen einſtürmte. Wir hörten die teufliſchen Scherze ſeiner Peiniger, die dumpf ſchallenden Kolbenſchläge, das kreiſchende Hülferufen ihres Opfers, wie es immer ſchwächer und ſchwächer wurde, dann in Aechzen und Röcheln überging und endlich, unter den fortſchallenden Kolbenſtößen gänzlich verſtummte. „Er iſt todt!“ flüſterte es durch die Reihen; von dem Altar aber erſcholl wieder

die Stimme des Offiziers: „Bei der geringsten Bewegung in den Bänken wird dreingeschossen!“

Und nach allen diesen Thatsachen schrieb der König von Preußen an den Grafen Waldersee: „Die Berichte über das herrliche Benehmen der Offiziere und Grenadiere entzücken mich und erfüllen meine Augen mit Thränen. Sie commandiren wahrlich ein prächtiges Regiment und ich möchte alle Ihre Leute küssen. O könnt' ich dabei sein! Sagen Sie den Offizieren und Soldaten meinen allerherzlichsten Gruß, und daß der harte Kampf, den sie würdig des Preußen-Namens bestanden, die Wendung des Unglücks von Deutschland in sich faßte!“

Am nächsten Morgen wurden wir abtheilungsweise in den großen Saal des Gewandhauses gebracht, wo Viele von uns mehrere Wochen verleben sollten. In diesem Saal standen eine Reihe einfacher Bänke ohne Lehne, auf denen wir abermals den Tag, ohne zu sprechen oder uns umzusehen, zubringen sollten. Für die Nacht jedoch wurden die Bänke bei Seite geschoben und einige Bund Stroh als Lager für uns auf den Boden ausgebreitet. Am zweiten Tag ward die sächsische Bewachung durch preußische, vom Regiment Alexander abgelöst, und blieb auch der Ton der Offiziere meist derselbe brutale wie bisher, so bekundeten doch viele Soldaten und Unteroffiziere dieses Regiments, daß in ihnen ein ganz anderer Geist lebte. Oft erwiesen sie uns heimlich kleine Freundlichkeiten, Einkäufe, Botendienste u. s. w., deren Bekanntwerden ihnen strenge Bestrafung zugezogen haben würde. Einmal kamen zwei Unteroffiziere zu mir, dessen

Name ihnen bekannt geworden war, und sagten: „Denken Sie nicht zu schlecht von uns; es gibt auch unter uns viele gute Demokraten, und wir würden Sie gleich freilassen; leider aber sind nur die meisten noch gar so dumm, und es läßt sich auch Nichts mit ihnen sprechen, denn sie werden beständig im Rausche gehalten. In sechs bis acht Jahren sind andere Leute unter uns, und dann wird es nicht so ausgehen." Von der Freigebigkeit, mit welcher Bier und Wein an die Soldaten vertheilt wurde, konnten wir uns auch hier noch selbst überzeugen. Das Ende des Saals war durch einen Bretterverschlag zum Wachtlokale umgewandelt, in welchem das Gläserklirren und Jubiliren den ganzen Tag nicht ruhte.

Schon während meines Aufenthaltes in der Kirche war ich einmal zum Verhör geführt worden und hatte dort die Erlaubniß erhalten, meiner Frau Kenntniß von mir zu geben. Ganz unerwartet wurde mir einige Tage später mitgetheilt, daß sie plötzlich abgereist sei. Die Erklärung dieses Schrittes, der, so lange über mein ferneres Schicksal noch gar nichts entschieden war, etwas übereilt erscheinen mochte, wurde mir erst nach meiner Freilassung. Nachdem schon gleich nach Beendigung des Kampfes die genaueste Durchsuchung meiner Wohnung und Wegnahme sämmtlicher Papiere stattgefunden hatte, erschien einige Tage darnach ein Fremder bei meiner Frau, der sich als den Polizei-Aktuar Heink zu erkennen gab und erklärte, ihre Sicherheit erfordere, daß sie Dresden sogleich verlasse. Durch die furchtbaren Ereignisse der letzten Tage und die Ungewißheit über mein

Loos bereits auf's höchste angegriffen und inmitten von fünf kleinen Kindern ohne Freund und Rath, wußte sie nicht, ob jene Nachricht mehr als ein Befehl oder als eine wohlwollende Fürsorge zu betrachten sei und ließ die schleunigst angeordneten Vorbereitungen zu ihrer Abreise geschehen. Hr. Heink bezeugte sich überaus theilnehmend und brachte sie selbst an den Bahnhof. Die angebliche Erbitterung der Dresdener Einwohnerschaft gegen mich, welche sogar meine Familie mit den schwersten Gefahren bedrohen sollte, fand jedoch auf deren ganzem Wege durch Sachsen eine sehr eigenthümliche Illustration. Auf allen Stationen war die Ankunft meiner Familie telegraphisch signalisirt, und überall eilten die Beamten und Andere herbei, sich in Gefälligkeiten gegen die Mutter und die Kleinen überbietend. In Leipzig wie in Halle ward ihr ein feierlicher Empfang von Seiten der auf dem Bahnhof zu diesem Zweck versammelten Studenten; sie wurde mit ergreifender Anrede begrüßt, während zugleich Frauen und Männer sich herbeidrängten, ihr die allgemeine Theilnahme auszudrücken, sie zu trösten und zu ermuthigen. Man scheute sich trotz des von der Regierung errungenen Sieges doch nirgends, seine Ueberzeugungen und Sympathien offen auszusprechen und zu bethätigen.

Schwer zu schildern wohl dürften die Empfindungen einer Frau und Mutter sein, die nach solchen Schreckenstagen, durch Vorspiegelungen einer ihr und ihren Kindern drohenden höchsten Gefahr zur Flucht bewogen wird, und nun überall, statt des erwarteten Hasses, der innigsten Theilnahme und Verehrung begegnet.

Nur weil dieſer Fall auf's Neue die allgemeine Stimmung Sachſen's deutlich charakteriſirt, glaubte ich ſeiner erwähnen zu müſſen. Erſt ſpäter löſte ſich das Räthſel dieſer eiligen Fortſchaffung meiner Familie aus Dresden. Es ſoll nämlich beabſichtigt geweſen ſein, Bakunin und mich auf offenem Markte erſchießen zu laſſen, und irgend eine menſchliche Regung ließ die Entfernung meiner Frau anordnen, um zu verhüten, daß ſie nicht etwa durch einen Zufall unmittelbar Zeugin dieſer Blutthat werde.

Ich mochte zehn bis zwölf Tage in der kurz geſchilderten Weiſe auf dem Gewandhauſe zugebracht haben, als ich plötzlich nach dem Juſtizgebäude verſetzt wurde. Eine Bedeckung von acht Mann mit geladenen Gewehren ſchien dem commandirenden Offizier nicht ſicherſtellend genug auf dem kurzen Wege, und er befahl, mir auch noch die Hände zu binden. In dem Juſtizgebäude angelangt, brachte man mich in eine der für Unterſuchungsgefangene beſtimmten Zellen. Durchdrungen von der heiligen Berechtigung der Volksthat, der ich mich angeſchloſſen hatte, zweifelte ich nicht an meiner baldigen Freilaſſung. Erſt ganz allmälig faßte ich den Gedanken, daß ich mich in den Händen erbitterter Feinde befand, denen gerade dieſe Berechtigung nur ein weiteres Motiv zur ſchonungsloſeſten Verfolgung war. Es wurde mir denn auch bald mitgetheilt, daß meine Unterſuchung vermuthlich eine ſehr langwierige werden dürfte, und ich hatte ſonach Muße, meinen neuen Aufenthaltsort zu ſtudiren.

Die Zelle, in der ich mich befand, schien darauf berechnet, den Menschen zu lehren, wie gering seine unabweisbaren Bedürfnisse seien. Vier kahle Wände umschlossen den engen Raum, ein kleines vergittertes Fenster, zum Ueberfluß noch mit einem Bretterkasten versehen, der die Aussicht auf den kleinen Hof absperrte, gewährte zur Noth Luft und Licht, und ein Strohsack, ein Schemel, sowie ein kleines, an die Wand genageltes Brett als Tisch, bildeten die Einrichtung. Zur geistigen Anregung fand ich einige zerrissene Blätter aus den Evangelien, und die Tagebücher meiner Vorgänger, mit denen die Wände bis hoch hinauf bedeckt waren.

Die selbstverständige Rechtsannahme, daß der Angeklagte so lange als unschuldig zu betrachten sei, bis er nicht überführt ist, mag überall sonst gelten, in der Untersuchungshaft gilt sie nicht. Hier wird Jeder als schuldig betrachtet und behandelt, so lange sich das Gegentheil nicht erwiesen und durch seine Freilassung bestätigt hat. Mag dieser letztere Standpunkt nun auch ganz zweckentsprechend sein, soweit es die Fürsorge gegen Entweichung des Gefangenen anlangt; so ist er doch gewiß nur um so rechtswidriger, so bald er auch die Behandlung bestimmen will. Gerade aber hierin wird am schwersten gesündigt. Die Untersuchungshaft wird dem Unglücklichen, der ihr verfällt, zu einem wahren Fegefeuer gemacht; und wenn hierbei allerdings auch keine positive Absichtlichkeit vorauszusetzen ist, so läßt sich doch der Vorwurf höchster Pflichtverkennung und Gleichgültigkeit auf Seiten der vorstehenden Behörden nicht wohl

abweisen. Ich glaube dies ganz allgemein aussprechen zu dürfen; denn ist auch die vielgerühmte Humanität der sächsischen Verwaltung, wie sich zur Genüge ergeben wird, nichts weiter als eine jener Fabeln, mit denen jede deutsche Regierung ihr Volk in den Glauben zu wiegen sucht, es sei trotz aller Beschwerdegründe doch immer noch weit besser daran als seine Nachbarn rechts und links, so ist doch kaum anzunehmen, daß diese Dinge in Sachsen nicht ganz ebenso gut bestellt gewesen seien als im übrigen Deutschland — denn gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen — schlimmer als in Sachsen konnten sie aber auch nirgendwo bestellt sein. Man vergegenwärtige sich nur die Existenz eines Menschen in dem geschilderten Raum, ohne Beschäftigung, ohne Ansprache, ohne Kunde von der Welt, die ertödtendste Einsamkeit nur unterbrochen von den seltenen Verhören; man denke sich diese Lage auf Monate und Jahre hinaus, und zwar in steter Ungewißheit verlängert, man denke sich einen Menschen hinein, dessen Familie mittlerweile dem Elende verfallen, gänzlich zu Grunde gehen muß — und es dürfte schwer sein, eine schwerere Qual zu ersinnen, als diese oft mit so gränzenloser Leichtfertigkeit angeordnete und fortgesetzte Untersuchungshaft. Ganz gleichgültig ist es, ob sich der so Gemarterte nachträglich als schuldig oder unschuldig herausstellt: das Verdammliche einer solchen Mißhandlung wird hierdurch weder gemildert, noch kann es erhöht werden.

Lebhaft erinnere ich mich, in welchen Grimm gegen unsere ganzen staatlichen Zustände mich so viele dieser

Inschriften meiner Zelle versetzten. Der verschwiegenen Mauer war oft das geheimste Innere anvertraut, und nur selten verrieth sich hier eine ganz zwecklose Verstellung; aber auch die letztere konnte unter diesen Verhältnissen nur ein Versuch der Selbsttäuschung sein, und zeugte daher immer noch von einer tiefen Achtung vor dem Rechte, von einer nur zeitweilig verdunkelten Erkenntniß der Pflicht. Ein wunderbares Gemisch von Seelenstimmung boten diese Wände dar. Neben so manchen cynischen Frivolitäten, neben den demüthigsten Schuldbekenntnissen — welche der trockne, herzlose Untersuchungsrichter vielleicht nie zu entlocken verstanden hatte — sprachen sie auch in erschütterndster Weise von der mißkannten Unschuld, die unter den fortgesetzten Qualen an Gott und den Menschen verzweifeln lernt und schließlich durch einen Fluch der Raserei sich selbst mit der ganzen Welt der Vernichtung weiht. Besonders gegenwärtig sind mir noch die Aufzeichnungen eines Menschen, der eines Uhrendiebstahls verdächtig, zwei Jahre in dieser Untersuchungshaft verbrachte, und zuletzt als schuldlos entlassen wurde. Wochen und Monate waren zwischen den einzelnen Verhören dahingegangen, Monate und Jahre dauerte die Ungewißheit seines Schicksals; wiederholt hatte ihn der Wahnsinn ergriffen: er wurde mißhandelt, gepeitscht, angeschlossen; dann folgte wieder eine Periode ruhiger Ergebung, stumpfen Hinbrütens, aus dem er abermals in tobende Verzweiflung gerieth. Und dies Alles stand hier verzeichnet, seinen Nachfolgern im Leiden gewidmet.

Die große Zahl der Gefangenen nöthigte, jeden vorhandenen Raum zu ihrer Unterbringung zu benutzen, zugleich aber auch, sie nach den Bedürfnissen der Untersuchung zu gruppiren. Zu diesem Zweck wurden denn nach etwa acht bis zehn Tagen die angeblich am schwersten Gravirten: Heubner, Heinze, Bakunin, Martin, ich u. A. m. aus den verschiedenen Gefängnissen, in denen sie sich bisher befanden, zusammen nach der Reiterkaserne in der Neustadt gebracht. Innerhalb des großen Raumes, den die Kasernenbauten umgaben, standen zwei Häuser, deren Zwischenraum, durch verbindende Mauern geschlossen, einen kleinen Hof bildete. Das vordere Gebäude enthielt ein Wachtlokal und die Restauration für die Offiziere, das Hintere war das Arresthaus. Die Zellen dieses Militärgefängnisses waren so klein, daß sie keine Bewegung gestatteten, und zugleich mit Ungeziefer jeder Art so angefüllt, daß der Aufenthalt in ihnen doppelt zur Qual wurde. Obwohl die Fenster dieser Zellen nur auf den kleinen Hof gingen, den kein fremder Fuß betrat, so hielt man es doch für rathsam, uns Luft und Licht durch Bretterkasten abzusperren, die den düstern Räumen auch am hellsten Sommertag nur ein Halbdunkel, verbunden mit einer drückenden Schwüle, vergönnten. Indessen erleichterte man uns doch nach andern Seiten hin unsere Lage einigermaßen. Wir erhielten die Erlaubniß, bis 9 Uhr Abends Licht zu brennen, uns aus der Offiziersrestauration zu beköstigen und eigenes Bettwerk kommen zu lassen. Kleine Geschenke, wie Blumen, Wein u. s. w. wurden zugelassen; auch durften

wir lesen, doch waren uns Zeitungen, sowie Schreibmaterial auf's strengste versagt. Täglich gingen wir, Einer nach dem Andern, eine Stunde auf dem Hofe spazieren.

Trotz aller Bemühungen, uns gänzlich von der Außenwelt abzuschließen, waren wir doch fortwährend ziemlich genau über alle Vorgänge berichtet, und zwar hauptsächlich durch die uns bewachenden Soldaten selbst. Die Stimmung des Militärs gegen uns hatte allmälig eine bedeutende Umwandlung erlitten — wenn überhaupt das scheußliche Gebahren desselben während des Kampfes als ein Ausfluß seiner Gesinnung gelten konnte. Abgesehen von der Wirkung, welche die bittern Vorwürfe von Verwandten und Freunden üben mochten — war doch das Militär in manchen Theilen des Landes so vervehmt, daß kein Mädchen mit einem Soldaten tanzte — so hatte doch wohl die unvermeidliche Ernüchterung, das eigene Besinnen den größten Theil daran, unterstützt noch durch den baldigen Umschlag in dem Benehmen der Offiziere gegen die Mannschaft. Jene vertrauliche Kameradschaft, welche in der letzten Zeit vor dem Kampf und während desselben wohl manche junge Einfalt verblendete, wich jetzt, nachdem die Gefahr vorüber war und man der willigen Hingebung der Soldaten nicht mehr bedurfte, dem alten tyrannischen Uebermuth; Denjenigen aber, die nicht so rasch begreifen wollten, wie die Zeiten sich wieder geändert hatten, wußte man das Verständniß dafür durch doppelt strenge Strafen beizubringen. So wurden z. B. in Chemnitz mehrere preußische Landwehr-

männer, die sich dienstwidrig gegen einen ihrer Offiziere betragen hatten, zu 30 Jahr Festungsstrafe verurtheilt, und gegen die sächsischen Soldaten verfuhr man kaum milder. Zu allem Diesem kam noch die unmittelbare Einwirkung der nach dem Kampfe einberufenen Kriegsreservisten, die sämmtlich, wie loyale Blätter klagten, von dem schlechtesten Geiste beseelt waren und offen erklärten, sie seien gute Republikaner und würden sich darnach zu benehmen wissen. Sie trugen die Gesinnung des Volkes in die Armee – leider zu spät!

Die Einrichtung unseres Gefängnisses brachte es mit sich, daß wir ungestört in nähere Berührung mit den Soldaten kommen konnten. Auf dem Gang hinter unsern Zellen in beiden Stockwerken stand eine Wache, ebenso im Hofe vor unsern Fenstern. Sobald kein Vorgesetzter in unserer Nähe war, konnten diese unbesorgt mit uns sprechen, und auch Andere, die nicht gerade auf Posten standen, benutzten die Gelegenheit, um einige Worte mit uns zu wechseln, Nachrichten zu bringen, oder Aufträge zu übernehmen. Mehr denn Einmal geschah es, daß so ein armer Junge vor meiner Thüre sich bitter anklagte, nicht den Muth gehabt zu haben, zum Volke überzutreten, und weinend schwur, er wollte gern statt unser die schwerste Strafe erdulden, um seinen Fehler zu sühnen. Fast Alle entschuldigten sich damit, daß sie vom ersten Tage an beständig im Rausch erhalten worden waren und gar nicht wußten, was sie thaten: „der Wein floß nur so.“ Es hatte keine Schwierigkeit für mich, durch die auf dem Hofe stehende Wache Zeitun-

gen und Briefe, Schreibmaterial und was ich ſonſt etwa noch wünſchen mochte, zu erhalten; denn meine Zelle lag Parterre, und auf ein gegebenes Zeichen ſchob der dienſtwillige Feind das Beſtellte unter dem Fenſterkaſten herein. Auch die Sendungen von Zelle zu Zelle im Parterre vermittelte die Hofwache in dieſer Weiſe, während von unten nach oben ein anderer Botendienſt ſich organiſirte. Gerade über mir befand ſich nämlich das Arreſtlokal für Soldaten, in dem kleinere Disciplinarſtrafen verbüßt wurden. Die Inſaſſen dieſer Stube hatten überhaupt mehr Freiheit der Bewegung und wechſelten auch öfters, waren aber auch ſtets eifrig bemüht, uns irgend welche Dienſte zu erweiſen. Ja es geſchah wiederholt, daß ich von da oben mittelſt einer Schnur — welche nach eingetretener Dunkelheit die Poſt verſah — Zuſendungen durch Soldaten erhielt, die ſich abſichtlich irgend eines kleinen Dienſtvergehens ſchuldig gemacht hatten, um hier eingeſperrt zu werden und ſo mir das Betreffende zuſtellen zu können. Neuigkeiten, die der Eine oder der Andere von uns erfahren hatte, wurden meiſt bei Gelegenheit der Spaziergänge den durch ein Zeichen an das Fenſter gerufenen Freunden direkt mitgetheilt — die Wachen ſtellten ſich in der Regel taub. Der Unterhaltung mit den nächſten Nachbarn zur Rechten und Linken bei geöffneten Fenſtern ſtand nicht oft etwas entgegen; doch ſchlich ſich einmal ein beſonders eifriger Wachtmeiſter in den Hof und belauſchte ein Geſpräch zwiſchen mir und Bakunin, wovon er um ſo mehr Anzeige machen zu müſſen glaubte, als er es nicht verſtanden hatte —

wir ſprachen franzöſiſch. Die Folge war, daß wir weiter von einander entfernt wurden.

Ueberhaupt galt Bakunin für weitaus den Gefährlichſten von Allen, ja man ſchien ihm faſt übermenſchliche Kräfte zuzutrauen. Den Spaziergang auf dem kleinen, von den beiden Häuſern und zwei hohen Mauern umſchloſſenen Hof geſtattete man ihm erſt ſpäter auf Anforderung des Arztes, und auch da nicht anders, als mit Ketten belaſtet — was bei keinem Andern ſtattfand. Ob ihm die Ketten in ſeiner Zelle abgenommen wurden, iſt mir nicht mehr erinnerlich.

Es mochte Mitte Auguſt ſein, als auf dem äußern Hof der Kaſerne ein ungewohntes reges Leben ſich kundgab. Truppen marſchirten auf, Commando's erſchollen, und nach einer Pauſe ließ ſich ein ſehr vereinzeltes Hoch! aus etwa ein Dutzend Kehlen vernehmen. Ich befand mich gerade auf dem Hofe und befrug die freundlich geſinnte Wache nach der Bedeutung dieſes Auftritts. Es war ein früher in Dresden geſtandenes und jetzt aus Schleswig-Holſtein zurückgekehrtes Regiment, Prinz Max, wenn ich nicht irre, welches vor dem Könige oder dem Prinzen Johann die Revue paſſiren ſollte. Die Offiziere allein begrüßten den Fürſten mit einem Hoch, die Soldaten ſprachen vernehmlich durch ihr düſteres Schweigen. Das Regiment wurde denn auch ſofort als verdächtig in die Provinz verwieſen.

Wenige Tage ſpäter erſchütterte uns die Nachricht von Adolf Trütſchler's Tod. Hätten die, welche ihn verurtheilten, nur wenigſtens gewußt, was ſie in ihm

tödteten; ihre That wäre doch wenigstens noch erklärlich gewesen, denn er war eine der edelsten Naturen, deren sich das deutsche Volk je rühmte, und — gegen alles Erhabene ging ja doch nur ihr Kampf. So aber sollte er nur fallen, weil Friedrich Wilhelm IV. geschworen hatte, keinem der Reichstagsabgeordneten, die nach der Sprengung des Parlamentes in Frankfurt nach Stuttgart gegangen waren und in seine Hände fielen, das Leben zu lassen, und diesen Eid wenigstens gewissenhaft hielt. Die Verurtheilung und Hinrichtung Trützschler's gegen alles Recht und Gesetz, war einer der frevelhaftesten Morde jener Zeit. Solchen Königsthaten gegenüber freilich dürfen jene von berauschten Soldaten in Dresden verübten Gräuel ein mildes Urtheil beanspruchen.

Mittlerweile ging die Untersuchung ihren schleppenden Gang weiter. Zahllose Male wurde ich verhört, ohne bis zu Ende begriffen zu haben, weshalb. Ueber meine Betheiligung an den Mai-Ereignissen hatte ich gleich im ersten Verhör Alles zu Protokoll gegeben, wie denn gewiß Keiner unter uns war, der seine Ueberzeugung verläugnet hätte. Eine Untersuchung in Betreff der Einzelheiten ermangelte aber jedes Zweckes. Jene Erhebung war eine allgemeine Volksthat, den großen Naturereignissen vergleichbar. Wollte man sie verurtheilen, so entschied in Betreff des Einzelnen lediglich, ob er dafür oder dagegen gewesen: Alle, die ihr zugestimmt, waren gleichmäßig strafbar. Was Dieser und Jener dabei gethan, war Sache des reinen Zufalls, der ihn gerade hierhin und dorthin gestellt hatte. Wir begten sämmtlich

den brünſtigſten Willen, das Recht zur Geltung zu bringen; ſo weit hierin Schuld oder Verdienſt lag, hatte Jeder gleichmäßig Theil daran. Indeſſen, die Lüge ſollte bis zum letzten Augenblick walten: man zerlegte die große Geſammtthat, durch deren bloße Anerkennung ſchon alles Weitere unmöglich geworden wäre, in ſo viel tauſend Einzelthaten. Hätte man doch ſonſt dem ganzen Volke den Prozeß machen müſſen, was mindeſtens auf gerichtlichem Wege nicht ausführbar war, wenn man es auch verſtand, das ganze Land zu einem großen Zuchthaus zu machen, wie eine mir ſpäterhin gewordene Tröſtung lautete.

Es war in der That kläglich, mit den Unterſuchungsrichtern zu verkehren, und nicht Wenige von ihnen mochten während der Verhöre lebhaft gewünſcht haben, ihre Stelle mit der unſern vertauſchen zu können. O dieſe bejammernswerthe Unfreiheit des deutſchen Beamtenthums! Dieſe gründlich demoraliſirende Abhängigkeit von „Amt und Brod!“ Wie ſie vorſchriftsmäßig uns Fallen legten, uns zu umgarnen ſuchten, und wie ſie, der Verſtellung noch ungewohnt, dabei erröthetеn und ſich verriethen! Das innigſte Mitleid erfaßte mich oft in den Verhören für den Armen, der mir da fragend gegenüber ſaß; und übermannte mich auch zuweilen der Zorn über all' dieſe Erbärmlichkeit, ſo flehte doch wieder ein Etwas in meiner Bruſt um Schonung für ſeine Schwäche. Es waren bittere Stunden, welche dieſe Männer mit uns verlebten. Im Innerſten Eins mit uns — denn die gleiche Bildung hatte auch ſie zur gleichen Einſicht er-

haben — ſtellte nur das „Amt" ſie uns feindlich gegenüber, konnte aber doch ihr Gewiſſen nicht übertäuben, wenn es ihm auch Schweigen gebot; und ſo war ihr Kampf der ſchwerſte — freilich zugleich der wenigſt beneidenswerthe.

Was die gegen mich geführte Unterſuchung beſonders in die Länge zog, war — obſchon auch die der andern Führer nicht früher beendet wurde — meine Reiſe nach Prag. Ich hatte in der Aufregung es verſäumt, die zwei von Bakunin mir mitgegebenen Briefe — welche ich in Prag nur vorzeigte, nicht aber ablieferte — ſowie die von Richard Wagner und Anderen erhaltenen Schreiben über den Ausbruch der Unruhen in Dresden, zu vernichten. Sie waren gleich bei meiner Verhaftung gefunden worden und gaben Anlaß zu vielen Weitläufigkeiten. Bakunin's Zeilen enthielten zwar keine Namen, da ſie ganz allgemein an ſeine Freunde in Prag gerichtet waren, dagegen aber fand man Adreſſen mehrerer dortigen bekannten Perſönlichkeiten in meinem Taſchenbuche verzeichnet, und dieſelben waren denn auch gleich zu Verhör gezogen und theilweiſe verhaftet worden. Der mit dieſer Unterſuchung betraute höhere Juſtizbeamte, von Hock, wenn ich nicht irre, kam nun mit ſeinen geſammten Protokollen auch nach Dresden, um durch Bakunin und mich volles Licht über die bereits geſchilderte „große böhmiſche Verſchwörung" zu erlangen. Die Verhöre dieſes Herrn ſetzten meine Geduld oft auf eine gar ſchwere Probe, in der ſie nicht immer beſtand. Ein Dr. B. in Prag, an den ich auch

gewiesen worden war und mit dem ich wiederholt gesprochen, hatte sich schon damals ziemlich lau gezeigt und es bei seiner Vernehmung für gerathen erachtet, die umfassendsten Geständnisse über jedes zwischen uns gewechselte Wort abzulegen. Dadurch erschienen denn auch mehrere Andere auf's schwerste compromittirt in den Augen einer Regierung, die hergebrachter Weise schon den bloßen Gedanken zur That und zum Verbrechen stempelt. Um zur Bestätigung des von Dr. B. Ausgesagten zu gelangen, bediente sich Hr. v. Hock einer Methode, ähnlich jener von Vaulen geschilderten. Er las mir nämlich stets nur ganz bruchstücksweise eine oder zwei Zeilen aus seinem Protokolle vor, und verlangte nun zu wissen, ob ich oder Jener wirklich Das gesagt habe, oder nicht. So wurde jede Frage zu einer Falle, denn da ich fast nie den weiteren Sinn und die Tragweite des Vorgehaltenen zu errathen vermochte, so war ich in steter Verlegenheit über die Antwort, weil ja schon der nächste Satz die Bedeutung des Zugestandenen oder in Abrede Gestellten völlig umwandeln konnte. Mein wiederholtes Verlangen, mir die Aussagen des Dr. B. wie der Andern im Ganzen vorzulegen und meine Erklärungen darüber mündlich oder schriftlich entgegenzunehmen, wurde beständig abgewiesen. Die Aufgabe schien minder zu sein, die Wahrheit zu ergründen, als nur mir Zugeständnisse zu entlocken, die zur Verurtheilung der Andern benutzt werden konnten. Es handelte sich bei dieser ganzen Untersuchung für mich, auf dessen eigenes Schicksal sie ohne Einfluß bleiben mußte,

lediglich nur darum, das Loos Derjenigen, die der Zufall in Prag mit mir zusammengebracht hatte, möglichst zu erleichtern. In dieser Absicht allein hatte ich mich überhaupt auf diese Vernehmungen eingelassen, lernte aber freilich mit der Zeit erkennen, daß ich in ihrem Interesse besser gethan hätte, gleich von vorne herein jede Antwort zu verweigern. Ein volles Jahr währte dieses Heraus- und Hineinverhören — Hr. v. Hock sah mittlerweile seine Verdienste um die jahrelangen Leiden so Vieler, durch die Beförderung zum Präsidenten belohnt — und der Zorn über sein ganzes Verfahren, über dies spinnenartige Umgarnen und Fallenstellen riß mich zuweilen zu solchen Ausbrüchen gegen das ganze System, welches sich solcher Mittel und in solcher Absicht bedient, hin, daß auch der glatte, feine Herr Präsident seine kalte Ruhe verlor und den Schutz des ihn begleitenden und das Protokoll führenden sächsischen Beamten anrief. Kaum zu minderen Differenzen gab das Protokoll selbst, welches stets am Schlusse der Sitzung verlesen und beiderseitig unterschrieben wurde, Anlaß. Eben dies Protokoll, nach welchem das alte Inquisitionsverfahren seine Urtheile fällt, bildet den schwersten Grund zu seiner eigenen Verurtheilung. Auch ohne jede böswillige Absicht wird das Protokoll stets nur ein ganz verzerrtes Bild der Untersuchung geben. Ganz unwillkürlich hebt der Protokollführer das Eine hervor und läßt das Andere fallen, wodurch das Ganze in völlig anderem Lichte erscheint. Das Protokoll ist eine Erzählung aus zweitem Munde, es gibt nicht das wirklich

Vorgefallene, ſondern nur die Auffaſſung eines Dritten wieder; Frage und Antwort ſtehen da, nicht wie ſie wirklich lauteten, ſondern nach dem Eindruck gefärbt, den ſie ihm machten, und die Folge iſt, daß eigentlich ſchon der Protokollführer das Urtheil fällt. Dennoch aber iſt es außerordentlich ſchwer, das Protokoll anzufechten, wie ſehr es auch von der Wirklichkeit abweichen möge. Es gibt ſogar die identiſchen Worte wieder, nur in einer etwas anderen Gruppirung — und der Sinn iſt gänzlich umgewandelt. Kein Menſch, der ein Geſpräch von Bedeutung mit anhört, kann dabei völlig unpartheiiſch bleiben: er wird, vielleicht wiederholt wechſelnd, ſich dieſer oder jener Seite zuneigen, und darnach geſtaltet ſich unvermeidlich ſeine Niederſchrift. Der Gefangene iſt unter ſolchen Umſtänden ſtets im Nachtheil. Er proteſtirt gegen den Sinn des Protokolls, es werden ihm die Worte vorgehalten, die er wirklich gebraucht; Richter und Beiſitzer wollen fort, man kann das Verhör doch nicht von vorn anfangen; zur Beruhigung wird ſchließlich verſichert, daß ja auf dieſe einzelnen Auslaſſungen gar nichts ankomme — und der Gefangene unterſchreibt, um nur dem Streit ein Ende zu machen. Jene Armen nun vollends, die, eingeſchüchtert und der Sprache nicht mächtig, keinen Widerſpruch zu erheben wagen, ſie ſind gänzlich dem Belieben des Unterſuchungsrichters und Protokollführers preisgegeben. Sie hören dieſelben Worte, die ſie geſprochen, dennoch aber iſt der Sinn des Ganzen ein durchaus anderer — wie ſollen ſie ſich aus dieſem verſchlungenen Netz herauswinden? Dieſes Pro-

tokoll bildet dann die einzige Unterlage der Vertheidigung wie des Urtheils, und der Spruch wird nach dem vielleicht gänzlich verzerrten Bilde gefällt, welches daſſelbe von der Sache entwirft.

Es war in der Nacht eines der letzten Tage des Monats Auguſt, als ich plötzlich geweckt wurde; am Fuſse meines Bettes ſtand der Actuar, der meine Unterſuchung führte, und zeigte mir an, daß ich ſogleich fortgebracht werden ſolle. Auf meine Frage: Wohin? erfolgte eine ausweichende Antwort. Auch in andern Zellen entſtand Bewegung: die Maßregel galt alſo wahrſcheinlich Mehreren. Nach einigen Minuten kam der Actuar in Begleitung eines Gerichtsdieners zurück, der mir Ketten anlegte. Wir gingen. Auf dem Hofe ſtanden Soldaten mit Fackeln, und vor dem Hauſe drei Wagen, umgeben von Fußvolk und Reiterei. Sie waren für Heubner, Bakunin und mich beſtimmt. In dem Wagen, den ich beſteigen ſollte, ſaßen auf dem Vorderſitz bereits zwei Unteroffiziere mit Piſtolen in der Hand, der Actuar folgte mir. So ging es fort durch die, unter den Fittigen des Belagerungszuſtandes ſanft ruhende Stadt und hinaus in's Freie, nach Süden zu. Der Morgen brach an, und wir fuhren noch immer weiter, die Reiter zu beiden Seiten, während die Infanterie auf großen Wagen den Zug eröffnete und ſchloß. Nach der Richtung, die wir eingeſchlagen, ſchien es kaum zweifelhaft, daß der Königſtein unſer Ziel ſei. So war es auch.

Am Fuße der Feſtung ſtiegen wir aus, und jetzt erſt konnten wir überſehen, welch erſtaunlicher Kriegsapparat in Bewegung geſetzt worden war, um uns drei Menſchen etwa vier Meilen weit zu escortiren. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte man uns bei der, trotz Belagerungszuſtand und preußiſcher Garniſon, ſehr aufgeregten Stimmung des Volkes wie des ſächſiſchen Militärs — mehrere Abtheilungen des Letzteren wurden zur Strafe ſelbſt in Belagerungszuſtand geſetzt — in Dresden nicht mehr für ſicher genug erachtet und deshalb nach der unzugänglichen Bergfeſte gebracht. Unſere ſtarke Bedeckung war angeordnet worden, weil man trotz des tiefen Geheimniſſes, welches den Plan bis zum letzten Augenblick umgab, dennoch die Möglichkeit eines Befreiungsverſuches auf dem Wege befürchtete.

Wir hatten einige hundert Schritte zu gehen, ehe wir den Eingang erreichten, und ich mußte lächeln über die bombaſtiſchen Vorſichtsmaßregeln, die man auch jetzt noch gegen ein ſchlechthin undenkbares Entweichen der Gefeſſelten traf. Ich hatte zu beiden Seiten meine Unteroffiziere aus dem Wagen mit ihren Piſtolen in der Hand. Zwei Offiziere, ebenfalls mit Piſtolen verſehen, gingen vor und hinter mir, und eine dichte Wolke von Infanterie umgab mich. Ganz ebenſo Heubner und Bakunin. Die Reiterei war unten geblieben und verſperrte die Straße gegen einen etwaigen, noch unter den Kanonen der Feſtung befürchteten Angriff. Auch ein Umſehen unſererſeits ſchien für ſehr gefahrbringend zu gelten: es ward uns ſtreng unterſagt, und entſtand jedesmal

ein gewaltiger Lärm, wenn wir es dennoch thaten. Am äußern Thor wurden uns auch noch die Augen verbunden und je zwei Soldaten führten uns den steilen Pfad hinauf. Auf dem Plateau vor dem alten Gebäude, welches zu unserer Aufnahme bestimmt war, angelangt, nahm man uns die Binde ab, und in unseren Zimmern auch die Fesseln. Das Erste, was mir in der sonst ganz wohnlichen Stube auffiel, war, daß man das vergitterte Fenster noch mit einem ganz neuen, hohen Bretterkasten versehen hatte, der auch, wenn man das Auge bis an das Gitter brachte, nur einen schmalen Streifen des Himmels zu sehen gestattete. Hier, im zweiten Stockwerke, innerhalb der uneinnehmbaren Festung, am Rande eines 1100 Fuß hohen Felsens, hier jedenfalls konnte diese Vorkehrung, welche uns nur der freien, schönen Aussicht berauben sollte, nicht wohl für eine gebotene Vorsichtsmaßregel ausgegeben werden. Der wiederholten und zuweilen ziemlich scharf gefaßten Anträge unserer Vertheidiger ungeachtet, wurden jedoch diese neidischen Verschläge bis zu Ende nicht entfernt. Das Ministerium erwiederte auf alle Vorstellungen, daß der Festungsgouverneur für unsere Sicherheit verantwortlich sei und daher in den für nöthig befundenen Anordnungen nicht beschränkt werden dürfe, während der Gouverneur der Festung, General v. Virnbaum, mir gleich Anfangs selbst erklärte, daß er diese Kasten für sehr zwecklos halte, sie auch gar nicht angeordnet habe und mit Vergnügen entfernen lassen werde, sobald er Erlaubniß dazu bekomme. Ich tröstete mich mit den Gefangenen des Spielbergs,

kann jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Kaiser Franz die Verantwortung für die von ihm selbst ersonnene und angeordnete Malice wenigstens nicht Anderen zugeschoben hatte.

Sobald ich in meinem Zimmer war, trat der Festungs-Adjudant mit dem Wachtmeister ein und visitirte mich genau. Ich war, aus einem andern Gefängniß kommend, auf diese Maßregel nicht gefaßt und hatte gerade vorsichtshalber noch einige Zeitungen und Flugblätter, die mir zugekommen waren, eingesteckt, damit sie nicht in der von mir verlassenen Zelle gefunden würden. Jetzt wurden sie doch entdeckt und gaben zu vielen Untersuchungen in der Reiterkaserne Anlaß. Noch am selben Vormittag besuchte mich der Gouverneur, ein wohlwollender alter Herr von artigem Wesen, der seine Pflicht mit thunlicher Schonung gegen uns zu verbinden wußte und mir manche Freundlichkeit erwies. Nicht minder gern erinnere ich mich des Festungscommandanten, eines alten Oberst, der zeitweilig kam, theils um zu inspiciren, theils um nach unseren Wünschen zu fragen, und gern ein Viertelstündchen ganz gemüthlich verplauderte. Einen nicht gerade angenehmen Gegensatz zu diesen beiden grauköpfigen Stabsoffizieren bildeten ihre jungen Adjutanten, die sich ihren Ton gegen uns aus Dresden geholt zu haben schienen und deren Uebergriffe mich wiederholt nöthigten, Beschwerde bei dem Gouverneur zu führen, wo ich denn auch jedesmal volle Genugthuung erhielt. Namentlich der eine dieser Herren gefiel sich in kleinlichen Bekundungen und Erweiterungen seiner Machtvollkommenheit, die

unſere monotone Exiſtenz doch mit einigem Humor ſchmückten. Da man hier oben jedes Mittel der Communication unter uns ſelbſt oder nach Außen abgeſchloſſen wähnte, hatte man uns endlich Schreibmaterial geſtattet. Es iſt mir unbekannt, ob die ſeltſame Anordnung, daß jeder uns ausgehändigte Bogen Papier nummerirt und mit dem Feſtungsſtempel verſehen werden mußte, dem Hirn des Hrn. Adjudanten ſelbſt entſprungen war: er hielt jedoch mit anerkennenswerther Pedanterie auf ihre ſtrenge Einhaltung und befahl noch des Weiteren, daß mir nicht mehr als vier Bogen auf einmal verabfolgt werden dürften. Von Zeit zu Zeit kam er und prüfte, ob Stempel und Nummer in Ordnung ſeien und mit dem vom Wachtmeiſter geführten Buch übereinſtimmten. Ich ſuchte ihm vergebens die Zweckloſigkeit dieſer ganzen Bemühung begreiflich zu machen, die ja nimmer das Eine, was man ſtets befürchtete — die Möglichkeit einer Correſpondenz nach Außen — verhüten konnte, da derſelbe Weg, auf dem ich meine etwaigen Schreiben hinaus bringen mochte, mir auch Gelegenheit bieten würde, das nöthige Papier herein zu bekommen. Ich ſprach da aus eigenſter Erfahrung: denn was ich dem wachſamen Hrn. Adjudanten vorſtellte, fand zur ſelben Zeit thatſächlich ſtatt. Ich ſchrieb und erhielt Briefe, gerade wie in der Reiterkaſerne, und habe noch jetzt zwei Landkarten vor mir liegen, die mir vermittelſt derſelben Gelegenheit zugekommen waren. Zum Schreiben genügt es jedoch nicht am Papier, es gehört noch ein Zweites dazu, und dieſes Zweite machte dem Adjutanten viel Kopfzerbrechens. Er

berieth ſich mit mir darüber. „Es ſind wohl Stahlfedern hier? — meinte ich — nöthigenfalls kann ich mir auch welche von Dresden kommen laſſen.“ „„Stahlfedern? wo denken ſie hin! das wird nimmer geſtattet!““ „Viele dürften aber noch weniger rathſam erſcheinen, denn dazu bedarf es eines Federmeſſers.“ „„Meſſer, Gabel, Scheere, Alles was ſticht oder ſchneidet, iſt ſtrengſtens verboten. Wie wäre es aber mit einem Bleiſtift?““ „Daſſelbe Bedenken, Hr. Adjutant, er muß geſpitzt werden.“ „„Hm, hm, hm; recht fatal. Da werden wir denn doch zu den Stahlfedern greifen müſſen.““ Um indeſſen jeder, mir ſtets räthſelhaft gebliebenen Gefahr vorzubeugen, verfügte der Adjutant, daß ich nie mehr als vier Stahlfedern zugleich erhalten ſolle und jedesmal die abgenutzten gegen die neuen abliefern müſſe. Dieſer junge Offizier ſchien überhaupt eine gewiſſe Voreingenommenheit für die Zahl Vier zu haben. Es war mir geſtattet zu rauchen; da befiel den Hrn. Adjutanten plötzlich eine gewiſſe Beſorgniß für meine Naſſe oder Geſundheit, und er wollte mir fortan auch nur vier Cigarren des Tages geſtatten. Auf meine Vorſtellung an den Gouverneur, daß ich ſolchen Glauben an die Vorzüglichkeit der Vier in allen Dingen nicht theile, hob dieſer die eigenmächtige Beſchränkung wieder auf. Auch dem Luxus ward ein hartnäckiger Krieg erklärt. Zum Weihnachtsfeſte hatten mir einige Freunde ein kleines Erinnerungszeichen gewidmet, das fürwahr gänzlich unverfänglich erſcheinen durfte: ein Schreibzeug von Porcellan. Es wurde zurückgewieſen, „weil den Gefangenen keine Luxusartikel geſtattet werden

können." Die Freunde schickten das Schreibzeug meiner Frau zur Aufbewahrung für bessere Tage, und es ist dasselbe, welches mir jetzt bei Niederschrift dieser Erinnerungen dient.

Ganz andern Schlages jedoch waren die Unterbeamten, mit denen ich hier wie späterhin zu verkehren hatte. Die alte Erfahrung, daß gerade der Schließer am herzlichsten mit den Gefangenen, namentlich den politischen, sympathisirt, habe auch ich durchweg bestätigt gefunden; leider nur warnt die Besorgniß, manchen dieser Leute vielleicht dadurch zu schaden, mich des Näheren hierüber auszulassen. Das menschlich warme Begegnen vieler dieser Männer hat mir, wie gewiß nicht wenigen meiner Schicksalsgenossen, die Gefangenschaft wesentlich erleichtert. Die scheinbar widerspruchsvolle Thatsache, daß gerade die höheren, gebildeteren Beamten sich härter und schonungsloser gegen uns zeigten, als die Schließer und Aufseher, erklärt sich dennoch leicht. Ganz abgesehen von dem gemeinen Servilismus, der sich durch möglichste Strenge und Rücksichtslosigkeit gegen uns nach oben hin zu empfehlen suchte, ergibt sich jener Unterschied gerade aus dem *feiner entwickelten Rechtssinne* der Oberbeamten. Der Gebildete fühlt und weiß, daß ihn die angebliche Pflicht eines unbedingten Gehorsams nie der eigenen Verantwortlichkeit für Das, was er auf Grund desselben thut, entbinden kann. Dem Vorwande: „ich *muß*, denn es ist mir *befohlen*", entgegnet das aufgeklärtere Gewissen: du *darfst nicht müssen* gegen das erkannte Recht. Diesen Con-

flickt zwiſchen Dienſtpflicht und Rechtspflicht löſen nun ſittlich ſchwache Charaktere dahin, daß ſie im gegebenen Falle jene mahnende Stimme durch ein Verläugnen ihrer Ueberzeugung vor ſich ſelbſt zu beſchwichtigen ſuchen, indem ſie ſich einreden oder wenigſtens äußerlich den Anſchein geben zu glauben, ihre Rechtsanſicht falle ganz mit Dem, was das Amt ihnen auferlegt, zuſammen. Die Lüge dieſer verſuchten Selbſttäuſchung führt nun zu ſteten Uebertreibungen in der angenommenen Rolle und zum ſorgfältigen Vermeiden alles Deſſen, was den Widerſpruch zwiſchen ihrem innerſten Bewußtſein und ihrem Thun ihnen ſelbſt vor die Augen rücken könnte. Sie fürchten ſich vor ihrem eigenen Gewiſſen und ſuchen es abzutödten durch vorſätzliches Zuwiderhandeln. Anders jene minder gebildeten Unterbeamten. Meiſt altgediente Soldaten, iſt ihnen der blinde Gehorſam zu einer feſtſtehenden, aber doch nur ganz äußerlichen Gewohnheit geworden; ihr Inneres blieb unberührt davon, denn das Bewußtſein der Selbſtverantwortlichkeit unter allen Umſtänden iſt noch nicht geweckt in ihnen. So können ſie aufrichtig mit dem Opfer fühlen, bei deſſen Peinigung ſie ſelbſt mitwirken, und die letztere als einen ſchweren Frevel anerkennen, ohne doch in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt zu gerathen; denn es iſt ihr, von keinem Zweifel noch getrübter feſter Glaube, daß ſie im Dienſte bloße Maſchinen zu ſein haben, denen Nichts von dem, was ſie auf Befehl thun, zugerechnet werden kann. Jene Andern hegen dieſen Glauben längſt nicht mehr, heucheln ihn aber trotzdem aus ſelbſtiſchen Mo-

tiven, und ſtehen daher an moraliſcher Lauterkeit eben ſo tief unter dieſen, als ſie dieſelben an bloßer Erkenntniß der Pflicht überragen. Dieſe ſittliche Schwäche der Einen und geiſtige Unmündigkeit der Andern, ſind die einzigen Stützen der Reaktion, und darum ſucht ſie dieſelben aufrecht zu halten in jeder Weiſe. Moraliſche Kraft oder materielle Unabhängigkeit in den höheren Schichten, und aufgeklärtes Rechtsbewußtſein in den unteren, — und jedes deſpotiſche, reaktionäre Gelüſte muß verzweifeln.

Die Exiſtenz auf dem Königſtein war im Ganzen eine ſo erträgliche, wie ſie bei einſamer Haft und gänzlicher Abgeſchloſſenheit von der Welt nun einmal ſein konnte. Dieſe Letztere mußte uns, die wir im öffentlichen Leben ſtanden, freilich ſchwerer fallen, als Anderen, deren Daſein in engerem Kreiſe ſich abſchloß. Indeſſen milderte auch hier die Sympathie der Soldaten das Drückende der Lage. Auf unſerem Gang ſtand Tag und Nacht eine Wache, und es währte nicht lange, ſo war ein ziemlich regelmäßiger Depeſchendienſt organiſirt, begünſtigt durch das Alter der Thüre, zwiſchen der und der Mauer ſich Papiere leicht durchſchieben ließen. Für ernſtere geiſtige Beſchäftigung, ſoweit die Ungewißheit des bevorſtehenden Looſes Ruhe dazu ließ, war durch einen reichlichen Vorrath von Büchern, den meine Freunde mir geſchickt, ſowie durch die königliche Bibliothek in Dresden geſorgt, deren Vorſtand ſie mir in würdiger

Unabhängigkeit offen zur Verfügung gestellt hatte. Die leibliche Verpflegung gab zu keiner Beschwerde Anlaß, und die Weise des halbstündigen Spazieren-Marschirens täglich, wobei der Gefangene zwischen zwei Soldaten mit geladenen Gewehren, gefolgt von dem Wachtmeister oder Unteroffizier, gehen mußte, war an sich zu komisch, um sehr drückend empfunden zu werden. Bei Bakunin wurde auch hier eben noch die Vorsicht gebraucht, daß er nicht anders als geschlossen ausgeführt werden durfte.

Der größeren Sicherheit wegen waren wir auf den Königstein gebracht worden. Die Gefahren und Schwierigkeiten der Aufgabe hielten jedoch eine bedeutende Zahl Soldaten der Garnison nicht ab, unsere Befreiung zu beschließen. Heubner lehnte ab, Bakunin und ich erklärten uns bereit. Alles war vorbereitet, als am letzten Tage noch ein Zufall die Ausführung des Planes vereitelte und zugleich dem Festungscommando so weit Verdachtsgründe lieferte, daß gleich in derselben Nacht eine Visitation unserer Zimmer vorgenommen wurde. Ich harrte, völlig angekleidet, der Befreier, als statt des verabredeten leisen Zeichens laute Tritte auf dem Vorsaal sich vernehmen ließen. Es blieb mir kaum Zeit, mich in das Bett zu hüllen, als die Thür aufgeschlossen wurde und der Adjutant mit Begleitung hereintrat. Er leuchtete mir in's Gesicht und beugte sich über mich, ließ sich jedoch durch meine Ruhe täuschen und entfernte sich, nachdem er noch die Gitter am Fenster untersucht hatte. Ein etwas schärferer Blick seinerseits, und das Ganze wäre verrathen gewesen. Bei Gelegenheit des Spazier-

marſches am nächſten Morgen theilten mir die Soldaten, zwiſchen denen ich ging, in rührender Weiſe durch lautes Seufzen mit, daß die Sache mißlungen ſei. Die Garniſon wurde gewechſelt; vermuthlich traf man auch ſchärfere Vorſichtsmaßregeln: der Verſuch wurde, hier wenigſtens, nicht wiederholt. Die in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gerüchte über den, wegen der Betheiligung des Militärs und des Rufes der Feſtung ihr doppelt unangenehmen Vorfall, ließ die Regierung dementiren.

Wie ſehr die menſchlichen Charaktere von einander abweichen, beweiſt am beſten ihr Empfinden und Verhalten unter ganz gleichen Verhältniſſen. Ich hatte oft geleſen von der fieberhaften, faſt zur Unerträglichkeit geſteigerten Spannung von Gefangenen, die in ähnlicher Lage ihrer Befreiung harrten, und von der tiefen Verzweiflung, die ſich ihrer bemächtigt, als die Hoffnung vereitelt war. Von dieſen wechſelnden Empfindungen habe ich nichts zu berichten. In dieſem, wie in einem ſpäteren Falle, ſchlug mein Herz nur in dem Augenblick etwas raſcher, wo ich Alles verloren und mich in der Gefahr ſah, dem Verdachte unwillkürlich neue Anhaltepunkte zu liefern.

Unterdeſſen ging die Unterſuchung, die ſich bei mir längſt ſchon nur noch um die Prager Angelegenheit drehte, ihren ſchleppenden Gang weiter. Ein bis zweimal die Woche ſuchte Hr. Präſident v. Hock den bittern Kampf zwiſchen uns auf, der wenigſtens von ſeiner

Seite stets mit gemessener Artigkeit, von der meinen freilich zuweilen mit weniger Rücksichtsnahme geführt wurde. Der Gedanke an den Zweck dieser weitläufigen und — nebenbei gesagt — bei den zerrütteten Finanzen Oesterreich's so verschwenderischen Untersuchung, brachte mich jedesmal, wenn er sich meinem Geiste vorführte, in die leidenschaftlichste Entrüstung. Galt es doch nicht, sich vor einer möglichen Gefahr zu schützen — das einzige Motiv, welches politische Verfolgungen entschuldigen kann und daher selbst das Schreckensregiment der Jakobiner in Paris hoch erhebt Dem gegenüber, was die deutsche Reaktion jener Jahre der Verachtung aller Zeiten darbot —, sondern nur, Rache zu nehmen für die überstandene Angst. Doch stets wiederholt sich dasselbe: die Vertreter des Fortschrittes haben vom Augenblick des errungenen Sieges an, ja, leider zu oft nur, auch während des Entscheidungskampfes schon bereits Alles vergessen, was an ihnen und ihrer Sache gefrevelt worden; die Vertreter des Rückschrittes dagegen, sie verfolgen auch nachträglich noch selbst bis auf den Gedanken, der sich gegen sie aufzulehnen wagte. Versöhnung ist der Wahlspruch dort, auf dieser Seite nur Rache.

Bis zu welchen Mitteln dies niedere Gelüste herabsinken konnte, möge auch ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung darthun. Wie bereits erwähnt, hatte ich, um behufs meiner Kammerwahl rasch noch die Staatsangehörigkeit zu erwerben, ein kleines Häuschen angekauft. Nach meiner Gefangennehmung wollte ich dasselbe

veräußern, erhielt aber den Bescheid, es sei für die Kosten der Bekämpfung unseres Aufstandes mit Beschlag belegt. Eines Tages nun brachte der Aktuar nach dem Verhör ein Papier hervor und sagte: „Hier ist auch der Verkaufscontrakt Ihres Grundstücks, Sie brauchen nur zu unterschreiben.“ Auf meine Entgegnung, daß es ja mit Beschlag belegt worden, erklärte er, derselbe sei aufgehoben und ich brauche, wie gesagt, nur zu unterschreiben. Ich that es, und gedachte nicht weiter der Sache. Mehrere Monate später, als Bakunin bereits in Prag und ich in Waldheim war, wurde ich abermals über diese leidige Prager Angelegenheit ausgeforscht. Wir geriethen etwas hart aneinander, und der Aktuar rief in der Hitze: „Danken Sie Gott, daß Sie nicht an Oesterreich ausgeliefert wurden!“ Auf meine Entgegnung, daß man mich, der ich Sachse sei, gar nicht an eine fremde Regierung ausliefern könne, sagte er: „Sie sind kein Sachse mehr, Sie haben ja Ihr Häuschen verkauft.“ Rasch bemerkend, was er da verrathen hatte, setzte er verlegen hinzu, daß ich ruhig sein könne, es werde nicht geschehen. — Also, um eine, dazu noch allen Gesetzen Hohn sprechende Beschönigung meiner beabsichtigten Auslieferung zu gewinnen, hatte man plötzlich die Beschlagnahme meines kleinen Besitzthums aufgehoben und mir noch in perfidester Weise den Verkauf desselben entlockt, der mich in die Hände der zärtlichen österreichischen Willkür liefern sollte!

Schon seit längerer Zeit waren Gerüchte zu mir gedrungen, nach welchen die Maigefangenen nicht vor das gesetzlich allein zuständige Schwurgericht gestellt, sondern von den alten abhängigen Beamten-Gerichten abgeurtheilt, oder richtiger, verurtheilt werden sollten. Auf meine dahin gerichteten Fragen ertheilte mir der Aktuar stets nur unbestimmte Antworten, bemerkend, daß die laufende Voruntersuchung ja doch in jedem Falle stattfinden müsse u. s. w. Indessen hatte das Justizministerium — was ich damals nicht erfuhr — bereits am 19. Mai 1849 eine Verordnung erlassen, nach welcher es nicht beabsichtige, das Verfahren der Schwurgerichte auf die Mai-Ereignisse in Anwendung bringen zu lassen und es daher keiner hierauf bezüglichen Anfragen seitens der Gerichtsbehörden weiter bedürfe. Nachdem bereits durch das Gesetz vom 18. November 1848 die Schwurgerichte in Sachsen eingeführt waren und die am 2. März 1849 publicirten Grundrechte des deutschen Volkes verfügt hatten, daß in schweren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen Schwurgerichte urtheilen sollten, war jene Verordnung eine völlig gesetzwidrige, der kein Gericht irgend welche Beachtung schenken durfte, zumal §. 42 der Grundrechte noch ausdrücklich bestimmte: „Die richterliche Gewalt wird selbständig von den Gerichten geübt. Cabinets- und

Ministerial-Justiz ist unstatthaft," und somit über das anzuwendende Verfahren lediglich die Gerichte selbst nach dem obigen §. 46 der Grundrechte zu bestimmen hatten. Wenn nun aber trotzdem kein sächsisches Gericht meines Wissens den Muth gehabt, dieser ministeriellen Willkür gegenüber seine Unabhängigkeit zu wahren, ja, das Ober-Appellationsgericht, dem klaren Gesetz entgegen, sogar zu behaupten gewagt hatte, es bestehe kein rechtlicher Zwang zur Anwendung der Schwurgerichte, so erklärt sich das wohl hinreichend aus der seit Langem geübten, systematisch betriebenen Herabwürdigung sämmtlicher Behörden zu bloßen Vollstreckern des königlichen Willens, wie dies ganz offen durch die Verordnung des Staatsdienergesetzes vom 7. März 1835 bezweckt ist, welche besagt: „Die dem Staatsdiener obliegende Beobachtung der Staatsverfassung berechtigt keinen Diener, die Anordnung seines Vorgesetzten, deren Uebereinstimmung mit der Verfassung ihm zweifelhaft dünkt, bei Seite zu setzen; vielmehr hat er derselben ohne Verzug nachzugehen, und es bleibt ihm unbenommen, sein desfallsiges Bedenken der vorgesetzten Behörde anzuzeigen. Er kann daher solchenfalls wegen Befolgung der Anordnung nicht zur Verantwortung gezogen werden, vielmehr trifft die Verantwortlichkeit Denjenigen, der die Anordnung ertheilt hat." Dieser klaren Verfügung nach lief also das sächsische Verfassungsleben einfach auf den reinsten Absolutismus hinaus: die Beamten, bis hinauf zu den obersten, hatten, ohne sich an etwaige entgegenstehende Verfassungsbestim-

mungen zu kehren, einzig nur die Befehle ihrer Vorgesetzten auszuführen — gerade wie bei dem Militär — und so war schließlich die ganze Verfassung lediglich in die Hand des verfassungsmäßig unverantwortlichen Königs gegeben, der allein die Verantwortlichkeit für Alles tragen sollte, was nach seinem unbedingt zu vollstreckenden Willen geschah! — Daher denn auch die Fügsamkeit der sächsischen Gerichte, deren keins dem verfassungswidrigen Verlangen des Ministeriums zu widerstreben wagte, denn auch für sie galten ja Recht und Gesetz nur so weit, als die Regierung sie gelten zu lassen beliebte.

Indessen, wenn überhaupt die zwingende Consequenz einer ersten That je ein Unrecht entschuldigen kann, so muß man gestehen, daß die Regierung diesmal nicht wohl anders handeln konnte. Nach Dem, was geschehen war, durfte sie nicht den Wahrspruch der Geschwornen herausfordern, denn die einstimmige Verdammung von Seiten Aller war ihr gewiß. Ganz offen wurde es denn auch ausgesprochen, daß die bekannte „demokratische Gesinnung" der Geschwornen die Anwendung der öffentlichen Schwurgerichte in diesem Falle unzulässig mache. Man mußte sich um jeden Preis unserer Verurtheilung versichern, und das war nur möglich durch die Berufung von Richtern, die im direkten Solde der Regierung standen und, nach jener Verordnung über das Staatsdienergesetz, auch dann noch „den Befehlen ihrer Vorgesetzten ohne Verzug nachzugehen" hatten, wenn dieselben auch im schreiendsten Widerspruch mit Recht und

Gesetz standen; von Richtern, die, jeder Unabhängigkeit beraubt, lediglich die Verkünder der ihnen aufgetragenen Urtheile waren.

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu, als die Untersuchung endlich geschlossen ward, und ich erfuhr jetzt erst mit Bestimmtheit, daß die seitherigen Inquisitions-Gerichte mit dem Urtheilsspruch betraut seien. Aufgefordert, einen Vertheidiger zu bestimmen, lehnte ich dies ab, zugleich gegen das angeordnete gesetzwidrige Verfahren Protest einlegend. Es wurde mir hierauf bedeutet, daß dieser Protest ohne jede Wirkung sei und bei fortgesetzter Weigerung meine Vertheidigung von Amtswegen einem Advokaten übertragen werden würde. Da nun bei dem geheimen Verfahren der Vertheidiger das einzige Mittelglied zwischen dem Angeklagten und der Oeffentlichkeit ist und dessen Einverständniß mit der richterlichen Behörde den Letzteren auch noch jedes Schutzes gegen absichtlich ausgestreute Verläumdungen beraubt — die gegen uns am wenigsten gespart wurden, wie bereits ein Beispiel zeigte — so entschloß ich mich endlich, durch die Berufung des Hrn. Dr. Leupold in Dresden zu meinem Anwalt, mir wenigstens einen Zeugen der Wahrheit zu sichern.

Die Appellationen meines Vertheidigers gegen das Inquisitionsverfahren blieben selbstverständlich ohne Erfolg, und er mußte sich zu einer schriftlichen Entkräftigung der von der Anklage gegen mich erhobenen Beschuldigungen herbeilassen. War nun diese Aufgabe auch

nach der einen Seite hin eine sehr interessante, indem sie Gelegenheit bot die ganze Kette von Unwürdigkeiten und Rechtsverletzungen, deren die Regierung und ihre Werkzeuge sich schuldig gemacht, schonungslos aufzudecken, so mußte doch der Gedanke der Vergeblichkeit auch des unanfechtbarsten Rechtsnachweises um so mehr Ueberdruß an der ganzen Arbeit erwecken, als diese nicht einmal dazu dienen konnte, wenigstens das öffentliche Rechtsbewußtsein zu kräftigen, sondern nur bestimmt war, gleich all' den hundert anderen beredten Vertheidigungen, in den Archiven der Gerichtshöfe begraben zu werden.

Daß unser Urtheil vom ersten Tage an gesprochen war, konnte wohl Niemand bezweifeln, und jene Verordnung vom 19. Mai 1849, durch welche die Regierung sich nur der willfährigen Verkünder und Beschöniger desselben versichern wollte, hatte es längst bestätigt. Ich persönlich durfte noch besonders des härtesten Loses gewiß sein. Die Erbitterung des Hofes, zumeist wegen meiner früheren Stellung zu demselben, sowie der Grimm der reaktionären Kreise über meine publicistische Thätigkeit, hatten sich oft genug kundgegeben, um errathen zu lassen, was meiner harre. „Wehe Ihnen," hatte mir einst ein Appellationsgerichtsrath zugerufen, „wenn Sie in unsere Hände fallen!" Der Haß und die Furcht faßen, von schützenden Bajonnetten umstarrt, zu Gericht, und da dieser eherne Wall zum Ueberfluß auch noch jedes unwillkürliche Schamerröthen verschleierte, so konnte ihr Spruch nicht zweifelhaft sein. Unterdessen diente ein kleines nebenherlaufendes Zwischenspiel dazu,

die schon mehrfach beregte kleinliche Malice eben der Leute in's hellste Licht zu setzen, die doch zugleich so heldenhaft das Lebensglück von Tausenden, wie das Recht eines ganzen Volkes mit Füßen traten. Man hatte uns vom ersten Tage unserer Verhaftung an jede Kunde der Außenwelt — abgesehen von Familiennachrichten — eifersüchtig abgeschnitten, selbst der Vertheidiger durfte nur in Gegenwart des Adjutanten mit mir sprechen, und wurde unterbrochen, sobald er irgendwie von dem Gegenstand unserer Besprechung abging oder die Tagesereignisse berührte. Blieb es mir auch stets ein Räthsel, welche Nachtheile eine ehrliche Untersuchung aus unserer Kenntniß der äußeren Vorgänge befürchten konnte, so fiel doch jetzt, nach dem Schluß der Untersuchung und bis zur Fällung des Urtheils jeder weitere Vorwand dafür hinweg. Demgemäß wurde denn auch in allen gerichtlichen Untersuchungsgefängnissen von diesem Zeitpunkte an die Zulassung wenigstens der officiellen Blätter gestattet; in Bezug auf uns Anderen dagegen, die wir auf der Festung unmittelbar in die Gewalt des Kriegsministeriums gegeben waren, berieth der volle Ministerrath über diese hochwichtige Staatsangelegenheit und schämte sich nicht, uns diese kleine Erquickung zu versagen, abermals den guten, harmlosen Festungsgouverneur zum Deckmantel nehmend, der angeblich die „Leipziger Zeitung" unserer Sicherheit gefährlich erachtete! Doch, um der Wahrheit ihr Recht zu geben: als der Untersuchungsrichter erklärt hatte, daß von seiner Seite nunmehr der Zulassung von politischen Zeitungen nichts

weiter im Wege stehe, theilte ich dies dem Festungsgouverneur mit und bezeichnete sogleich die Blätter, welche ich zu lesen wünschte. Jeder eigenen Entschließung beraubt, weigerte er sich, ohne Autorisation seitens des Kriegsministeriums darauf einzugehen, berichtete aber sogleich an das Letztere. Dieses entschied nun dahin, daß es unbedenklich falle, das Gesuch zu bewilligen, mit der Einschränkung jedoch, daß den Gefangenen nur die bis zum 3. Mai 1849, also vor unserer Gefangennehmung erschienenen politischen Zeitungen zugestellt werden dürften; und auf die wiederholten Eingaben meines Vertheidigers bestätigte das Gesammtministerium noch diese, von einem knabenhaften Hohn schwer zu unterscheidende Verfügung. Glücklicherweise gab es Soldaten, die sich nicht so gehorsam an die Befehle des Kriegsministers hielten.

Eine weitere Eingabe meines Vertheidigers beantragte die Entfernung der Holzblenden vor den Fenstern, die zu unserer Sicherheit schlechterdings gar nichts beitragen konnten. Auch für diese Veranstaltung hatte der Gouverneur bisher den Vorwand liefern müssen. Nachdem er mir jedoch versprochen, daß er selbst ihre Entfernung beantragen wolle, konnte man seinen Namen wenigstens nicht länger mißbrauchen und entschied dahin, daß die Blenden entfernt werden mögen, wenn der Festungsgouverneur kein Bedenken dagegen trage. Doch wußte man es so einzurichten, daß mir dieser Bescheid erst am Tage vor meiner Abführung von der Festung zukam.

Am 14. Januar 1850 wurde mir das Urtheil des Appellationsgerichtes als erster Instanz eröffnet. Die Anklage war auf Hochverrath gerichtet gewesen, und das Urtheil lautete auf Tod.

Die Entscheidungsgründe des Appellationsgerichtes — in denen, beiläufig bemerkt, ganze Seiten buchstäblich aus der Schrift des Grafen v. Waldersee über den Maikampf abgeschrieben waren — stützten das gegen mich gefällte Urtheil auf folgende Behauptungen und Thatsachen:

Das Verbrechen des Hochverraths im Allgemeinen habe darin bestanden, daß der König durch den Aufstand zur Anerkennung der Reichsverfassung gezwungen werden sollte, als welche doch in seinem freien Belieben stand; und ferner, daß diese Reichsverfassung ihn wesentlicher Hoheitsrechte beraubt haben würde.

Die speciellen Anklagepunkte gegen mich lauteten in Kürze:

1) Ich habe mich gleich nach meiner Ankunft der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt.

2) Den mir gewordenen Auftrag, die Barrikaden mittelst eines Durchbrechens der Häuser mit einander zu verbinden, habe ich an mehreren Stellen ausgeführt.

3) Bei Einbruch der Nacht brachte ich mehrere Zuzügler unter, begleitete auch später den Oberstlieutenant Heinze, als dieser die Parole austheilte, an die Barrikaden.

4) Den Befehl, Pechkränze anfertigen zu lassen, habe ich bis zur Beschaffung des Materials ausgeführt,

worauf infolge eines Gegenbefehls die Anfertigung unterblieb.

5) Ich habe einen von Zittau eingetroffenen Zuzug auf das Rathhaus, sowie

6) Gefangene*) aus dem Polizeihause, wo sie detenirt worden, vor die proviſoriſche Regierung geführt (behufs ihrer Freigebung).

7) Ich habe einer militäriſchen Berathung über einen beabſichtigten Ausfall beigewohnt.

8) Am Abend des 7. Mai bin ich mit dem Communalgardenoffizier v. Zychlinski ausgegangen, um einen angemeldeten Zuzug Werdauer in die Stadt zu geleiten, auf welchem Wege ich in Gefangenſchaft gerieth.

Ueber meine Beſprechungen in Prag hatte man hinwegzugehen gehabt, und that es um ſo leichter, als ſchon das Obige mich zum gleichen Theilnehmer an dem Verbrechen des Hochverraths machte und mein Todesurtheil ausreichend begründete.

Nachdem die Gerichte einmal den erſten Schritt gethan und in Widerſpruch mit den deutſchen Grundrechten der Urtheilsfällung in dieſer Anklage ſich unterzogen hatten, war es nur conſequent, daß ſie auch den zweiten Schritt thaten und die, durch die Grundrechte abgeſchaffte Todesſtrafe gegen uns verhängten. War ihre Ausrede hierbei, daß in dem Strafgeſetzbuch

*) Gerade der Umſtand, daß dies politiſche, vom Volke ſelbſt eingebrachte Gefangene waren, erſchwerte nach den Entſcheidungsgründen meine Schuld.

noch keine Veränderung getroffen sei, so krönte der Justizminister Zschinsky das ganze Verfahren noch durch die in offener Kammer aufgestellte Behauptung, daß es der Regierung trotz der Grundrechte zustehe, die gefällte Todesstrafe auch vollstrecken zu lassen.

Indessen, die Bedeutung dieses ganzen Urtheils hat das Appellationsgericht selbst mit wenigen Worten auf's Treffendste charakterisirt. Es sagte zum Schlusse seiner allgemeinen Entscheidungsgründe:

„Ein Recht zur Revolution kann — mindestens vom juristischen Standpunkte aus, auf den lediglich man sich hier zu stellen hat — nicht anerkannt werden."

Somit gestand also das Appellationsgericht selbst dies Recht vom sittlichen Standpunkte aus zu — und das durfte uns genügen.

Die Eröffnung dieses Urtheils umgab man in sofern mit einiger Feierlichkeit, als man uns, Heubner, Bakunin und mich, die der gleiche Spruch traf, zusammenberief und uns das Urtheil gemeinschaftlich verlas. So reichten wir uns denn zum ersten Male seit jenen Tagen des Kampfes wieder die Hand. Bakunin und ich, mit dem Gerichtsverfahren nicht vertraut, wollten uns um so mehr bei diesem ersten Spruche beruhigen, als ja doch das Ganze nur eine leere Form, eine Bemäntelung der längst feststehenden Absicht der Regierung war. Das Gesetz jedoch bedingte auch die zweite Instanz und die Gewissenhaftigkeit in der strengen Beobachtung der Gesetze, welche das ganze Verhalten der Regierung bis

daher charakterisirte, hätte nicht gestattet, uns irgend eines „Rechtschutzes" zu berauben; die Sache ging daher ihren vorschriftsmäßigen Gang weiter.

Die Entscheidungsgründe des Appellationsgerichtes hatten indessen meine Laune gereizt und es gewährte mir einige Unterhaltung, in einer eigenen Vertheidigungsschrift die Logik derselben zu zergliedern.

Daß das Ober-Appellationsgericht den Spruch der ersten Instanz einfach bestätigen werde, erlitt keinen Zweifel; stand doch als Präsident an dessen Spitze derselbe Herr von Laugenn, der wenige Monate später als Schiedsrichter in der fingirten Streitfrage zwischen dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und der Ritterschaft, dem Ersteren den Eidbruch, die gewaltsame Aufhebung der beschwornen Verfassung zur Pflicht machen sollte.

Am 16. April wurde uns das, unsern Erwartungen entsprechende Urtheil des Ober-Appellationsgerichtes als ein endgültiges eröffnet und zugleich die gesetzlich zustehende Berufung an die dritte Instanz abgeschnitten. Daß von einer Vollziehung des Todesurtheils keine Rede sei, dafür bürgte der, trotz aller Verirrungen doch zu ehrenhafte Charakter des Königs. Nur durch schwere Kämpfe mit seiner nächsten Umgebung jedoch mochte es ihm möglich geworden sein, wenigstens in dieser Frage seinen Eid aufrecht zu erhalten. Die reaktionäre Presse lechzte nach Blut und schrie ohne Unterlaß: „Noch immer ist kein Haupt gefallen zur Sühne für die beleidigte Majestät!"

Der König hatte zu Anfang des vorigen Jahres, wenn auch nach langem Sträuben, die deutschen Grundrechte unterzeichnet, und gewiß, keine Bestimmung derselben war seinem Herzen so entsprechend gewesen, als die Aufhebung der Todesstrafe, die er während meines sechsjährigen Aufenthaltes in Dresden überhaupt nur ein Mal hatte vollstrecken lassen, was ihm schwer genug gefallen war. Es liegt bei den anerzogenen Anschauungen unserer Fürsten durchaus kein Widerspruch darin, daß ein menschlich-weiches und rechtsliebendes Gemüth, wie es König Friedrich in vollem Maße besaß, dennoch seine Zustimmung einem Verfahren leihen konnte, wie es das des geheimen Kabinets von Anbeginn der Bewegung an gewesen war und dann mit Herrn von Beust offen an das Tageslicht zu treten wagte. Ohne jede denkbare Bemäntelung und Selbsttäuschung aber sein klares Wort zu brechen, und zwar einzig nur, um aus Rachbegier zu morden, dazu vermochten auch die bisher mächtigsten Einwirkungen den König nicht zu bewegen; und dieser Glaube stand auch, trotz alles Vorgefallenen, fest in mir, der ich ihm oft genug in's Auge geschaut und ihn lieben gelernt hatte, wie entschlossen ich auch die von ihm gutgeheißene Politik bekämpfen mußte.

Blieb nun die Vollziehung des wider uns gefällten Todesurtheils außer Rede, so war doch eben dadurch unser Loos nur ein desto unberechenbareres: was wollte man mit uns beginnen? Gerade der Umstand, daß die Regierung, um sich überhaupt eine Verurtheilung zu sichern, die weitere Rechtsverlängnung nicht gescheut

und mit Umgehung der Schwurgerichte den Spruch durch ihre besoldeten Diener hatte fällen lassen, berechtigte zu der Annahme, daß man sich mit diesem ohnehin wenig beneidenswerthen Triumph zufrieden geben und schließlich vielleicht durch eine Verbannung nach Amerika oder Aehnliches, sowohl dem verhöhnten Rechte eine Sühne bieten, als auch sich selbst noch mit dem Preis der Milde schmücken werde. Ich bekenne, diese Erwartung ebenfalls getheilt zu haben; die ganze Niedrigkeit der sächsischen, ja der deutschen Reaktion jener Tage war mir selbst damals noch nicht aufgegangen. In der eben erwähnten Voraussetzung gab ich denn auch nach längerem Widerstreben im letzten Augenblicke noch meine Einwilligung dazu, daß mein Vertheidiger in Gemeinschaft mit den beiden andern, Heubner's und Bakunin's, ein Gnadengesuch an den König einreiche, welches jedoch lediglich dahin gerichtet sein sollte, mir die Auswanderung nach Amerika zu gestatten.

Wie unwürdig auch oft die früheren Ausschreitungen des Absolutismus in Deutschland gewesen waren, sie hatten uns doch nicht auf Das vorbereiten können, was jetzt dies wieder aufathmende Gottesgnadenthum über sich zu gewinnen vermochte. Auch einem Metternich und einem Kaiser Franz war es nie in den Sinn gekommen, sich selbst so tief zu erniedrigen, daß sie ihre politischen Gegner den Zuchthäusern überliefert hätten; der logischen Fortentwickelung, d. i. der größeren Feigheit und dem klareren Schuldbewußtsein der Reaktion des Jahres 1850 war dies vorbehalten geblieben.

Ich läugne daher auch nicht das Erstaunen, welches mich befiel, als mir Anfangs Juni eröffnet wurde, daß der König „im Wege der Gnade" das nicht vollziehbare Todesurtheil in lebenslängliche Zuchthausstrafe „gemildert" habe. Bei meiner aufrichtigen Liebe für König Friedrich ganz persönlich, überkam mich ein inniges Bedauern um ihn, zugleich aber auch eine unbegränzte Verachtung für diese gottesgnädliche Flunkerei, die einen schön angelegten Charakter bis zu solcher Verläugnung alles Edleren in ihm gebracht hatte. Die allgemeine Entrüstung über diesen königlichen „Gnadenspruch" äußerte sich sogar in unserer unmittelbaren Umgebung ganz offen. Eine Menge Soldaten der Besatzung, denen nicht durch den Wachtdienst bei uns Gelegenheit dazu ward, suchten in das Haus und an unsere Thüren zu gelangen, um uns ihre Mitleidenschaft auszusprechen, und das Bewußtsein durfte uns erheben, daß wir für Viele, ja für das ganze sächsische Volk leiden sollten.

Ich harrte meiner Abführung nach Waldheim, die noch nicht bestimmt war, als eines Abends gegen Mitte Juni der Adjutant hereintrat und vor der bestimmten Zeit gebot, das Licht auszulöschen. Ich that es. Eine halbe Stunde später kam er noch einmal und bestand darauf, daß ich mich sogleich zu Bette begeben solle. Er konnte mir nicht deutlicher mittheilen, daß etwas bevorstehe, was man mir geheim halten wollte, und gegen zehn Uhr etwa hörte ich denn auch Bakunin, mit Ketten belastet, in zahlreicherer Begleitung an meiner Thür

vorübergehen. Schon am nächsten Morgen erfuhr ich von einem auf Wache stehenden Soldaten, daß Bakunin unter starker Bedeckung nach Böhmen gebracht und an Oesterreich ausgeliefert worden sei. Obwohl ich den Königstein erst acht Tage später verließ, scheute sich eine loyale Feder doch nicht, das Märchen in die Welt zu schicken, ich habe im Zuchthause zu Waldheim mir dadurch Befreiung von der lästigen Arbeit des Wollekrämpelns erkauft, daß ich mich erbot, Enthüllungen über Bakunin zu machen, und durch den Verrath des Ortes, wo ein mit sehr wichtigen Papieren gefüllter Koffer meines Freundes vergraben sei, mir denn auch wirklich jene Erleichterung erworben und ihm die Auslieferung an Oesterreich zugezogen habe. Es war nun allerdings so viel an der Sache wahr, daß ein Bakunin gehöriger Koffer von dem Wirthe, bei dem er zuletzt gewohnt, ausgeliefert worden war, doch hatte derselbe nichts enthalten als Wäsche und sonstige unverfängliche Gegenstände.

Etwa eine Woche später wurde auch ich abgeführt. Der gute Festungsgouverneur, begleitet von dem Commandanten, machte mir einen ceremoniösen Abschiedsbesuch. Nach ihm trat der Gerichtsbote ein, der mit meinem Transport betraut war, legte mir eine zierliche Vorrichtung an, durch welche die eine Hand an den Leib geschlossen wurde; und so verließ ich, ebenfalls ziemlich spät Abends, die Festung, an deren Fuß ein Wagen unser harrte. Wie bei meiner Hinschaffung, setzten sich auch jetzt zwei Unteroffiziere mit Pistolen mir gegenüber

und der Gerichtsdiener zur Seite; nur fehlte diesmal die übrige Bedeckung. Meine Begleiter waren sehr artig und sprachen sich ganz offen über die Zustände des Landes aus, bei welcher Gelegenheit namentlich die Unteroffiziere ihren tiefen Unmuth über die gänzlich umgewandelten Verhältnisse bei dem Militär nicht zu verhehlen suchten. Von ihnen erhielt ich zuerst die später oft wiederholte Tröstung: „Sie brauchen nicht zu klagen, denn das ganze Land ist ein großes Zuchthaus geworden.“ Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, Dresden auf Außenwegen umgehend. Bei anbrechendem Tage fesselte mich der seit einem Jahre mir fremde freie Blick in die schöne Natur. Wir hatten endlich einen Hügel erstiegen, vor dem sich ein wunderbar schönes Flußthal ausbreitete, in dessen Mitte, von Höhen umschlossen, ein Städtchen lag. Einige größere Gebäulichkeiten vor demselben, von mehreren Thürmen überragt, fielen mir auf und ich frug, wie der Ort heiße. „Das ist Waldheim,“ ward mir zur Antwort. Fünf Minuten später hielt der Wagen vor dem Thor des Zuchthauses. Der Gerichtsbote schellte; das Thor wurde geöffnet, und schloß sich wieder hinter mir — auf mehr denn eilf Jahre.

# Im Zuchthause.

Schloß Waldheim — das ist noch heute sein officieller Titel — hat der Wandlungen gar manche durchgemacht. Im sechzehnten Jahrhundert als Jagdschloß der Churfürsten von Meißen erbaut, erlitt es die Schicksale so vieler Fürstensitze: es stand eine Zeit lang verlassen, wurde dann zu einer Versorgungsanstalt für Kranke und Arme verwendet, denen man später auch Landstreicher zugesellte, bis es sich endlich in die schwerste Strafanstalt Sachsens verwandelte. Die Erben der Fürsten waren Verbrecher — so vollendete sich der Kreislauf. Wiederholt durch neue Bauten erweitert, bildet das Ganze jetzt einen ziemlich umfangreichen, aber planlosen Häusercomplex, der mehrere Höfe umschließt und an den noch innerhalb der Ringmauer zwei Gärten stoßen. Den schönsten Schmuck des „Schlosses" bildet eine prächtige alte Linde auf dem ersten Hof, vor der freundlichen Kirche. Das Städtchen Waldheim, an der Zschopau liegend, zählt gegen 2000 Einwohner.

Bei unserem Eintritt füllte sich die, auch nach dem Hofe zu durch ein Gitter abgeschlossene Thorhalle rasch mit Soldaten aus dem anstoßenden Wachtlokale, die sich den

„Zuwachs“ beſehen wollten. Nach einigem Harren kam ein Aufſeher, ließ das innere Gitterthor öffnen und herrſchte mich an: „Hut ab! Dorthin gehſt Du, marſch!“ Der Züchtling durfte, ſo lange er noch in bürgerlicher Kleidung war, auch im Freien nicht ſein Haupt bedecken. Ebenſo auch bei ſeiner Entlaſſung, bis er das Thor hinter ſich hatte. Ich ging in der angewieſenen Richtung voraus über den Hof in ein Seitengebäude, wo mich der Gerichtsbote einem Oberaufſeher überlieferte. Dieſer nahm die Papiere in Empfang, trug meinen Namen ꝛc. ein, ließ mich viſitiren und ein Verzeichniß meiner Effekten aufſetzen. Der Züchtling durfte Nichts von Werth bei ſich behalten, und ſelbſt mein Trauring ſollte mir abgenommen werden. Ich bat jedoch den freundlichen Gerichtsboten, ihn meiner Frau zu ſenden; mit einem warmen Händedruck verſprach er mir es, und hat ſein Wort gehalten. Nachdem ich hier alles irgend Entbehrlichen entledigt worden, hieß es wieder: „Marſch!“ und in derſelben Ordnung, nur ohne den zurückbleibenden Gerichtsboten, ging es weiter über den Hof, einem ſehr langen, zweiſtöckigen Gebäude zu, welches die Iſolirzellen enthielt. Der Aufſeher öffnete eine der Parterrezellen, hieß mich eintreten und ſchloß die Thür hinter mir. Es war ein düſterer, enger Raum, mit einem kleinen, ſtark vergitterten Fenſter hoch oben, und einer wo möglich noch ſparſameren Einrichtung, als die Unterſuchungszelle im Juſtizamte zu Dresden geboten hatte. Nach einiger Zeit ging die Thür wieder auf und man reichte mir einen Napf, mit einem dünnen, braunen

Mehlbrei gefüllt: es war die Morgensuppe. Zugleich erhielt ich als Tagesration ein oder anderthalb Pfund schwarzes Brod, das zwar seinem Namen vollständig entsprach, zu jener Zeit aber doch kräftig und nicht unschmackhaft war. Bald darauf erschien mit dem Aufseher der Chirurg, vor dem ich mich, behufs genauer Untersuchung, entkleiden mußte. Im Laufe des Vormittags kam noch der Barbier und nahm mir den Bart ab; ihm folgte der Aufseher mit einem Gefangenen, der mir die Haare stutzte, womit meine Toilette für diesen Tag beendet war. Meine Zelle wurde nur zwei Mal noch geöffnet, um die Mittagssuppe, aus Erbsen bestehend, und die Abendsuppe, welche eine Wiederholung der Morgensuppe war, herein zu geben. War ich nun auch meinen Gedanken überlassen, so blieb ich doch nicht ungestört. Auf etwa Mannshöhe befand sich in der Thür eine Oeffnung von der Größe einer Karte, durch welche die ganze Zelle zu übersehen war, und fast den ganzen Tag über blitzten mich von dort aus neugierige Augen an.

Niemand erwartet, daß ihm ein Zuchthaus einen angenehmen Eindruck mache, zumal, wenn er es selbst bewohnen soll. Nichtsdestoweniger war mir gleich am ersten Tage so Manches aufgefallen, was nicht unter die Unvermeidlichkeiten eines solchen Ortes gerechnet werden und nur der Absicht entsprungen sein konnte, den Aufenthalt dort so peinigend als möglich zu machen. Sicher ist es keine Nothwendigkeit, den Sträflingen gleich vom ersten Augenblicke an mit verletzender Grobheit zu begegnen, wie dies mir — und zwar in weit milderem

Grade als vielen anderen Schicksalsgenossen — widerfuhr. Daß dies weit mehr dem eingeführten Ton, als den einzelnen Persönlichkeiten zugeschrieben werden mußte, zeigte sich bald, denn dieselben Unterbeamten, welche mir in so roher Weise begegnet waren, lernte ich schon nach kurzer Zeit als brave und gefällige Menschen kennen, die sich gern bedeuten und zurechtweisen ließen, wenn auch ohne dauernden Erfolg im Ganzen, denn die Gewohnheit war mächtiger, als die Einsicht.

Am nächsten Morgen wurde ich abgeholt und über den Hof in ein anderes Gebäude gebracht, um *eingekleidet* zu werden. Diese Ceremonie ging in der *Badestube*, einem gewölbten Raum des alten Hauptgebäudes, in dem sich einige Wannen befanden, vor sich. Ich ebenfalls mußte ein Bad nehmen und dann die bereit liegenden Kleider anziehen. Dieselben bestanden aus einem groben Hemd, ebensolchen Socken, Hose, Weste, Jacke und Käppchen, die letzten vier Stücke aus demselben, horizontal blau und schwarz gestreiften Tuch. Da sämmtliche Stücke nur nach annähernder Berechnung meiner Größe aus der Vorrathskammer entnommen waren, so paßten sie, wie es eben gehen wollte, doch erhielt ich wenigstens *neue* Kleidungsstücke und wurde damit verschont, die noch halbweg brauchbaren irgend eines Entlassenen tragen zu müssen, was vielen Anderen geschah. Als mir der alte Badewärter, ebenfalls ein Sträfling, die Jacke reichte, seufzte er beim Anblick des rothen senkrechten Streifens auf dem linken Aermel — das Zeichen der lebenslänglichen Verurtheilung. Ich staunte, denn Nichts war mir über-

raſchender, als daß Jemand an die Durchführung des gegen uns gefällten Spruches glauben konnte. In ſonderbarſtem Widerſpruch mit der ganzen Behandlung der Sträflinge ſtand es, daß mir, als ich angekleidet war ein großer Mantel mit Kapuze übergehängt wurde, um den aus dem Bade Kommenden vor Erkältung zu ſchützen. Dieſe zarte Sorgfalt — welche jedoch nach einiger Zeit wieder in Wegfall kam — rührte von einem Regierungscommiſſar her, der im vorigen Jahr die Anſtalt inſpicirt hatte und gern irgend eine Verbeſſerung als Andenken ſeines Beſuches hinterlaſſen wollte. Bademäntel waren das Einzige, was ihm noch zu fehlen ſchien. So ſuchte das Gewiſſen ſelbſt der Wohlmeinendſten unter den leitenden hohen Staatsbeamten ſich mit unweſentlichen Nebendingen zu beſchäftigen, um das Auge den furchtbaren Mißſtänden des Ganzen verſchließen zu können, die umzugeſtalten ihnen der Muth fehlte.

Alles was ich mitgebracht, wurde nebſt dem Verzeichniß in einen Sack gethan, der dieſelbe Nummer trug, die ſich auf jedem meiner neuen Kleidungsſtücke befand, und zur Aufbewahrung in die Garderobe kam. Ein zweiter, ebenfalls nummerirter Sack, bildete meinen Koffer oder Schrank, in ihn hatte ich die weiteren mir übergebenen Effekten zu packen: eine Sommerhoſe von grobem blau geſtreiften Zwillich — deſſen in Menge eingewebte Reſtchen von Hanfſtengel mich jedoch bei dem erſten Verſuch, dies Kleidungsſtück zu tragen, blutig riſſen und mich fernerhin davon abſtehen ließen — ein anderes Paar Socken, ein zweites, etwa einen Quadrat-

fuß großes Taſchentuch von der Feſtigkeit eines Brettes, ſowie Bürſte, Kamm und Seife, womit allen Bedürfniſſen vorgeſehen war.

Bis zu dieſer Umwandlung meines Aeußern war ich „Zuwachs“ geweſen, von jetzt an hieß ich „91“. Mit meinem Sack in der Hand, und den Rademantel um mich geſchlagen, wurde ich wieder in die Expedition, die ich gleich nach meinem Eintritt kennen gelernt, gebracht, wo der Oberaufſeher meinen Anzug muſterte, mir ſtatt der zu engen Halsbinde eine etwas weitere gab und ein Paar paſſende Schuhe ausſuchen ließ, wogegen die Pantoffel, welche ich in der Badeſtube erhalten hatte, als zu meiner Ausrüſtung gehörig, in den Sack kamen. Nunmehr vollkommen in den vorſchriftsmäßigen „Züchtling“ umgewandelt, ſollte ich dem Direktor vorgeſtellt werden.

„Hauptmann“ Chriſt, wie er ſich mit Vorliebe nennen ließ, bekleidete die Stelle des Direktors dieſer Anſtalt ſchon längere Jahre, und war mir bereits früher als Wütherich der ſchlimmſten Art geſchildert worden. Es überraſchte mich daher nicht wenig, daß er mich in beinahe väterlicher Weiſe empfing, zumal gerade ich von Seiten eines alten rohen Offiziers am wenigſten Milde glaubte erwarten zu dürfen. Er hielt mir eine kurze, freundliche Anrede und theilte mir mit, daß ich ſowohl zur Vorſicht, als auch aus Schonung, nicht in eine der großen Werkſtätten gebracht, ſondern iſolirt werden ſolle. Hierauf ließ er mir von dem Oberaufſeher die „Hausgeſetze“ vorleſen. Die Einleitung derſelben belehrte den

Gefangenen, daß er, in dieſe Anſtalt getreten, ſeine bürgerliche Stellung verloren und keinen eignen Willen mehr habe. Das beſonders ſtark hervorgehobene Gebot der Schweigſamkeit wurde mir ſpäter einmal ſogar dahin erläutert, daß der Gefangene auch einen Aufſeher oder ſonſtigen Beamten nicht anreden dürfe, ſondern die Erlaubniß zum Sprechen erſt durch Zeichen zu erwirken habe. Lachen — worunter auch Lächeln verſtanden wurde —, ſich umſehen in den Speiſe- und Arbeitsſälen oder auf dem Hofe, zog Strafe nach ſich. Streng verboten ferner war die Kaupelei, womit der in Gefängniſſen ſehr ſtark betriebene Tauſchhandel mit kleinen Gegenſtänden bezeichnet wurde. Seltſam war es, daß Stehlen, ſowohl nach den Hausgeſetzen, wie in der Praxis, eine weit mildere Beurtheilung fand, als Schenken, welches Letztere ſtets einer harten Strafe gewärtig ſein durfte. Fluchtverſuche waren mit 90 Stockhieben bedroht. Nachdem ich ſo weit eingeweiht war in die Bedingungen meiner neuen Lebenslage, entließ mich Hauptmann Chriſt mit einer wohlwollenden Ermahnung, mich in das Unabwendbare zu fügen und mir keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Ich mußte den Herrn Direktor in ganz beſonders glücklicher Laune getroffen haben, denn viele meiner Schickſalsgenoſſen empfing er mit den brutalſten Beſchimpfungen, die ſich in einzelnen Fällen ſogar zu Thätlichkeiten ſteigerten.

Der Aufſeher führte mich nun wieder in das lange Gebäude zurück, in deſſen zweitem Stockwerk der Direktor mir eine der geräumigſten und freundlichſten Zellen

bestimmt hatte. Ehe mich der Aufseher verließ, unterrichtete er mich noch über die Hausordnung. Um dreiviertel fünf Uhr gab eine große Glocke das Zeichen zum Aufstehen. Um fünf Uhr wurde „ausgespeist", d. h. die Morgensuppe verabreicht; zu ihrem Empfang hatte man den Schemel mit der Schüssel darauf an der Thüre bereit zu halten. Der Aufseher schloß die Zellen der Reihe nach auf, ihm folgte ein Gefangenwärter mit dem großen Blechgefäß, aus dem er mittelst eines blechernen Maßlöffels die Suppe schöpfte, und ein zweiter Wärter, beides selbst Züchtlinge, füllte aus einer Holzkanne den ebenfalls bereit stehenden kleinen Krug mit Wasser. Nachdem er gefrühstückt, hatte der Gefangene seine Zelle zu reinigen und sich an die Arbeit zu begeben. Um eilf Uhr wurde in gleicher Weise das von einem Pfund Brod begleitete Mittagsessen ausgegeben. Im Laufe des Nachmittags ging der Aufseher mit einem Wärter, der Salz und Wasser trug, den Gang entlang, und wer dies oder jenes bedurfte und den Ruf: „Wasser!" vernommen hatte, klopfte an seine Thür. Um acht Uhr schloß die Abendsuppe den Tag und um neun Uhr hatten wir uns zu Bett zu legen. Täglich, wenn es das Wetter erlaubte, gingen die Isolirten eine halbe bis drei viertel Stunde auf dem Hofe spazieren, und zwar in größeren Zwischenräumen Einer hinter dem Anderen, während zugleich in einiger Entfernung von einander Militärwachen ausgestellt waren. Schon die nächsten Tage brachten hierin eine Veränderung, indem fortan sämmtlichen Gefangenen diese Erholung gestattet, den Zellengefangenen aber die

Vergünſtigung wurde, im Garten die freie Luft zu genießen.

So weit belehrt, ward ich wieder meinen Gedanken überlaſſen. Ich beſichtigte zunächſt meine Wohnung. Das alte Gebäude, urſprünglich zu ganz anderen Zwecken beſtimmt, hatte erſt vor nicht langer Zeit ſeine jetzige Einrichtung erhalten. Im erſten und zweiten Stockwerk lagen, ſämmtlich nach dem Hofe zu, die Wohnzellen, ebener Erde befanden ſich die gewölbten Strafzellen, gemeiniglich die Katakomben genannt. Nichts klang mir Anfangs befremdlicher, als daß man, bereits im Gefängniß, und zwar als Iſolirter, noch in „Arreſt" kommen könne. Die oberen Zellen, ſeither wenig benutzt, ſchienen für die erwarteten Maigefangenen neu hergerichtet worden zu ſein, denn die friſche Oelfarbe des Holzes war kaum trocken. Das Fenſter, früher von gewöhnlicher Größe, jetzt aber bis zur Hälfte zugemauert, beſtand aus einem einzigen, zum Herunterſchlagen eingerichteten Flügel mit neun kleinen Scheiben. Als ich es, der Hitze und des Geruchs der Oelfarbe wegen öffnen wollte, fand ich es verſchloſſen, und nur die oberſte mittlere Scheibe ließ ſich, beſonders eingerahmt, ſo weit nach Außen öffnen, daß etwa ein fingerbreiter Spalt der Luft Einlaß gewährte. Die gegenüberſtehende Thür hatte, wie in der untern Zelle, in Mannshöhe ein Spähloch, das von Außen mit einer Klappe verdeckt war, außerdem aber noch ganz unten eine Oeffnung von der Größe dieſes Blattes, mit einem Schieber verſehen, der vermuthlich in Verbindung mit der kleinen beweglichen Scheibe zur

Ventilation dienen ſollte. An der einen Seite des neu geweißten Zimmerchens ſtand der niedere, grün angeſtrichene Bettkaſten, einen feſtgeſtopften Strohſack, ein eben ſolches Kopfkiſſen, beides weiß überzogen, und eine auf der untern Seite ebenfalls mit einem Leintuch verſehene wollene Decke enthaltend. Der Bettkaſten wurde des Tages über, ſowohl um Raum zu gewinnen, als auch, um den Gefangenen zu verhindern, ſich außer der Zeit niederzulegen, gegen die Wand in die Höhe geſtellt. Ein kleiner Tiſch, auf dem ſich Schüſſel und Krug befanden, ſowie ein Schemel ohne Lehne, und ein Kleiderrechen vervollſtändigten die Einrichtung, zu der nebſt dem Ofen noch eine andere Vorkehrung gerechnet werden mochte, die hier jedoch in etwas erträglicherer Form ſich darſtellte, als in den meiſten anderen Gefängniſſen, welche ich ſeit einem Jahre durchwandert hatte.

Auch den beſcheidenſten Anſprüchen blieb hier doch noch manches zu wünſchen, vor allen Dingen friſche Luft: und ich ging eben mit mir zu Rathe, ob ich nicht Gebrauch machen ſollte von dem Gleckenzug — deſſen Benutzung, wie der Aufſeher mich verwarnt hatte, jedoch nur in dringenden Fällen geſtattet ſei, ſonſt aber ſtreng beſtraft werde —, als er ſelbſt zurückkehrte, gefolgt von dem Wärter, der ein Spinnrad trug und vor mich hinſtellte. Bisher hatte ich dieſen großmütterlichen Hausrath nur auf dem Theater zu Geſicht bekommen und ich frug erſtaunt, was mir das ſolle? „Das ſchickt Dir der Herr Direktor, damit Du eine Beſchäftigung haſt," lautete die Antwort des Aufſehers. Ich glaubte, mir eine

zusagendere selbst machen zu können, und bat um Feder und Papier, da ich dem Herrn Direktor schreiben wolle. Der Aufseher starrte mich an, als ob er an meinem gesunden Verstand irre geworden, allein gerade das Unerhörte meiner Forderung schien ihn gewissermaßen zu interessiren, und er frug ganz erstaunt: „Ja, was willst Du denn dem Herrn Direktor schreiben?“ Ich wies auf das verschlossene Fenster. „Das wird alle Tage eine halbe Stunde lang geöffnet, und das Luftloch in der Thür ist auch noch da, damit es durchziehen kann; da hast Du doch Luft genug.“ Ich versicherte, daß meine Lungen sehr viel Luft verzehrten und überdem noch eine große Vorliebe für reine Luft hätten. „Na, da mußt Du Dich bei dem Herrn Doktor melden, vielleicht, daß der etwas thut,“ erwiderte der Aufseher, über solche hier ganz ungewohnte Bedürfnisse den Kopf schüttelnd. Den Doktor wolle er benachrichtigen, was aber das Schreiben an den Direktor anlange, so müsse er doch bei diesem erst selbst anfragen. Nach einigen Stunden brachte er mir Schreibmaterial, vor sich hinbrummend: das ist noch nicht dagewesen! Ich bat den Direktor zunächst, mir statt des Spinnens, wenn dies nicht etwa von Seiten der Regierung angeordnet sei, die jedenfalls lohnendere literarische Arbeit zu gestatten, ferner zu erlauben, daß ich mir selbst einen größeren Tisch und einen Stuhl mit Lehne anschaffen dürfe. Hauptmann Christ kam selbst, um mit mir darüber zu sprechen. Die Arbeit bestimme Jedem nur er, und wenn ich durch die Feder etwas zu verdienen wisse, sei er gern bereit, mich so beschäftigen zu lassen:

nur müsse entweder Vorausbezahlung oder die sichere Bestellung eines Buchhändlers beigebracht werden. Die Gewährung der anderen Wünsche müsse von dem Resultat meiner nach jener Seite hin vorzunehmenden Schritte abhängig bleiben. An dem ersten Arzt, Dr. N., lernte ich einen recht freundlichen, wohlwollenden Mann kennen, wie sich denn meist in solchen Anstalten die Aerzte vor allen andern Beamten durch Humanität und Vorurtheilslosigkeit auszeichnen. Meine Beschwerde wegen des verschlossenen Fensters zu heben, stand nicht in seiner Macht, doch erwirkte er von dem Direktor zunächst, daß es wenigstens zwei Stunden hindurch geöffnet blieb, die sich mit der Zeit über den ganzen Tag ausdehnten, bis man endlich auf erneutes Andringen meinerseits einsah, daß auch während der Nacht das Geschlossenhalten des auf den Hof gehenden, mit starken Eisengittern versehenen Fensters keinen vernünftigen Zweck habe. Jede solche Verbesserung kam denn auch gleich allen Mitgefangenen zu Gute, da keine Ausnahmen gemacht wurden. Wir sprachen noch Einiges über die Kost und die ganze Lebensweise in der Anstalt, bei welcher Gelegenheit er mit befremdender Offenheit bemerkte, daß „natürlich" der Unterleib unabwendbar leiden müsse und nach einigen Jahren auch die beste Verdauung vollständig zu Grunde gerichtet sei. Ich staunte damals noch, wie ein menschenfreundlicher Arzt dies wissen könne, ohne Himmel und Erde aufzubieten gegen ein derartiges langsames Hinmorden, lernte aber mit der Zeit den entmuthigenden, einschläfernden Einfluß kennen, den solche feststehende Ver-

hältniſſe auch auf die vom beſten Willen beſeelten, neu eintretenden Beamten ausüben. Empört über Das, was ſich ihren Augen darbietet, ſuchen die lebhafteren Temperamente ſofort unmittelbar bei dem Direktor ſelbſt eine Aenderung zu erwirken und wenden ſich, hier abgewieſen, an das Miniſterium mit Vorſtellungen, deren einziger und günſtigſter Erfolg eine Zurechtweiſung dahin iſt, ſich nur um ihre Aufgabe zu kümmern, während in ernſteren Fällen raſch eine ungnädige Entfernung erfolgt, die aber doch wenigſtens ſie ſelbſt davor bewahrt zu Mitſchuldigen Deſſen zu werden, was hier an Gott und der Menſchheit gefrevelt wird. Dieſem letzteren Looſe verfallen beinahe ohne Ausnahme Diejenigen, die, von gleich guten Abſichten erfüllt, vermeinen, durch ein überlegteres Vorgehen allmälig den nöthigen Einfluß zu gewinnen, um die gewünſchten Verbeſſerungen durchſetzen zu können. Mit jedem Tage lernen ſie mehr die Schwierigkeiten erkennen, die ſich jeder gründlichen Reform entgegenſtemmen, ſie ſehen bald ein, daß die Schuld weit weniger an einzelnen Perſönlichkeiten, als an der ganzen Organiſation, ja an der allgemeinen Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen dem Verbrecher und der Geſellſchaft liegt. Die Aufgabe erweitert ſich in's Rieſige, und immer noch die Gelegenheit abwartend, ihren aufgeklärteren Anſichten Eingang zu verſchaffen, ſind ſie mit der Zeit ſelbſt der Macht der Gewohnheit ſo unbemerkt erlegen, daß ſie eines ſchönen Tages ſich ihre Schwäche eingeſtehen und mit einer Art von Erleichterung den früher beabſichtigten Kampf aufgeben. Von dieſer Stunde an hat das „Syſtem" gerade

an ihnen die eifrigſten Verfechter, denn jeder Sieg, den ein Anderer über daſſelbe erränge, wäre ein Vorwurf gegen ihren eigenen Mangel an Entſchloſſenheit und Ausdauer. Was ihnen mißlang, darf keinem Anderen gelingen — wie ſollten ſie im Gegenfall ſich ſelbſt noch achten können? Ohne ſich deſſen klar bewußt zu ſein, vermehren ſie daher ſelbſt die Schwierigkeiten und werden ſo die Stützen eben jener Abſcheulichkeiten, die ſie Anfangs ſo tief empört hatten und deren Abſtellung ihr eigenes aufrichtiges Beſtreben geweſen war. — Solche Umwandlungen zu beobachten ward mir gar manche Gelegenheit, und ſie haben mich ſtets mit tiefſter Trauer, aber auch mit der Ueberzeugung erfüllt, daß von Seiten der Leiter und Beamten unſerer Strafanſtalten nie eine, der fortgeſchrittenen Bildung und Humanität entſprechende Reform derſelben ausgehen wird. In dieſe Finſterniß muß das Licht von Außen hineingetragen werden.

Es währte mehrere Tage, ehe ich von meinen Freunden in Dresden, an die ich wegen literariſcher Beſchäftigung geſchrieben hatte, Antwort erhielt, und da unterdeſſen das Spinnrad ruhen durfte, hatte ich Muße, von meinem Fenſter aus Beobachtungen anzuſtellen, was jedoch große Vorſicht erheiſchte, denn es war den Gefangenen ſtreng unterſagt, ſich am Fenſter erblicken zu laſſen.

Zu jener Zeit befanden ſich in der Strafanſtalt zu Waldheim neben den männlichen und weiblichen Züchtlingen auch die Correktionäre beiderlei Geſchlechts, ſowie die „Selectaner", eine Anzahl Knaben und junger Mädchen, die ſich irgend eines Vergehens oder Verbrechens

schuldig gemacht hatten, ihrer Jugend wegen aber nicht der ganzen Strenge des Gesetzes nach bestraft werden konnten. Die Tracht der Letzteren war blau, die der Correktionäre braun. In der Lebensweise und Behandlung dieser verschiedenen Gefangenen fand keinerlei Unterschied statt, doch blieben sie einigermaßen gesondert von einander. Die männlichen Correktionäre mit den männlichen Selectanern bewohnten ein eigenes Haus, nur die weniger Isolirten dieser Art wurden in dem Zellengebäude untergebracht. Die Abtheilung für weibliche Gefangene war durch eine Mauer abgetrennt.

Man hatte seit Längerem die Leitung dieser, wie auch der anderen sächsischen Strafanstalten nur Offizieren übertragen; die Unterbeamten, namentlich die Aufseher, waren mit wenigen Ausnahmen ebenfalls aus dem Militär entnommen, und so trug denn das Ganze einen streng militärischen Zuschnitt, der sich auch in allen Bezeichnungen aussprach. Die verschiedenen Abtheilungen der Anstalt hießen „Visitationen"; der Direktor empfing „Rapport" und hielt „Paraden" ab; man *ging* nicht, sondern man „rückte" aus und ein; man „faßte" das Brod, die Wäsche ꝛc., und man „marschirte" in die Kirche. Derselbe Ton hatte sich auch in der weiblichen Abtheilung eingebürgert, und zwar um so leichter, als mehrere der Aufseherinnen Frauen von Aufsehern und demnach schon von früher an das militärische Wesen gewohnt waren.

In den verschiedenen Visitationen wurden mannigfache Arbeiten betrieben, doch herrschte in dieser Bezie-

bung noch sehr viel Unverstand. Die Einführung der Arbeit in den Strafanstalten sollte ursprünglich nur die Gefangenen beschäftigen, zugleich aber auch ihnen zu einer Verschärfung der Strafe dienen. Man hatte daher absichtlich blos die niedrigsten, schwersten Arbeiten ausgewählt, als Spinnen, Wolleschlagen und Krämpeln u. dgl. m., und es galt geradezu für zweckwidrig und verwerflich, den Sträflingen zu gestatten, daß sie in einer ihren Fähigkeiten angemessenen Weise sich beschäftigten. Es sollte Strafarbeit sein, und durfte eben deshalb ihnen selbst keine Befriedigung gewähren. Ihren klassischen Ausdruck fand diese Auffassung in der, bis zur Stunde noch von sonst sehr verständigen und wohlmeinenden Männern gepriesenen englischen Tretmühle, welche den Bestraften auch noch durch das Bewußtsein der gänzlichen Fruchtlosigkeit seiner Anstrengung peinigen soll. Nicht gereiftere Einsicht, sondern lediglich ökonomische Rücksichten hatten in Waldheim dies „System" bereits einigermaßen erschüttert. Die meisten der dort betriebenen Arbeiten waren durch die Fortschritte der Technik bereits so unproduktiv gemacht, daß selbst die äußerste Härte dem Sträfling kaum so viel abzuringen vermochte, daß nur etwa die Hälfte seiner kümmerlichen Nahrung dadurch gedeckt worden wäre. Der Ausfall in den Erträgnissen bewog endlich dazu, hie und da Ausnahmen von dem Prinzip zu machen und lohnendere Arbeiten zuzulassen. Gegen diese Versuche hatte sich aber sogleich weithin eine sehr geräuschvolle Opposition erhoben. Die Handwerker klagten über die Concurrenz,

welche ihnen durch die Sträflinge drohe, und die in volkswirthschaftlichen Fragen sehr unbewanderten Behörden ließen sich einschüchtern. Die alten Militärs an der Spitze der Strafanstalt waren aus anderen Gründen gegen die Einführung besserer Arbeiten. In erster Linie wollten sie überhaupt keine Neuerungen, welche die hergebrachte Routine mehr oder weniger bedrohen mußten. Dann fürchteten sie für ihre Autorität, wenn der Sträfling Fähigkeiten und Kenntnisse bethätigen durfte, die ihnen selbst mangelten, wenn er Arbeiten verfertigte, die sie nicht verstanden, nicht beurtheilen konnten. Er stieg dadurch nicht nur in seiner eigenen Selbstschätzung, sondern ganz unwillkürlich auch in ihrer Achtung, und das alte gewohnte Verhältniß des absoluten Gebieters gegenüber dem rechtlosen Knecht, war zerstört. An die Gefangenen selbst, an ihr Interesse, dachte bei dem ganzen Streite Niemand. Daß es vor Allem Pflicht sei, sie nicht auch noch jener Fertigkeiten zu berauben, oder ihnen deren beizubringen, durch welche sie nach ihrer Entlassung ihr Fortkommen finden konnten, blieb gänzlich unbeachtet, wie denn sie überhaupt nie in Rechnung kamen und stets nur das gleichgiltige Material bildeten, mit dem man beliebig experimentirte.

In Waldheim erfreuten sich bis zu meinem Eintritt Spinnrad, Wollekrämpeln und Handweberei noch des eifrigsten Cultus; daneben wurde für die Anstalt geschustert, geschneidert, getischlert, gemauert und was eben sonst noch vorkam. Unter den späteren Direktionen griff nach dieser Seite hin allmälig eine Umwandlung

Platz, die jene unfruchtbaren Beſchäftigungen ziemlich vollſtändig beſeitigte und die individuelle Fähigkeit mehr zur Geltung kommen ließ.

Die Forſchungen und Experimente der Amerikaner und Engländer über das Gefängnißweſen waren bis dahin an Waldheim ziemlich ſpurlos vorübergegangen. Es huldigte keinem der viel geprieſenen wie getadelten neueren Syſteme, und zwar nicht wegen ihrer Mängel, ſondern ganz einfach nur aus Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit. Man trieb es eben heute wie geſtern und dachte, es werde auch morgen noch ſo gehen. Nichtsdeſtoweniger aber hatte auch hier Bequemlichkeit und Gedankenloſigkeit ſchon ſeit Langem zu manchen der ſpäter in ein Syſtem gebrachten Aushülfsmittel gegriffen, um ſich die Aufgabe zu erleichtern. Das Schweigen vor Allem galt als der feſte Grundpfeiler, auf dem die ganze Ordnung und Sicherheit der Anſtalt beruhte. Die Lächerlichkeit dieſes Gebotes unter den obwaltenden Verhältniſſen — der Barbarei deſſelben gar nicht zu gedenken — konnte ſchwer übertroffen werden. In jedem der großen Arbeitsſäle befanden ſich durchſchnittlich ſechzig bis achtzig Gefangene unter Obhut von zwei Aufſehern, deren Einer überdies ſehr oft anderwärts zu thun hatte. An eine ſcharfe Aufſicht war daher nicht zu denken; die Mittheilungen konnten bei nur einiger Vorſicht den ganzen Saal [illegible]dert durchlaufen, und wenn der Aufſeher zufällig [illegible]n auf der That ertappte, ſo wurde dieſer zwar barbariſch beſtraft, ohne daß jedoch die Uebrigen ſich dadurch abſchrecken ließen, denn der Trieb der Geſelligkeit war

ſtärker als die Furcht. Des Nachts aber fiel auch die Nothwendigkeit der Vorſicht noch hinweg, denn mehrere Hunderte von Gefangenen waren da ohne jede Aufſicht in den Schlafſälen bei einander und mochten ſprechen, was ſie wollten, wenn ſie nur nicht ſo laut wurden, daß die Schildwache auf dem Gang vor der Thüre es hören mußte. Wie man namentlich dieſem letzteren Umſtande gegenüber jenes Gebot noch beibehalten konnte, wäre völlig unbegreiflich geweſen, wenn es nicht die Empfehlung eines ſehr wirkſamen Peinigungsmittels für ſich gehabt hätte.

Aber auch die verhältnißmäßig geringe Zahl der Iſolirten fand trotz der Abſperrung noch Gelegenheit zum Verkehr unter ſich und ſogar nach auswärts. Zur Unterhaltung mit Nachbarn rechts und links diente das bekannte Klopfen an der Wand, deſſen einfachſte und zeitraubende Methode — nach welcher 1 Schlag = a, 2 = b, 3 = c u. ſ. f. bedeutete — unter Vertrauteren ſchnell vervollkommnet ward. Auf dieſem Wege durchliefen wichtige Nachrichten oder Aufträge die ganze Zellenreihe, ſofern nicht ein Aengſtlicher oder Verdächtiger die Kette unterbrach. Bei dem jedesmaligen Aus- und Einrücken, ſei es zum Spazierengehen oder Kirchenbeſuch, ſowie in der Kirche ſelbſt und in den erſten Jahren auf dem Spaziergang im Garten, wo nicht ſo ſtreng auf das Einhalten größerer Zwiſchenräume geſehen wurde, konnte man leicht ein paar Worte wechſeln und einander etwas zuſtecken. Oft auch fanden ſich Gefangenwärter und Andere bereit, Aufträge dieſer Art zu übernehmen, und

wie oft ich auch Gebrauch von solchen Dienstanerbietungen gemacht, so hatte ich doch nie mein Vertrauen zu bereuen.

Die eigene Erfahrung von der gänzlichen Vergeblichkeit dieses Schweiggebotes und zugleich von seiner verderblichen Wirkung, bewog mich zu wiederholten Malen, bei den verschiedenen Direktoren schriftlich wie mündlich Vorstellungen dagegen zu machen. Ich erbot mich, zum Beweis der Erfolglosigkeit all' der vielen und schweren Strafen, die zur Erzwingung einer gänzlichen Selbstisolirung verhängt wurden, von meiner Zelle aus binnen wenig Tagen jede beliebige Mittheilung oder ein Zettelchen irgend einem, nur mit einer Nummer mir bezeichneten Gefangenen, in gleichviel welcher Abtheilung, zukommen zu lassen, und hatte auch bis zur letzten Stunde meines Dortseins volle Gelegenheit dazu. Es war jedoch schlechthin unmöglich, die träge Gewohnheit zu überwinden. So wurde denn fort und fort Schweigen geboten, dennoch gesprochen, und unablässig geprügelt.

Ein erschöpfendes Bild der Behandlung zu liefern, welche den Insassen dieser Anstalt widerfuhr, ist wohl Niemand im Stande, da kein Einzelner, ob Beamter oder Gefangener, je Kenntniß von allen Vorgängen erlangen konnte. Das herrschende Prinzip war die Willkühr, und zwar ganz absichtlich, in der festen Ueberzeugung ihrer unbedingten Nothwendigkeit. Der Sträfling durfte nie, unter keiner Bedingung, gegen einen Beamten Recht behalten. Das gestand man denn auch ganz offen zu und entschuldigte es damit, daß anderenfalls die Aufrechthaltung

der Disciplin ſchlechterdings unmöglich ſei. Leider mußte man bei unbefangener Beurtheilung ſowohl der ſächſiſchen Criminaljuſtiz, wie der ganzen Einrichtung dieſer Strafanſtalt zugeſtehen, daß jenes Vorgeben wirklich nicht ganz ohne Grund ſei.

Mag immerhin die Rechtspflege auch in anderen Theilen unſeres Geſammtvaterlandes auf keiner höheren Stufe geſtanden haben, als in Sachſen, dem Mittelpunkt der deutſchen Intelligenz, ſo konnten doch die Unbegreiflichkeiten, welche die dortigen Gerichte zu Tage förderten, unmöglich irgendwo übertroffen werden. Welcher ſchlichte Menſchenverſtand wird je Urtheile begreifen können, wie folgende, die ich einer von mir ſelbſt aus den Acten gezogenen Blumenleſe entnehme:

Wegen Diebſtahl:

2 Jahre, 5 Monate, 29 Tage;

2 Jahre weniger 3 Wochen und 6 Tage;

1 Jahr und 1 Tag;

6 Jahre, 1 Monat weniger 171 Tage;

3 Jahre, 1 Monat und 1 Tag.

Wegen Brandſtiftung:

20 Jahre und 2 Tage;

15 Jahre und 2 Tage;

19 Jahre, 14 Tage weniger 3 Monate.

Zwei Schuhmachermeiſter wurden wegen Diebſtahl, Parthiererei und Widerſetzung verurtheilt, der eine zu 3 Jahre und 12 Tage, der andere zu 3 Jahre und 15 Tage. — Ein Tagelöhner verbüßte verſchiedene Kartoffel- und Strohdiebſtähle mit 21 Jahre und 6 Monate Zuchthaus-

ſtrafe. — Einſt wurden vom Kreisamte zu Meißen drei Männer wegen Jagdexceß und gefährlicher Diebſtähle in das Zuchthaus eingeliefert. Ihr Urtheil hatte gelautet: „Bis zur Unſchuldsausführung.“ In zweiter Inſtanz jedoch war dies Urtheil dahin gemildert worden, daß, im Falle ſie ihre Unſchuld *nicht* auszuführen vermögen, der eine nicht über 24 Jahre und 4 Monate, der zweite nicht über 20 Jahre und der dritte nicht über 15 Jahre detinirt werden ſollten.

Dieſe Verurtheilungen „bis zum Nachweis der Unſchuld“ hatten überhaupt über viele Verlegenheiten der Gerichte hinweghelfen müſſen, und ich habe mehrere Gefangene kennen gelernt, die infolge eines ſolchen Urtheils bereits 20 und 30 Jahre im Zuchthauſe verbracht hatten, wo ſelbſtverſtändlich auch dem Reinſten, ſofern ihm nicht thätige Freunde zur Seite ſtanden, jede Möglichkeit entzogen war, ſeine Unſchuld nachzuweiſen: denn Alles ſtand *gegen* ihn, ſämmtliche Behörden hatten das gleiche Intereſſe, einen ſolchen Beweis, der ſie ſelbſt bloßſtellen mußte, zu verhindern.

Nicht ſelten war es auch, daß die verſchiedenen Gerichte des Landes in ein und demſelben Falle ganz abweichend erkannt hatten. So kam es vor, daß Leute, die daſſelbe Verbrechen zu verſchiedenen Malen begangen hatten, in dem einen Kreis etwa mit 4 Jahre, in dem anderen mit 12 Jahre Zuchthaus bedacht wurden, je nachdem *dieſes* Appellationsgericht darin nur ein *fortgeſetztes* Verbrechen, *jenes* eine Reihe ſtets *erneuter* Verbrechen erblickt hatte.

Ja es kam vor, daß Leute, die nach einem älteren Geſetze wegen irgend eines Vergehens zu langwieriger Kerkerhaft verurtheilt waren, auch dann noch jene Strafe verbüßen mußten, nachdem das Geſetz bereits längſt einem weit milderen Platz gemacht hatte. So kannte ich z. B. einen Mann, der, vor acht oder zehn Jahren wegen eines Drohbriefes zu 12 Jahre Zuchthaus verurtheilt, immer noch da war, obwohl bereits ſeit einigen Jahren, infolge einer Abänderung des Geſetzes, jenes Vergehen mit höchſtens einem Jahr einfachen Gefängniſſes beſtraft wurde.

Dies nur einige wenige Beiſpiele Deſſen, was man in Sachſen „Gerechtigkeitspflege“ nannte. Es wird denſelben zu entnehmen ſein, welches Maß von innerer Empörung in jener Strafanſtalt durch Gewalt niederzuhalten und wie conſequent nur die Aufſtellung des Grundſatzes war, daß der Sträfling unter keinen Umſtänden Recht behalten dürfe.

Begreiflicherweiſe war mit dieſem Prinzip der Gefangene ganz der Willkühr eines jeden Beamten nicht nur, ſondern auch eines jeden Soldaten, der zufällig in ſeiner Nähe auf Poſten ſtand oder auch die Aufſicht führte, ſchutzlos preisgegeben. Die bloße Anzeige irgend einer Uebertretung genügte, um ſofort eine verhältnißmäßige Strafe zu erwirken; die kurze Unterſuchung, d. h. die Befragung des Sträflings und ſeiner etwaigen Zeugen ward nur der Form wegen angeſtellt, denn wie in den Südſtaaten Amerika's die Sklaven nicht gegen die Weißen zeugen können, ſo galt auch hier das Wort des Gefangenen nichts gegen das des Beamten oder Soldaten,

und mochten ihrer auch noch so Viele seiner Behauptung ihren Eid entgegenzustellen bereit sein. „Dem Sträfling darf nie geglaubt werden," galt als oberste Regel, und in ihr wie in der steten, wohlbegründeten Sorge, daß die sämmtlichen Insassen dieser Anstalt in einer geheimen Verschwörung gegen ihre Peiniger verbunden seien, sprach sich ganz unwillkürlich das Bewußtsein des fortgesetzten Frevels aus, der hier unter dem Namen der Gerechtigkeit an der Menschheit begangen wurde.

Welche Zustände unter solchen Verhältnissen in der Zucht- und Strafanstalt zu Waldheim geherrscht haben mögen, wird sich Jeder selbst ausmalen können, der einige Kenntniß des menschlichen Wesens besitzt und in sich selbst fühlt, bis wohin es auszuarten fähig ist, wenn es, ungehemmt durch Bildung oder Furcht, seinen Launen und Leidenschaften frei den Zügel schießen lassen kann. Statt vieler anderen Beispiele möge das folgende genügen. Ein Weber aus der Lausitz, Wende von Geburt, der mich seiner Intelligenz und Charakterstärke, sowie seines, trotz aller Verschlagenheit, doch weichen Herzens wegen interessirte, hatte eines Tages mit einem anderen Gefangenen unter Aufsicht eines Soldaten im Garten eine Arbeit zu verrichten. Der Soldat zeigte Beide an, sich heimlich etwas zugeflüstert zu haben; sie läugneten, allein obschon kein Zeuge für die Behauptung des Soldaten zugegen war, wurden sie dennoch Jeder zu vierzig Stockhieben verurtheilt. Aehnliches ereignete sich zahllose Male, und man kann sich vorstellen, welchen Gebrauch

die jungen, übermüthigen Soldaten von ihrer absoluten Gewalt über die Gefangenen machten. Ja die Soldaten, oft die rohesten, dummsten Bauerjungen, hatten sogar in gewisser Art den Vorrang über die Aufseher, trotzdem diese sämmtlich Unteroffiziere gewesen waren. Der Grund hierfür lag in dem allgemeinen Mißtrauen der Verwaltung, das sich keineswegs blos auf die Gefangenen beschränkte, sondern Alle verfolgte, welche mit ihnen in nähere Berührung kamen; ein Mißtrauen, welches sich mit dem Eintritt der politischen Gefangenen noch wesentlich verschärfte. Die Soldaten standen den Sträflingen ferner, und schienen deshalb zuverlässiger. Auch war es Politik, zwischen den verschiedenen Klassen von Wächtern eine Spaltung aufrecht zu erhalten; wie denn überhaupt beinahe sämmtliche Beamte in offener oder stiller Fehde mit einander lebten. Von der Stellung der Aufseher gegenüber den Soldaten möge folgendes Beispiel eine Vorstellung geben. Ein Gefangener der ersten Klasse, der sich noch nie einen Verweis zugezogen, sollte irgend etwas im Garten arbeiten, und sein Aufseher führte ihn dahin. Indem der Letztere das Pförtchen schloß, welches vom Hofe in den Garten führt, bemerkte er zu dem Gefangenen: „Da sieh mal, wie die Wachen die Thüre verschmiert haben," worauf dieser meinte: „Nu, sie haben ja sonst nichts zu thun." Diese Aeußerung hörte ein von ihnen unbemerkt gebliebener Soldat, und brachte sie zur Anzeige. Der Aufseher erhielt einen derben Verweis, der Gefangene bekam 20 Tage hartes Lager — ohne Bett auf den bloßen Dielen —, Kostentziehung, Lohn-

verminderung und wurde in die zweite Klasse versetzt, die ihn nach seiner Freilassung der polizeilichen Aufsicht unterwarf und sein weiteres Fortkommen unendlich erschweren, wenn nicht ganz und gar vereiteln mochte, wie dies in hundert und tausend Fällen geschah.

Wenn das Vorstehende schon einige Einblicke in die Behandlung der Gefangenen zu Waldheim gewährte, so gehört es doch hierher, die Anstalt etwas näher zu charakterisiren, in welcher die Verbrecher des Culturstaates Sachsen auf den Weg des Rechtes zurückgeführt werden sollten und die Vertheidiger der Reichsverfassung für ihren Frevel büßen mußten.

Im Eingang des Isolirgebäudes, dessen untere Zellen zur Verbüßung der Disciplinarstrafen dienten, hing längere Zeit eine große Tafel, auf welcher sämmtliche Strafen verzeichnet waren. Man hatte deren nicht weniger als dreizehn erfunden und in stetem Gebrauch. Die Liste begann mit der „Kostentziehung", und lautete dann weiter: einfacher Arrest, enger Arrest, Dunkel-Arrest, hartes Lager, Krankenkost dritter Klasse, Springer, Krummschließen, Klotztragen, Latten-Arrest, Ruthenstreiche, Steckhiebe, Kautschuhiebe. Dies Verzeichniß bedarf einer Erläuterung. Die Kostentziehung bestand einfach darin, daß der Bestrafte statt der warmen Speisen täglich ein Pfund Brod mit Wasser erhielt; diese leichteste Strafe war zugleich die stete Begleiterin aller anderen, mit Ausnahme nur der „Krankenkost dritter Klasse", unter welcher harmlosen Bezeichnung sechs Loth Semmel täglich in warmem Wasser, auf dem einige Fettaugen schwammen, verstanden

wurden. Diese sechs Loth Semmel bekam der Bestrafte in drei Abtheilungen, Morgens, Mittags und Abends, jedesmal zwei Loth. Die Wirkung einer vierwöchentlichen Kur dieser Art war im günstigsten Falle ein jahrelang währender Heißhunger, Vielen jedoch ward sie zur Todesstrafe. Einfacher Arrest — sehr selten — bestand nur in Isolirung nebst Kostentziehung. Bei dem engen Arrest wurde der Bestrafte außerdem noch in einen schmalen Käfig gesteckt, der ihm nur zu stehen erlaubte; und der Dunkel-Arrest fügte, wie sein Name schon besagt, zu dem engen Arrest auch noch die gänzliche Verfinsterung der Zelle. Zur Verbüßung des Latten-Arrestes hatte man eigene Zellen sehr kunstvoll hergerichtet. Sowohl der Boden, als die Wände derselben waren mit so ∧∧∧ geformten Latten aus hartem Holze bedeckt. Der zu dieser Strafe Verurtheilte mußte auch noch ein eigenes dünnes Gewand ohne Lederfohlen anziehen, damit, wo immer er stehen oder sich anlehnen wollte, die scharfen Kanten leichter einschneiden konnten. Ich persönlich habe diese Strafe nicht kennen gelernt; ein junger, vom besten Willen beseelter Geistlicher jedoch hatte gleich nach seinem Amtsantritt in seiner gewöhnlichen Kleidung einen kurzen Versuch gemacht, und versicherte mich dann, daß er es nicht eine Viertelstunde ausgehalten haben würde. Es sind mir zehntägige Verurtheilungen zu dieser Strafe bekannt, die übrigens auch gegen weibliche Gefangene verhängt wurde. Noch erinnere ich mich lebhaft, wie eine solcher Art Bestrafte wieder in die Frauenabtheilung zurückgebracht wurde. Sie vermochte kaum zu

gehen und der furchtbare Schmerz machte sie auf dem ganzen Weg über den Hof laut weinen. Zum Krummschließen diente, im Gegensatz zum engen Arrest, ein niederer Käfig. Der Mann wurde zuerst derart gefesselt, daß seine rechte Hand an seinem linken Fuße lag, und dann, um jede Bewegung zu verhindern, in den niedern Käfig gesperrt. Mehrere dieser Strafen, wie enger Arrest, Dunkel-Arrest, Latten-Arrest und Krummschließen, wurden jedoch nur zehn Stunden des Tages fortgeführt und nach jedesmal zwei Tagen auf vierundzwanzig Stunden unterbrochen. Das „Klotztragen" bestand darin, daß der Bestrafte mittelst einer längeren Kette einen Holzklotz von verschiedener Schwere an den Fuß befestigt erhielt, den er, sobald er gehen wollte, im Arme tragen mußte. Diese Strafe ward, namentlich unter dem späteren Director Heink, sehr häufig über die weiblichen Gefangenen verhängt. Der „Springer" endlich war eine Kette, die beide Füße verband und Dem, der sie tragen mußte, nur kurze Schritte zu machen erlaubte. Einer meiner Freunde sollte die nähere Bekanntschaft dieses „Springers" in einer Weise machen, daß er noch heute die Spuren davon trägt. Ruthen-, Stock- und Kantschuhiebe erklären sich selbst. Die ersteren wurden namentlich häufig den Frauen zugesprochen; da jedoch stets ein Aufseher die Execution vollstreckte, so war verordnet, daß die zu Bestrafende stets leichte Beinkleider dabei tragen solle, was jedoch, wie mir ein solcher Aufseher selbst sagte, keineswegs oft beobachtet wurde, denn „was sollen Ruthenhiebe durch eine Hose ausrichten?"

Welchen maßlosen Gebrauch man von den körperlichen Züchtigungen machte, möge daraus entnommen werden, daß — während z. B. im Jahre 1857 in sämmtlichen englischen Strafanstalten bei einem Bestand von 19,100 Gefangenen nur 237 Männer mit Hieben bestraft wurden, es aber seit Menschengedenken Niemand beigekommen war, ein Weib schlagen zu lassen — in dieser einen Strafanstalt Sachsen's, bei einem durchschnittlichen Bestand von 800 bis 1000 Gefangenen, die Zahl der jährlich ausgetheilten Ruthen- und Stockhiebe zwischen 20,000 und 25,000 zu betragen pflegte, und von 100 bis 150 Frauen in der Regel 60 bis 70 diese Strafart theilten. Es gab Zeiten während meines Dortseins, wo der sog. Schimmel, auf dem die zu Hieben Verurtheilten geschnallt wurden, den ganzen Tag über nicht leer stand und die mit den Exekutionen beauftragten Aufseher, wozu man stets die kräftigsten nahm, des Abends klagten, daß sie sich wie gerädert fühlten.

Ein guter Theil dieser Brutalität kam indessen auf Rechnung des, unter König Johann noch verschärften Strafgesetzes, nach welchem jeder Rückfällige bei seiner Einlieferung zum „Willkomm" 60 Stock- oder, — wenn es ein Weib war — Ruthenhiebe erhielt. Ja es kam vor, daß ein Mann, der bereits nach seiner Ankunft mit diesen 60 Hieben bewillkommnet worden war, einige Zeit später, als eine weitere über ihn noch schwebende Untersuchung entschieden wurde, auch für diese zweite Verurtheilung weitere 60 Hiebe zu erdulden hatte.

Zu ſo ſchweren Executionen wurden in der Regel drei der ſtärkſten Aufſeher beordert, und ſo erſchöpften denn der Reihe jedesmal nach drei Männer ihre Kraft in der Peinigung eines Einzelnen. Auf die Schwere der Hiebe hatte ſehr oft die perſönliche Anſicht der betreffenden Aufſeher über die Schuld des Beſtraften weſentlichen Einfluß. So erinnere ich mich des Falles eines ausgezeichneten Kalligraphen, der nach Verbüßung ſeiner erſten Zuchthausſtrafe wegen Banknotenfälſchung, eine recht gute Stelle erhalten, in dieſer aber verſchiedene Betrügereien verübt hatte, die ihn zum zweiten Male in dieſe Anſtalt brachten. Als Rückfälligen erwarteten ihn 60 Stockhiebe, welchen jedoch die Empörung der Aufſeher über ſeinen grenzenloſen Leichtſinn das Gewicht von mehreren Hunderten zu geben verſtand. Sie zerſchlugen ihn mit ſolcher Wuth, daß er mit völlig ſchwarz unterlaufenem Körper lange Zeit hindurch in der Krankenſtube liegen mußte.

Der Direktor war alleiniger Richter, und völlig unbeſchränkt in der Strafzumeſſung. Er konnte auf die unbedeutendſte Beſchuldigung hin beliebig die ſchwerſte Strafe verhängen. Eine Berufung gab es nicht. Erſt ſpäter, als Direktor Heink dieſe Befugniß gar zu ſehr mißbrauchte, ſoll beſtimmt worden ſein, daß er, ohne weiter anzufragen, ſechzig Stockhiebe auf Einmal nicht überſteigen dürfe. Eine ſolche Beſtimmung wurde jedoch leicht illuſoriſch gemacht dadurch, daß man denſelben Mann deſto öfter prügeln ließ. Das früher den Aufſehern zugeſtandene Recht, nach eigenem Ermeſſen drei

Hiebe auszutheilen, war ihnen von 1848 an eine zeitlang entzogen worden; später jedoch erschien der Kantschu wieder und ich selbst hörte manchmal seine dumpfen, schweren Schläge in Nachbarzellen erschallen. In den letzten Jahren meines Aufenthaltes dort ruhte er jedoch, ob infolge eines Befehls, oder der höheren Bildung und Humanität unseres Visitationsaufsehers, ist mir unbekannt.

Auf die allgemeine Behandlung der Gefangenen noch des Weiteren einzugehen, dürfte nach dem Gesagten wohl überflüssig erscheinen: sie mußte der völligen Rechtlosigkeit, mit welcher diese Menschen der Willkühr preisgegeben waren, entsprechen, ja sollte ihnen diese Rechtlosigkeit stets noch recht lebendig vor Augen halten. Da nun die gewöhnlichen Sträflinge selbst mit wenigen Ausnahmen den untersten Volksschichten angehörten und auch die Aufseher sich in der Regel keiner besonderen Bildung rühmen konnten, so herrschte in dieser Anstalt ein Ton, von dem man sich ohne persönliche Erfahrung wohl nicht leicht eine Vorstellung machen kann. Die überhaupt fast unlösbare Schwierigkeit des Verhältnisses zwischen Bestraften und Unbestraften, welche Letztere die Ersteren — meist um Nichts Schlechteren — beaufsichtigen und auf den Weg Rechtens zurückführen sollten, löste man einfach dadurch, daß man den „Verbrechern" die bodenlose Kluft zwischen ihnen und den „Unbescholtenen" durch eine möglichst rohe und verachtungsvolle Begegnung fühlbar zu machen suchte. Alle Anordnungen zielten dahin,

und die barbarische Härte der oft mit empörender Leichtfertigkeit verhängten Strafen konnte ebenfalls nur dazu dienen, in den wenig erleuchteten Köpfen der Unterbeamten die Ueberzeugung noch mehr zu befestigen, daß der Sträfling seines ganzen Menschenthums verlustig sei, in Wahrheit noch unter dem, wenigstens durch Polizeigesetze noch in Etwas geschützten Thiere stehe, und somit zum Spielball jeder Laune dienen mußte. Daß bei solcher Begünstigung aller Bosheit und Grausamkeit der Beamten, nicht ungleich mehr Abscheulichkeiten noch vorkamen, als wirklich der Fall war, dient zum leuchtenden Zeugniß für den unvertilgbar guten Kern in des Menschen Brust, dessen vollständigere Unterdrückung gerade den höher gebildeten Beamten, aus dem bereits angegebenen Grunde, noch am leichtesten gelang. Die Aufseher waren meist roh und hart, noch mehr so durch die schwere Verantwortlichkeit, die auf ihnen lastete und die oftmaligen Reizungen, denen sie von Seiten böswilliger Gefangener ausgesetzt waren; dennoch verläugneten sie die Menschlichkeit nie in dem Grade und mit so empörender Kälte, wie manche ihrer Vorgesetzten, während zugleich bei ihnen noch am meisten Theilnahme, Schonung und natürliches Rechtsgefühl zu finden war. Wenn bei alledem sie durch ihre steten Anzeigen von wirklichen oder vermutheten Uebertretungen doch immer die eigentlichen Gelegenheitsmacher der meisten Scheußlichkeiten waren, die vorkamen, so ist dies — abgesehen von der wirklichen Rohheit und Verbitterung sehr Vieler von ihnen — doch zumeist den Gefahren und Schwierigkeiten ihrer

Lage zuzuschreiben. In ihrer Hand lag die ganze Sicherheit der Anstalt; die Nachsicht, welche sie dem Einen angedeihen ließen, mochte der Zweite schon als ein Recht beanspruchen, während die Unterlassung einer Anzeige, wenn dieselbe dann von anderer Seite geschah, sie eines Einverständnisses mit den Gefangenen verdächtig machte und empfindlicher Strafe, vielleicht der Dienstentlassung aussetzte. Zu alledem gesellte sich noch das stete Mißtrauen, welches sämmtliche Beamte gegen die Gefangenen ohne Unterschied erfüllte. Nie konnten sie des Gefühles sich entledigen, daß sie von lauter Feinden umringt seien, die aus jeder Schwäche den möglichsten Gewinn zu ziehen suchten. Und gerade in dieser nie ruhenden Sorge offenbarte sich ihr tief innerstes Bewußtsein von der Verwerflichkeit der ganzen Institution, welcher sie dienten. Wenn auch unverstanden, mahnte doch ihr Gewissen, daß sie sündigten, indem sie ihre Kräfte der Menschenpeinigung liehen, und vergebens suchten sie diese Stimme durch den Vorhalt der „Dienstpflicht" und verdoppelten Eifer in Erfüllung derselben zu betäuben: frühzeitig aufreibende Angst und Sorge, steter Mißmuth und wachsender Ueberdruß ihres Amtes, in Wahrheit aber Unzufriedenheit mit sich selbst, daß sie sich dazu hergaben, verbitterten als Strafe ihre Tage. Gewiß: kein Gefangener ersehnte brünstiger die Stunde seiner Erlösung, als der Aufseher selbst, der mit dazu beitrug, Jenem diesen Aufenthalt zur Hölle zu machen.

Unvergleichlich schwerer als auf den armen Aufsehern, lastete jedoch die moralische Verantwortlichkeit

für das Ganze auf den höheren Beamten, zumal auf dem obersten Leiter, und es wäre geradezu unbegreiflich, wie heutzutage noch Menschen, die auf Bildung Anspruch machen, sich der Aufrechthaltung ebenso brutaler als frevelhafter Verhältnisse widmen können, wenn nicht jeder Tag neue Beispiele dafür lieferte, mit welchem Erfolg unser heutiges Staatswesen auf die sittliche Entmannung hinwirkt. Nicht Einmal, wohl Hundertmal und öfter entrang ich verschiedenen Oberbeamten, ja dem Direktor Heink selbst, das Bekenntniß der unbedingten Verwerflichkeit und Zweckwidrigkeit der ganzen Zustände dieser Anstalt. Wenn jene Männer nun aber trotzdem nur ein bedauerndes Achselzucken dafür hatten, nicht aber die Kraft in sich fanden hinzutreten und mit der öffentlichen Bloßlegung all' der Scheußlichkeiten, deren Zeugen und Vollbringer sie sein mußten, zugleich ihr Amt niederzulegen, so möge doch Keiner deshalb geringer von ihnen denken. Unsere socialen und politischen Verhältnisse haben den Deutschen so sehr der freien Selbstbestimmung und, namentlich den Beamten, alles Vertrauens in die eigene Kraft beraubt, daß die ungeheure Mehrzahl der Letzteren nichts Verzweifelteres zu denken vermag, als die Vorstellung, außerhalb der Staatsversorgung und nur auf sich selbst beschränkt, den Kampf um die Existenz zu bestehen. Das „Amt und Brot" zähmt auch gar stolze Geister, und wie Viele spannt nicht schon ein Bändchen oder ein Kreuzlein in's Joch! Nicht jene Persönlichkeiten sollen diese Blätter an den Pranger stellen — sie waren wohl ebenso gut als irgend Andere, und wenn

nicht, ſo lohnte es ſchwerlich der Mühe, ſie an's Licht zu ziehen — nein: die ſchwere Schuld des Staates und ſeiner Lenker, die Schuld der ganzen Geſellſchaft, die ſolches in ihrem Namen geſchehen läßt, ſoll dieſe Schilderung darlegen. Wir Alle tragen die Verantwortung für die Frevel, welche in unſeren Strafgefängniſſen wider die Menſchheit verübt werden; wir Alle ſind Mitſchuldige durch unſere ſtumpfe Gleichgültigkeit gegen Das, was neben uns und von uns unterſtützt vorgeht, und wir Alle büßen dafür durch die allgemeine Unſicherheit, wie durch die enormen materiellen Opfer, welche wir noch der Forterhaltung ſolcher Abſcheulichkeiten bringen müſſen.

Aus ſich ſelbſt werden dieſe Anſtalten ſich nie reformiren, ebenſo wenig von Oben herab zum Beſſeren geführt werden, ſo lange unſere ſtaatlichen Zuſtände dieſelben bleiben; nur der Aufſchrei und die nachhaltige Forderung der öffentlichen Stimme kann eine durchgreifende Umgeſtaltung derſelben erzwingen. Die öffentliche Stimme aber, das iſt die Stimme eines Jeden, unſer Aller, und Alle wie Jeder haben wir die Pflicht, ſie zu erheben.

Die Wirkung der in Kürze geſchilderten Zuſtände auf die Sträflinge war eine ihrem Werthe durchaus entſprechende. Von ſeltenem Glück konnte Der ſagen, der nicht weit ſchlechter die Anſtalt verließ, als er ſie betreten hatte. Durch ſie gebeſſert, wurde ſicher Keiner.

„Das ist auch gar nicht die Absicht", versicherte mich eines Tages Direktor Heink: „die Besserung ist Aufgabe der Correctionsanstalt: das Zuchthaus bezweckt nur die Zucht". Was er sich hierbei gedacht haben mag, blieb mir ein Räthsel: immerhin aber hatte ich wenigstens die Beruhigung, daß man sich nicht mit eiteln Erwartungen trug. Ganz abgesehen von dem Widersinn unseres Strafgesetzes, welches den Menschen 10, 20, ja 30 Jahre der Gesellschaft vollständig entzieht, dennoch aber von ihm verlangt, daß er sich nach seiner Rückkehr in dieselbe ihr als ein nützliches Glied einfüge, schien die Strafanstalt Waldheim, wie so viele andere, eigens darauf angelegt, aus Menschen Teufel oder Blödsinnige zu machen. Alle bösen Leidenschaften wurden nach Möglichkeit aufgestachelt, keine gute konnte sich entfalten und kräftigen. Das Herz, der Charakter bedarf ebenso der Uebung, wie der Kopf oder die Hand; in Ermangelung derselben schwindet die Kraft und Fähigkeit, dort wie hier. In unsern Strafanstalten ist nun aber das ganze Gemüthsleben völlig brach gelegt und die Existenz noch am erträglichsten, wenn es gelingt, gar Nichts mehr zu fühlen — bleibt man in solchen Fällen doch wenigstens verschont von der Qual einer ohnmächtigen Empörung über die Vorgänge rings umher! Auf diese totale Abstumpfung zielte denn auch die ganze Behandlung der Gefangenen in Waldheim ab. So bemerkte mir einst ein Mitgefangener, der in einem der großen Arbeitssäle lebte: „Sie sollten nur einige Tage in so einer Faktur zubringen,

denn ohne es selbst gesehen zu haben, hält man es für unmöglich, daß es so weit mit dem Menschen kommen könne.“ Ich meinte, die beständige Peinigung und Härte möge wohl viel Grimm und Rachsucht erzeugt haben, doch er entgegnete: „O nein, dergleichen kommt nur ausnahmsweise vor und überrascht dann sogar, weil es so selten ist. Im Allgemeinen sind sie zu gar nichts mehr fähig, weder zur Bosheit noch zum Zorne, weder zum Haß noch zur Freundschaft. Sie sind völlig kindisch, an Leib und Seele zu nichte gemacht.“ Wie kann es auch anders sein, wenn dem Menschen durch Jahre hindurch das Wollen schlechthin verwehrt, geradezu unmöglich gemacht ist; wenn er steter Zeuge oder selbst das Opfer der empörendsten Grausamkeit und Ungerechtigkeit sein muß, ohne auch nur eine Miene verziehen zu dürfen; wenn er ganz und gar zu einem Mechanismus ohne eigene Triebkraft und Selbstbestimmung gemacht wird; wenn Geist und Herz gleichmäßig ohne Anregung bleiben, völlig zu Tode gehungert werden? Der höchste Grad dieser systematischen Entmenschung ist denn auch mit einem dem Zuchthause ausschließlich angehörigen Kunstausdruck beehrt, und „niedergeführt“ heißt Derjenige, in dem sich endlich nichts Menschliches mehr regt, der nur noch ein, dem unmittelbaren Anstoß gehorchendes Gliederwerk von Knochen und Muskeln ist — der höchste Triumph der „Zucht“ des Direktor Heink. So traf ich z. B. einen jungen Soldaten in Waldheim, der während der Maitage auf die Seite des Volkes übergetreten war. Heiter, gutmüthig und unbe-

dacht, von wenig Geisteskraft, noch Bildung, doch ohne eine Spur von Falsch, mochte er oftmals wohl Gelegenheit zu Anzeigen wegen kleiner Uebertretungen gegeben haben, und wurde durch fortgesetzte barbarische Mißhandlungen beinahe völlig stumpfsinnig gemacht. „Ich kann's gar nicht mehr glauben," klagte er eines Tages in seiner Verzweiflung dem katholischen Geistlichen, „daß ein Gott lebt, daß ich ein Mensch und das Kind von einem Vater und einer Mutter bin!" Acht Jahre hatten den blühenden Zwanziger zum Greis umgewandelt. Eines Tages, beim Spazierengehen auf dem Hofe, wankte ein aus den unteren Zellen kommender junger Mensch vor mir her. Halb einem Irren, halb einem Trunkenen gleich, blickte er ängstlich um sich, zitternd bald nach rechts, bald nach links zurückschreckend, zuweilen auch, wenn ein lautes Wort erscholl, mit einem halb unterdrückten Schrei einige Schritte fliehend. Erstaunt und empört über diesen Anblick, frug ich den Aufseher, was dieser Geisteskranke hier solle? „O der ist nicht verrückt", lautete die Antwort, „er ist nur niedergeführt durch die vielen Prügel, denn er kann das Mausen nicht lassen." Der Unglückliche litt an der „Klephtomanie", wie man in England die gar nicht so seltene Leidenschaft des Stehlens um des bloßen Stehlens willen nennt, — vielleicht die unüberwindlichste aller angeborenen Abirrungen, ein partieller Wahnsinn. Und durch Hiebe und sonstige Martern sollte der Arme von seiner Krankheit geheilt werden! Ist es schon traurig genug, daß unsere Gerichte zwischen dem wirklichen, bewußten und absicht-

lichen Diebſtahl aus freiem Entſchluß, und dieſer Name, deren willenloſer Knecht der Menſch iſt, nicht zu unterſcheiden wiſſen, ſo bietet ſich doch in der Strafanſtalt ſelbſt die beſte Gelegenheit, über einen ſolchen Fall ſchnell in's Klare zu kommen, — denn der Dieb aus Leidenſchaft ſtiehlt meiſt Alles und Jedes, ohne Hinblick auf einen daraus zu ziehenden Nutzen — und nur die ſträflichſte Gleichgültigkeit oder eben ſo ſtreng zu beurtheilende Unwiſſenheit, kann eine ſolche Erſcheinung mit gewöhnlicher Dieberei verwechſeln. Schon die Erfolgloſigkeit der Strafen in einer ſolchen Anſtalt, wo doch wahrlich die Verſuchung ſo ſchwach, als die Gelegenheit ſelten iſt, müßte jeden nur halbweg Denkenden zu der Einſicht führen, daß er ſich hier einem Ausnahmsfall gegenüber befindet, der anders beurtheilt ſein will. Allein Wem käme es wohl bei, ſich wegen eines Sträflings der Mühe des Denkens zu unterziehen? Weit kürzer ja, man diktirt ihm für jede Uebertretung ſo und ſo viel Hiebe — geht er drauf, was liegt daran? Das war der ganz und gäbe Grundſatz, allerdings wohl geeignet, das Verfahren ſehr zu vereinfachen.

Dieſes „Niederführen" war die eine und allgemeinere Wirkung der im Zuchthauſe zu Waldheim befolgten Methode, die andere, ſeltene war: eine gränzenloſe Verbitterung, ein Haß gegen die Geſellſchaft, gegen die Menſchheit, dem nur, gleich Nero, die Macht fehlte, um das ganze Geſchlecht auszurotten. Zwei Formen nahm dieſe Richtung an: bei den kräftigeren und edleren Charakteren den frechſten Trotz, bei den feige-

reu und boshafteren, die Heuchelei. Zur letzteren griffen durchweg die professionellen Spitzbuben. Diese waren überhaupt die musterhaftesten Züchtlinge und wurden stets mit den besten Zeugnissen entlassen, um binnen nicht langer Frist wiederzukehren und sich abermals ein Vertrauenszeugniß zu erwirken, welches ihnen draußen freie Bewegung sicherte. So sagte mir einst ein alter Aufseher, auf eine ausgeprägte Schelmenphysiognomie zeigend: „Ich weiß, daß der Kerl ein Schurke ist vom Scheitel bis zur Zehe, allein wie scharf ich ihm auch aufpasse, ich kann ihn dennoch nicht erwischen, die Canaille ist zu schlau und wartet, bis sie wieder draußen ist."

Auf's Tiefste ergreifend waren solche Vorkommnisse, wo ein tüchtig angelegter Charakter, den irgend ein, in seinen ersten Motiven vielleicht sogar edler Fehltritt hierher geführt, sich allmählich sinken fühlte und nun mit wahrer Verzweiflung nach Rettung aus dem moralischen Abgrund rief, der ihn zu verschlingen drohte. Nicht allzu selten waren solche Fälle, und aus diesen Männern wurden denn auch in der Regel Selbstmörder oder Carl Moor's — freilich nur nach der Statur unserer Zeit. So lernte ich einen Züchtling kennen, der bereits zum vierten Male diese Anstalt betreten hatte und trotzdem eines seltenen Vertrauens sich erfreute. Kurz vorher hatte er bei einem Feuer im Städtchen, wobei die Spritzen der Anstalt, von Gefangenen bedient, verwendet worden waren, den kühnsten Muth in der Rettung von Menschen und Eigenthum bewährt, und eine schwere Verletzung davongetragen. Ich hatte schon früher

durch die Aufseher sein Lob vernommen, und traf ihn eines Tages im Bade. Meine freundliche Annäherung rührte ihn und auf meine Frage, wie er, ein so tüchtiger und zu Gutem bestimmter Mann, bereits zum vierten Male diese Kleidung tragen könne, erwiderte er, zähneknirschend und zugleich mühsam die Thränen zurückhaltend: „Hier kann man ja nicht besser werden! Zuerst behandeln sie einen wie ein wildes Thier; dann fürchten sie sich vor einem wie vor einem wilden Thiere, und zuletzt wird man zum wilden Thier und zerreißt, was man kann!“

Viele Hunderte, wahrlich um Nichts schlechter als die meisten von Denen, die im Bewußtsein ihrer gesetzlichen Unbescholtenheit mit Verachtung auf den „Verbrecher“ herabsehen, hat diese eine Strafanstalt in dieser oder jener Weise „niedergeführt“. Einen allgemeinen Ueberblick über die Resultate derselben mögen folgende authentische Zahlen liefern. In dem Jahrzehnt von 1851 bis 1861 wurden — ohne die politischen Gefangenen — 2066 Männer in das Zuchthaus zu Waldheim eingeliefert. Davon waren früher schon in irgend einer Weise bestraft gewesen 1436, also ungefähr 70 Procent. Unter jenen 2066 hatten sich 1808 oder 87 Procent gegen das Eigenthum vergangen, von diesen waren bereits bestraft 1337, d. i. 74 Procent; unter diesen Eigenthumsverbrechern befanden sich 1381 Diebe, von denen nur 255 bis dahin unbestraft geblieben waren, also 1126 oder 81 Procent als Rückfällige betrachtet werden konnten. Noch schlimmer gestaltet sich das Ver-

hältniß in Bezug auf Waldheim ſelbſt, wenn man das Jahr 1860, über welches mir allein genaue officielle Angaben vorliegen, als Maßſtab nehmen darf. Es wurden in dieſem Jahre aus dem Zuchthauſe entlaſſen: 220 Männer; frühere Züchtlinge aber wieder in verſchiedenen Strafanſtalten eingeliefert: 191, alſo nicht weniger als 87 Procent!

Keines weiteren Nachweiſes aber bedarf der Satz, daß die Rückfälligkeit ſtets im Verhältniß ſteht zu der Behandlung, welche den Sträflingen geworden, und daß jene den ſicherſten Maßſtab für den Werth dieſer bietet. Je humaner, gerechter und verſtändiger die Behandlung, um ſo größer die Ausſicht auf Beſſerung. In ſolcher Weiſe hat Capitän Creſton durch ſein in Irland eingeführtes mildes Syſtem die Zahl der Rückfälle auf 9 Procent vermindert, während Waldheim vielleicht von allen exiſtirenden Strafanſtalten das ſchlimmſte Verhältniß aufweiſt und die ſeiner Zucht Uebergebenen poſitiv verſchlechtert, wie aus obigen Zahlen hervorgeht: nur 70 Procent Derjenigen, die es von 1851 bis 1861 aufnahm, waren früher ſchon beſtraft geweſen, aber 87 Procent von Denen, die es entlaſſen, fanden wieder ihren Weg in irgend eine Strafanſtalt!

Nach ſolchen Ergebniſſen dürfte eine Verläumdung des dort in Anwendung gebrachten Verfahrens kaum mehr innerhalb der Möglichkeit liegen.

Man könnte aus dem Vorstehenden vielleicht schließen, daß es in Waldheim an jeder höheren Controle von Seiten der Regierung, sowie an jeder Repräsentirung des zur Milde und Menschlichkeit mahnenden Christenthums gefehlt haben müsse; das wäre indessen falsch: Beides war da, nur mußte es unter den obwaltenden Verhältnissen ohne jeden merklichen Einfluß bleiben.

In der Regel kam alle halbe Jahr ein Regierungscommissar — meist der mit dem Strafwesen betraute Geh. Regierungsrath v. Zahn — zur Inspection. Seine Besuche waren vorher bekannt und Alles wurde darauf eingerichtet, ihm die beste Vorstellung von dem Ganzen beizubringen. An der rein äußerlichen Ordnung fehlte es ohnedies nie und flüchtige Besucher mochten wohl stets mit dem Eindruck fortgehen, daß im Ganzen recht gut für die Sträflinge gesorgt und ihre Existenz keineswegs die schlechteste sei. Selbst wenn man ihnen die Reinigungszellen erschloß und sie die in den engen und niederen Käfigen, sowie die auf scharfkantigen Latten Büßenden sahen, starrten sie dieselben meist nur an, wie die wilden Thiere in einer Menagerie und setzten voraus, daß irgend ein haarsträubendes Verbrechen sie in diese Lage gebracht haben mußte. Ueberhaupt zieht der Begriff des bestraften Verbrechens eine so tiefe Scheidewand, daß die den Gerichten Verfallenen in der unklaren Vorstellung der Anderen mit dem Menschen eigentlich nur noch den Namen gemein haben und ihnen als eine ganz andere Gattung von Wesen erscheinen. Von diesem allgemeinen Stolz auf den glänzenden Lack-

firniß der Unbescholtenheit mochten wohl die höheren Regierungsbeamten umso weniger frei sein, als sie ja ganz besonders den Staat repräsentirten, der den Sträflingen den Stempel der Schmach aufdrückte, und jener Auffassung des Verhältnisses bedurften, um Das, was so oft schon seitens der Gerichte und nun vollends erst in den Strafanstalten gegen die Menschheit gefrevelt wurde, vor sich selbst zu rechtfertigen.

Wie weit der Regierungsrath von Zahn — der mir im Allgemeinen als eifrig, rechtsliebend und wohlwollend geschildert wurde — trotzdem auch diesem Verurtheil unterlag und so jedes Vertrauen der Sträflinge von vorn herein abschnitt, ist mir unbekannt, denn ich habe ihn nie gesprochen; aber auch im entgegengesetzten Falle wären alle seine Bemühungen, volle Klarheit über die Vorgänge in dieser Anstalt zu erlangen, vergeblich gewesen. Allerdings wurden jedesmal sämmtliche Gefangene, die dem Herrn Regierungsrath irgend etwas vorzubringen hätten, aufgefordert, sich zu melden; an diese Aufforderung knüpfte sich aber auch stets zugleich die Warnung, denselben nicht mit Querelen oder Ungehörigkeiten zu belästigen, ansonst Strafe zu gewärtigen sei. Dieser Warnung bedurfte es jedoch bei den Erfahreneren gar nicht, um sie abzuhalten, eine Klage oder Beschwerde über ihnen widerfahrenes Unrecht auszusprechen; wußten sie doch, daß gerade, wenn es ihnen gelang, Gerechtigkeit zu erlangen, sie nur um so harter zu büßen haben würden. Es müßte eigens zugegangen sein, wenn ein solcher Unbedachter nicht wenigstens jede Woche irgend

einen, nach der Hausordnung ganz unanfechtbaren Verwand zur Bestrafung gebeten und binnen wenigen Monaten schon als ein solches Schicksal in den Büchern figurirt hätte, daß der Regierungscommissar bei seinem nächsten Besuche selbst beschämt gewesen wäre, derart von einem Gauner überlistet worden zu sein. Das wußten die Aelteren gar wohl, und sie warnten die Neulinge. In Folge dessen wurde denn auch der Regierungscommissar meist nur wegen solcher Dinge angegangen, welche der Director als über seiner Competenz liegend bezeichnet und in Betreff deren er selbst die Bittsteller an diese höhere Instanz verwiesen hatte. Durch die Sträflinge erlangte also der Commissar keinen näheren Einblick in die Verwaltung der Anstalt, auch dann nicht, wenn er selbst darnach forschte, denn die Angst vor den Folgen schloß Allen den Mund. Das Gleiche war der Fall bei den Unterbeamten, die sämmtlich von der Gunst ihrer Vorgesetzten abhingen und wohl wußten, daß, möge ihre etwaige Enthüllung auch noch so sehr im Interesse der Anstalt und des Staates befunden werden, schließlich dennoch sie die Opfer sein würden; denn der Bürcaukratismus ist unversöhnlich gegen jede Verletzung der hierarchischen Unterordnung und vergiebt nie das Auftreten eines niederen Beamten gegen einen höheren — und zwar einfach, weil die Richter selbst höhere Beamte sind. Die Aufseher waren denn auch überzeugt, daß selbst wenn in der angeregten Sache ihnen Recht werden sollte, sie dennoch fortan schwarz angeschrieben sein würden und auf keine Begünstigung ferner hoffen durf-

ten. Darum schwiegen sie — und thaten wenigstens Ihr Theil daran.

War solcher Art die Regierungscontrole eine rein illusorische, so stand es doch wo möglich noch schlimmer um den Einfluß des Christenthums vermittelst der Geistlichen.

Mit seltenen Ausnahmen ist den Geistlichen heutzutage ihr Amt nicht viel mehr als eine Versorgung, wie denn auch schon längst die Theologie zu den „Brodwissenschaften" zählt. Es mag vielleicht im Allgemeinen in dieser Beziehung zu keiner Zeit viel besser gewesen sein, allein der Glaubenseifrigkeit und dem unkirchlichen Sinn unserer Tage gegenüber erweist sich jene nicht wohl in Abrede zu stellende Thatsache doppelt nachtheilig; denn jedem Geistlichen, besonders aber dem orthodoxen, tritt von vornherein der Verdacht entgegen, daß er selbst in Wahrheit nicht glaube, was er bekennt. Dieser Mangel an Vertrauen lähmt die Wirksamkeit auch der wohlmeinendsten Seelsorger gerade da am meisten, wo sie noch am segensreichsten wirken könnten: in den Strafanstalten. Nichts fällt schwerer, als den Sträfling zu überreden, der Anstalts-Geistliche meine es ehrlich mit dem Evangelium, denn sofort entgegnet er: „Wie kann der Mann solchen Kalle noch hier bleiben?" Und hierauf läßt sich in der That selten eine befriedigende Antwort finden. Indem der Geistliche sich zum Beamten der Anstalt machen läßt, wird er nothwendig zum Diener und Verfechter des herrschenden Systems und übernimmt damit die moralische Verantwortlichkeit für

Alles, was unter seinen Augen geschieht. Selbst dem Rohesten und Verworfensten aber bleibt die Religion doch immerhin ein Inbegriff alles Guten, der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit, und ob er selbst auch nur selten sie befolge, fühlt er sich doch im Innersten empört, wenn die feile Heuchelei ihren Namen mißbraucht zum Deckmantel gerade des Entgegengesetzten. Keine schärfere und zugleich betrübendere Kritik der Geistlichkeit ist wohl zu ersinnen, als diese: daß selbst die schlechtesten, ehrlosesten Subjekte des Zuchthauses dem Geistlichen gegenüber noch ein gewisses Selbstgefühl der Rechtschaffenheit in sich hinein kennten und ihre tiefinnerste Verachtung für den ganzen Stand kaum da nicht verhehlten, wo es ihnen voraussichtlich schweren Nachtheil bringen mußte. So erinnere ich mich eines oftmals bestraften alten, fast blinden Professionsdiebes, der, einige Tage nach seiner Einlieferung befragt, ob er nicht einen der Geistlichen sprechen wolle, mit einer nicht wiederzugebenden Betonung und Geberde erwiderte: „Was, die Schwarzkittel? Sind meine Freunde nicht! Danke bestens!“ Welche Erfahrungen mochte dieser erfahrene Mann nicht schon an ihnen gemacht haben! — Es war nicht etwa ein Einzelner nur, es waren die sämmtlichen Stammgäste des Zuchthauses, die durch seinen Mund sprachen — und die Neulinge lernten denn auch bald sich zu gleicher Ansicht bekennen.

Das größte Hinderniß einer wohlthätigen Wirksamkeit der Geistlichen in solchen Anstalten liegt wohl darin, daß sie ganz und gar den übrigen Beamten ein-

gerecht und ebenſo abhängig von der Gunſt ihrer Vorgeſetzten ſind, wie dieſe. Was unſere Univerſitätstheologie — die ja bereits ſeit längerer Zeit nur eine formell orthodoxe iſt — noch an freiem Urtheil und warmem Gefühl in ihnen unverkümmert gelaſſen hatte, das lähmt in ſolcher Lage die Sorge um „Amt und Brod". Wie wohin aber dieſe leidige Sorge Männer zu bringen vermag, die ohne Liebe und Glauben einen Beruf ergreifen, den nur eine wahrhafte Begeiſterung nicht zur unwürdigſten Lüge werden läßt, das ward mir oft genug in geradezu empörender, zuweilen aber doch auch in überaus naiver Weiſe kund. Ein junger Hülfsgeiſtlicher, dem ich einmal vorhielt, was das Chriſtenthum, zumal unter den dortigen Verhältniſſen von Jedem erheiſche, der ſich einen Verkünder der ewigen Wahrheit zu nennen wagt, entgegnete mir ganz erſchrocken: „Aber, um des Himmels willen, wenn man ſo predigen wollte, käme man ja gleich um Amt und Brod! Und man hat doch auch Pflichten gegen Weib und Kind!" Mein ſichtliches Erſtaunen über dieſe Auslaſſung eines Dieners des Gekreuzigten mißdeutend, fügte er etwas verlegen hinzu: „Allerdings wohl habe ich zur Zeit noch weder Frau noch Kind, allein ich könnte ſie doch haben." Es wäre fürwahr ebenſo grauſam als vergeblich geweſen, dieſem fürſorglichen Haupte einer dereinſt möglichen Familie das Verſtändniß Deſſen eröffnen zu wollen, was er da verrathen hatte. Wie ſyſtematiſch übrigens dieſer Geiſt der niederſten Selbſtſucht den jungen Theologen eingeimpft wird, lernte ich in einem beſonderen Falle recht deutlich

erkennen. Eines Tages fand ich mich veranlaßt einen anderen Geistlichen, und zwar einen der Besseren noch, gesprächsweise an einen Vorfall zu erinnern, der sich vor längerer Zeit in Dresden zugetragen hatte. Als nämlich im Jahre 1813 nach der verlorenen Schlacht bei Lützen die Alliirten nach Schlesien retirirten, suchten sie, wenn auch nur für wenige Tage, ihre Niederlage zu verheimlichen, und es ward zu diesem Zweck die gesammte, katholische wie protestantische Geistlichkeit der Hauptstadt aufgefordert, in allen Kirchen ein großes Dankesfest für den glorreichen Sieg der Alliirten zu feiern. Obwohl nun der beschleunigte Rückzug durch die Straßen Dresden's selbst ging und jedes Kind den wahren Sachverhalt kannte, sträubte sich dennoch die Geistlichkeit nicht im geringsten gegen diese frevelhafte Lästerung und feierte mit aller Salbung das Fest der Lüge. Acht Tage später war Napoleon in Dresden und bestellte bei eben diesen Dienern des Herrn ein Tedeum für seinen Sieg bei Lützen, welches Geschäft denn abermals mit der gleichen Salbung vollbracht wurde. „Es ist leider wahr," bemerkte der Pastor, „und unser Professor der Kirchengeschichte erzählte uns gerade diesen Fall als ein Beispiel, wie sehr gefährlich es für die Geistlichkeit sei, sich irgendwie in Politik einzulassen, und wie sie grundsätzlich sich davon fernhalten müsse." So hatte denn weder Professor noch Schüler in dieser schmachvollen Thatsache etwas Anderes erblickt, als eine Fatalität, der man sich unter solchen Verhältnissen nun ein-

mal nicht wohl entziehen könne, weshalb man am besten thut, der Versuchung ganz aus dem Wege zu gehen!

Auch der roheste Verbrecher besitzt noch einen gar feinen Sinn für Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, und wohl Niemand fühlt sich tiefer empört über die im Gewande der Heiligkeit ihm nahende Lüge, als gerade er. Nicht überraschen darf es daher, wenn das, von der Sitte unserer Tage geforderte äußere Dekorum der Geistlichen ihm gar wenig imponirt und er sein Inneres eifersüchtig einer Berührung verschließt, die, wie tief er auch bereits gesunken sein mag, ihn doch nimmer erheben, sondern nur vollends demoralisiren könnte, indem sie ihn auch noch zum Heuchler macht. Man darf es getrost als eine ziemlich allgemein gültige Regel annehmen, daß die Lieblinge der Geistlichen in unseren Strafanstalten gerade die allerverworfensten Subjekte sind, in denen alles Andere, als der niederste, raffinirteste Egoismus, vollständig erstorben ist. Mit einer vollendeten Virtuosität verstehen diese Menschen ihrem Seelenhirten vorzuspiegeln, was er nur immer bei ihnen zu finden wünscht; und wenn sich mancher eitle Geistliche seines Scharfblicks und seiner Sicherheit rühmt, die Aufrichtigkeit von der Verstellung zu unterscheiden, so ist das eben nur wieder eine jener vielen schmeichelhaften Selbsttäuschungen, denen vor Allen dieser Stand zu unterliegen pflegt. Gerade ihnen gilt fast durchgängig der Arglose für schlecht, der listige Betrüger für gut. Der ärgste Spitzbube ist gar schlau und berechnend, der Pfarrer meist stolz auf das Gewicht seines Amtes, gar eingebildet auf seine

geistige Ueberlegenheit. Das Letztere nun hat für den Sträfling nur in sofern Bedeutung, als es dem Geistlichen die Macht gibt, ihm zu nützen oder zu schaden, und gerade dieser Umstand spornt ihn doppelt, all' seinen Witz anzustrengen, um Jenen zu überlisten. Das aber kann in solcher Lage Keinem schwer fallen, der sich nur herbeilassen mag, es zu wollen. Dank unseren Gefängnißsystemen, lebt der Sträfling ganz in sich abgeschlossen und hat volle Muße, die Rolle, welche er dem Pastor gegenüber spielen will, wohl zu überlegen und einzustudiren. Wesentlich erleichtert wird ihm seine Aufgabe durch das Vergnügen, welches die Geistlichen daran finden, sich selbst zu hören. Der kluge Spitzbube hat nun meist nichts Anderes zu thun, als mit sichtbarer Erbauung den frommen Herrn sprechen zu lassen und den Eindruck seines eigenen Verhaltens auf ihn zu beobachten. Das dem Anstaltsgeistlichen innewohnende Selbstgefühl einer doppelten Amtswürde macht ihn dem Sträfling gegenüber überaus empfindlich, und dieser merkt es daher auch leicht, wenn er nach irgend einer Seite hin angestoßen haben sollte. Die nur seltenen Besuche dieser Seelsorger — es befanden sich in Waldheim für durchschnittlich 1000 Gefangene nur zwei Geistliche, wonach sich bemessen läßt, wie viel Zeit jedem Einzelnen gewidmet werden konnte — lassen den Sträflingen volle Muße, sich darauf vorzubereiten, und selten nur wird es Einem, der darauf ausgeht, mißlingen, schon in der zweiten, höchstens dritten Unterredung den Pastor ganz für sich zu gewinnen.

Es ist meine feste, auf mehr denn elfjährige Beobachtung gegründete Ueberzeugung, daß die Gefängnißgeistlichen unter den dermaligen Verhältnissen weit mehr noch zur Verschlechterung, als zur Besserung der Sträflingen dienen, und daß diese ungleich mehr Aussicht auf Selbsterhebung haben würden, wenn sie der direkten wie indirekten Einwirkung Jener gänzlich entzogen wären. Sicher doch kann es nicht gleichgültig sein, ob der Gefangene, namentlich der ungebildete, den einzigen Mann, der als officieller und einziger Vertreter alles Guten und Erhabenen vor ihm steht, entweder seiner geistigen Beschränktheit wegen geringschätzen, oder seines Charakters wegen verachten und hassen lernt. Von dem Repräsentanten schließt er auf die Sache, deren Wert dieser führt, und hält sie demgemäß entweder für eine Albernheit, die nur Schwachköpfe befriedigen könne, oder aber für einen bequemen Deckmantel sittlicher Unlauterkeit. Er lernt die ihm bisher meist fremd gebliebene Religion fast nur als sinnleien, beliebig zu verwerthenden Formelkram kennen; da ihm aber auch das Moralgesetz ebenfalls nur als aus dieser sogenannten Religion hervorgehend, nur ihr seine Heiligung und Autorität entnehmend dargestellt wird, so faßt er schließlich Beide unter demselben Urtheil zusammen. Welchen Eindruck muß es wohl in unserer geistig emancipirten Zeit auf einen Menschen machen, wenn er aus demselben Munde, der ihn zur Tugend ermahnt, vernehmen muß — wie ihm dazu in Waldheim öfters Gelegenheit ward — daß, wer nicht an Teufel und Zauberei glauben wolle, ein

frevelhafter Gotteslängner und der ewigen Verdammniß theilhaftig sei? Selbst wenn er dem Glauben an eine jenseitige Vergeltung gewonnen wäre, müssen solche Aufstellungen den ganzen Einfluß desselben wieder aufheben, denn er sagt sich einfach: entweder ist diese ganze Religion mit ihrer himmlischen Gerechtigkeit und jenseitigen Vergeltung eine Fabel, oder aber es kommt für mich auf Eins heraus, was ich thue, da ich ohnedies schon wegen meines Unglaubens an Teufel und Zauberei verdammt sein soll. — Ueberzeugt sich nun ein derart Bekehrter vollends von dem herz- und glaubenslosen, rein handwerksmäßigen Treiben seines Seelenhirten, so muß ihn wohl der tiefste Ekel vor diesem ganzen heuchlerischen Unwesen überkommen, und mit einem gewissen stolzen und, einem solchen Diener des Herrn gegenüber fürwahr nicht ganz unberechtigten Selbstgefühl, beschließt er, doch lieber noch ein ehrlicher Spitzbube zu bleiben. Und fürwahr sicher — er hat das bessere Theil erwählt.

Wenn ich etwas länger bei diesem Gegenstande verweilte, so möge dies mit seiner Bedeutung für so viel Tausende und, durch diese wieder, für die ganze Gesellschaft erklärt werden. Die Frage, ob der sehr beträchtliche Theil der Bevölkerung, welcher sich in den Strafanstalten befindet, dieselben gebessert oder verschlechtert verläßt, ist ganz ebenso in volkswirthschaftlicher als in moralischer Beziehung einer der wichtigsten und drängendsten. Alljährlich entsenden unsere vielen Strafanstalten Tausende als erklärte Feinde der Gesellschaft hinaus in die Welt. Diese Ungebesserten vornehmlich

ſind es, welche die öffentliche Sicherheit gefährden und zum größten Theil all' die koſtſpieligen und dennoch vergeblichen ſtaatlichen Vertheidigungsmaßregeln, als Polizei, Gensdarmerie, Gerichte und Strafanſtalten nothwendig machen, ganz abgeſehen noch von der Gefährdung und den Verluſten der Einzelnen. Nur der rein materielle Gewinn einer beſſeren, auf wirkliche Erhebung abzielenden Einrichtung unſerer Strafanſtalten würde ſich nach Millionen bemeſſen. So lange aber die neuen Verhältniſſe, in welche der Sträfling gebracht wird, nicht der Art ſind, daß ſie ſelbſt ſchon, ohne alles Weitere, ihn auf die Bahn des Rechtes zurückführen können, bleibt die direkte Einwirkung durch Wort und Lehre von höchſter Wichtigkeit. Dieſer entſcheidende Theil der Aufgabe unſerer Strafanſtalten iſt nun den Geiſtlichen übertragen, jedoch leider in einer Weiſe, welche eine befriedigende Löſung derſelben beinahe zu einer moraliſchen Unmöglichkeit macht; denn ſowohl ihre theologiſche Erziehung, als auch ihre Anſtellung durch die Staatsbehörde, macht ſie zu Dienern gewiſſer politiſcher oder bureaukratiſcher Tendenzen, beraubt ſie nicht nur der Unabhängigkeit ſelbſt, ſondern auch noch des Glaubens an ihre Selbſtändigkeit und Uneigennützigkeit, ohne den ein ſegenvolles Wirken ihrerſeits ſchlechterdings unmöglich iſt.

Will man ſich nicht, wie bisher, an einer blos nominellen Vertretung der Religion und Sittlichkeit in den Strafanſtalten genügen laſſen, ſondern fordert man entſprechende Früchte, ſo iſt eine gründliche Umgeſtaltung der ganzen einſchlagenden Verhältniſſe unerläßlich.

Man beginne damit, die Geistlichen von der Liste der Angestellten zu streichen, und gebe die Seelsorge der Gefangenen, unter gewissen schützenden Bedingungen, allein ohne jede kirchliche und politische Censur, ganz frei. Die verschiedenen Glaubensgenossenschaften, ohne Unterschied, mögen ihre Missionäre hinsenden, und ebenso stehe es jedem Einzelnen, der sonst als achtbarer Mann bekannt ist, zu, die Gefangenen zu besuchen. Vergütung oder ein bestimmender Einfluß auf die Leitung der Anstalt und das Loos der Gefangenen werde schlechterdings nicht gewährt. Es ist von höchster Wichtigkeit für den Sträfling, zu wissen, daß er von dieser Seite, wenigstens direkt, weder eine Besserung, noch eine Verschlimmerung seiner Lage zu erwarten habe. Die einzige Vergünstigung bestehe darin, daß es den Aposteln der Nächstenliebe auf Verlangen gestattet sei, Wohnung und Kost der Sträflinge zu theilen. Finden sich Männer, die Solches über sich vermögen, und seien es auch ihres Glaubens die beschränktesten Fanatiker, so würde dennoch ihr Beispiel aufopfernder Selbstverläugnung unendlich segensreicher wirken, als all' das Predigen um „Amt und Brod". Nur unzweifelhafteste Aufrichtigkeit und reiner Eifer kann dem argwöhnischen Sträfling das Herz erschließen, und dem Manne, der freiwillig und aus reiner Liebe sein eignes trauriges Loos theilt, dem würde er sich hingeben mit einer Rückhaltslosigkeit und Verehrung, deren Möglichkeit man in diesen kalten, apathischen Naturen gar nicht ahnt. Sind ja die Bewohner unserer Strafanstalten ihrer großen Mehrzahl nach Unglückliche, denen von der Wiege

an nie wahre Liebe begegnet war! Und wer dieſe Armen kennen gelernt, der weiß auch, daß keine entſchiedenere Verurtheilung der Weiſe, wie jetzt in den Strafanſtalten das Evangelium der Liebe verkündet wird, denkbar iſt, als ſie in der einen Thatſache liegt, daß nicht gerade von dort aus die begeiſtertſten Nachfolger Jeſu hervorgehen. Gerade der mit ſich und der Menſchheit Zerfallene, der Ausgeſtoßene, Verworfene und Verachtete ſteht ja der reinſten Erhebung am nächſten, und ganz unten, in dem Auswurf der Geſellſchaft, fand jede neue, höhere Lehre ihre erſten Jünger. Es gibt ja keine einfachere pſychologiſche Wahrheit als dieſe, daß der Sünder am brünſtigſten nach Erlöſung ſeufzt!

Von wenig Erfahrung und Menſchenkenntniß aber würde es zeugen, wollte man zweifeln, daß ſich Freiwillige für dieſe opferſchwere, ſo wenig Lockendes bietende Aufgabe finden würden. Wie ſehr auch ſeit dem Walten der Reaktion vom Jahre 1849 an das Jagen nach materiellem Gewinn um ſich gefreſſen haben mag, dennoch hat es das Edlere in unſerem Volke noch nicht gänzlich zu ertödten vermocht, und es wird in ungeahnter Stärke hervorbrechen, ſobald ihm nur die Möglichkeit einer Bethätigung eröffnet iſt. Jener Freiherr von Seld, der im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts die preußiſche Richterlaufbahn verließ, weil er es für menſchenwürdiger hielt, zu beſſern, als zu verdammen, und ſich bis in ſein hohes Alter ganz nur die ſittliche Hebung der Sträflinge zur fernern Lebensaufgabe ſtellte, er auch iſt ein Deutſcher, und ſicher, man würde — ohne ge-

nöthigt zu ſein, beim „rauhen Haus“ anzuklopfen — edle und verſtändige Männer genug finden, die bereit wären, ſich mit freudiger Hingebung der Rettung der Verlornen zu widmen.

Allein, ſelbſt wenn dieſe Erwartung trüge, immer noch wäre es ungleich wünſchenswerther, gar keine Stellvertreter des Chriſtenthums in den Strafanſtalten zu ſehen, als nur ſolche, die lediglich des Amtes und Brodes willen ſich daſelbſt einfinden, ihren Aufenthalt dort nur als eine widerwärtige Zwiſchenſtation zu beſſerer Beſoldung und höherer Stellung betrachten und demgemäß nur darauf bedacht ſind, ſich, gleichviel in welcher Weiſe, die Gunſt ihrer Brodherren zu erſchleichen. Unendlich beſſer gar keine Geiſtliche, ſondern blos Aerzte und Lehrer, oder einfach nur Verwaltungs-Beamte und Unteroffiziere, als ſolche Prieſter der Heuchelei und des Mammons.

Ich werde übrigens Gelegenheit finden, das Gebahren der katholiſchen wie proteſtantiſchen Geiſtlichen in jener Strafanſtalt noch näher zu ſchildern, und kehre jetzt zurück zu meinen perſönlichen Erlebniſſen.

Wie bereits erwähnt, hatte mich Hauptmann Christ ausnahmsweise recht freundlich empfangen. Bei meiner Vorstellung in seinem kleinen Bureau war ein Offizier der Besatzung gegenwärtig, was ich damals für einen Zufall hielt oder mit einer leicht begreiflichen Neugier mir erklärte. Indessen erfuhr ich bald nachher, daß seine Anwesenheit einen ganz anderen Grund hatte und daß der Zuchthausdirektor selbst in dieser Weise beaufsichtigt wurde, indem sich bereits seit längerer Zeit Symptome von Geistesstörung bei ihm gezeigt hatten. Daß man ihm trotzdem die Leitung einer so wichtigen Anstalt überließ, kennzeichnet nur die ganzen sächsischen Zustände.

Hauptmann Christ war von jeher ein roher Soldat, ein Tyrann gewesen, der aber dennoch mancher versöhnlichen Eigenschaften nicht ermangelte. Unter anderen Beispielen seiner Brutalität erzählte mir ein Geistlicher selbst, daß er vor nicht langer Zeit einen Gefangenen eigenhändig an den Haaren die Treppe hinaufgeschleift habe. Wie Aufseher und Gefangene gleichmäßig bestätigten, ließ er oft ohne allen Grund auf's barbarischste prügeln und hielt die Rechtsvorschrift, den Angeklagten wenigstens zu hören, ehe er verurtheilt wird, für eine alberne Pedanterie. Trotzdem rühmten die Sträf-

linge ihm nach, daß er in ruhigen Momenten gerecht und menschenfreundlich sei. Bei der unbeschränkten Machtvollkommenheit, die dem Direktor zustand, und dem gänzlichen Mangel einer genaueren Controle, ist es schwer zu bestimmen, seit wie langer Zeit bereits seine Geistesstörung währte und die Verrücktheit diese Anstalt regierte. Wie gleichgültig die nur gegen die Sträflinge gerichteten Ausbrüche derselben dem Ministerium waren, ging zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß, während er schon unter Aufsicht stand und bis zum letzten Tag seiner Amtsführung, seine Strafurtheile, wie grausam und willkürlich sie auch oft waren, dennoch ohne Weiteres vollstreckt wurden. Zudessen überkamen, wie gesagt, den Hauptmann Christ nicht selten auch weiche Stimmungen, und in solchen hatte er zuweilen köstliche Einfälle. So nahm er z. B. nicht selten eintreffende Rückfällige überaus freundlich auf, „denn" sagte er geschmeichelt, „die Leute müssen sich bei mir doch wohl gefühlt haben, daß sie wiederkommen." Was unter einer späteren Direktion die Erinnerung an das Regiment dieses Geisteskranken verklärte, war der Umstand, daß er seine Grausamkeit wenigstens nicht in ein kaltblütiges System gebracht hatte, in seiner Narrheit glücklicherweise keine Methode war.

Bald nachdem ich meine Zelle bezogen, empfand ich lebhaft das Bedürfniß nach irgend einer Beschäftigung, die meine Gedanken irgend einer anderen Richtung zu-

führen konnte, als sie ihnen hier durch alles mich Umgebende aufgenöthigt wurde. Das Spinnrad in der Ecke, dessen Behandlung ich nicht einmal kannte, reizte mich wenig — später sollte ich mit demselben näher vertraut werden und es wirklich lieben lernen — und ich bat den Aufseher bei der nächsten Gelegenheit um eine Bibel, welches Buch ich in einer Strafzelle als selbstverständlich voraussetzte und in der meinen nur vergessen wähnte. Dies Begehren erweckte fast noch mehr sein Staunen, als der frühere Wunsch, dem Direktor zu schreiben. Es schien ihm noch gar nicht vorgekommen zu sein, daß Jemand nach diesem Buche Verlangen trug. Allerdings, meinte er, seien wohl einige Bibeln in der Anstalt vorhanden, aber wo, ließe sich im Augenblick nicht sagen. Am Besten würde ich thun, mich an den Herrn Pastor zu wenden, der verschiedene Bücher zur Unterhaltung und Belehrung für die Gefangenen in Verwahrung habe. Es reizte mich doppelt, kennen zu lernen, welche Art von Lektüre man den Sträflingen bestimmt habe, zumal ich in den verschiedenen Untersuchungsgefängnissen keine Erfahrungen darüber hatte sammeln können, da in keinem derselben für die oft genug jahrelang Detinirten irgend welche Fürsorge nach dieser Seite hin getroffen war.

Ich ließ mich bei dem Herrn Pastor melden und wurde auch bald zu ihm geführt, fand jedoch meine Neugierde getäuscht; denn trotz wiederholter Bitten weigerte er sich standhaft, mir eine dieser Schriften zu geben, die „gar zu erbärmlich" seien. Daß er, mit den geistigen Interessen der Sträflinge betraut, durch diese

Aeußerung sich selbst das Urtheil gesprochen, schien ihm ganz zu entgehen. Indessen erklärte er sich freundlich bereit, mich aus seiner eigenen Bibliothek mit Lektüre zu versehen und gab mir Bretschneider's „Religion der Gebildeten"; ein seichtes Machwerk des nüchternsten Rationalismus, so recht zum Evangelium eines wohllebigen Philisterthums geeignet, welches er mir ganz besonders anpries. Später lernte ich diesen Pastor, wie so manche andere noch, als einen jener Orthodoxen kennen, die vor dem Jahre 1848 landesüblich aufgeklärt, während der Bewegung christlich-demokratisch waren, nach dem Maikampfe aber einen plötzlichen Umschwung in sich verspürten und ihre früheren Irrthümer oder falsche Rechnung durch um so strengere Rechtgläubigkeit wieder sühnten. Gerade dieser gottselige Mann hatte, wie ich später erfuhr, gar Wunderbares an sich erlebt. An jenem Sonntag, während in Dresden der Kampf noch wüthete und das Land in größter Aufregung war, hatte ihm der Geist eingegeben, gegen die meineidigen Könige zu eifern, und acht Tage später, als der Sieg der Reaktion nicht mehr zweifelhaft war, fühlte er den Ruf von Oben, über die aufrührerischen Völker sein „Wehe!" zu rufen — ganz ähnlich wie seine Dresdener Collegen von 1813. Meine Vorstellung wegen des Mangels an Bibeln fand ein geneigtes Gehör. Dem Herrn Pastor war ganz entgangen, daß ja dies eigentlich zu seiner neuesten Rolle gehöre. Es wurde denn schnell eine Anzahl Exemplare herbeigeschafft; späterhin erinnerte sich auch die Bibelgesellschaft der Strafanstalten, und bald

war in Waldheim Ueberfluß an Bibeln und Evangelien, deren eigene Anschaffung von ihren Nothpfennigen den Gefangenen eifrigst empfohlen wurde.

Eine bezeichnende Thatsache möge bei dieser Gelegenheit noch erwähnt sein, und zwar die collegialische Cameraderie der protestantischen mit den katholischen Geistlichen in Waldheim. Zwar ist die Bevölkerung Sachsen's bis auf etwa 50,000 Seelen lutherisch und demgemäß zählte auch die Strafanstalt Waldheim nur etwa 30 bis 40 Katholiken; allein die regierende Familie ist, seit August der Starke sich durch seinen Rücktritt in die allein seligmachende Kirche den polnischen Königsthron erkaufte, streng katholisch, woraus sich eine besondere Rücksichtsnahme sämmtlicher Behörden auf den Katholicismus leicht erklärt. Indessen gingen die protestantischen Geistlichen zu Waldheim in dieser Art Loyalität denn doch über das erlaubte Maß etwas hinaus, wenn gerade sie, die unter den Gefangenen regelmäßige Sammlungen für Bibel- und Missionsgesellschaften veranstalteten, jeden Katholiken, der sie um eine Bibel ersuchte, kurzweg abwiesen, und zwar eingestandener Maßen nur, weil es der katholische Geistliche nicht gern sähe. Diese Regel wurde während meines ganzen Dortseins von allen Pastoren treulich beobachtet. Auf meine wiederholten Bemerkungen darüber erhielt ich stets die Belehrung, es möge Jeder bei der Religion verbleiben, in welcher er geboren wurde. Erwägt man nun, daß sich die Gefangenen solche Vorkommnisse mittheilen und daß auch die Protestanten oft genug von

der „alleinseligmachenden“ lutherischen Konfession zu hören bekamen, so läßt sich leicht ermessen, welcher Grad von Achtung für solche Seelsorger herrschen mochte. Nebenbei sei nur bemerkt, daß mir gegenüber, der ich auch als Katholik eingetragen war, diese Maßregel nie in Anwendung kam; es mochte dies in einer gewissen Scheu, sich gar zu sehr bloszustellen, seinen Grund gehabt haben. Nicht unerwähnt darf es jedoch bleiben, daß die katholischen Geistlichen in jener Anstalt sich nie zu einer so unwürdigen Verläugnung der Grundsätze ihrer Kirche herbeigelassen haben. Ohne der völlig unbegreiflichen Verordnung zu achten, welche dem Gefangenen den Uebertritt aus einer Confession in die andere geradezu verbot, nahmen sie jeden Protestanten, der sich in solcher Absicht bei ihnen meldete, ohne Furcht auf, und verstanden auch den Behörden gegenüber das unantastbarste Menschenrecht siegreich zu vertreten. Dem katholischen Priester war es überlassen, das Prinzip der Gewissensfreiheit zu verfechten!

---

Nachdem mir von Freunden in Dresden ein literarischer Auftrag geworden und auch meine vom Königstein nachgesandten Bücher und Effekten eingetroffen waren, konnte ich meine Zelle etwas wohnlicher einrichten. Die Bücher wurden ohne Weiteres zugelassen, meine Manuscripte jedoch waren nach Dresden gesandt worden, wo sie noch zur Stunde liegen mögen; es gelang mir nicht, sie ausgehändigt zu bekommen. Ich durfte mir ein

Bücherbrett machen lassen; der Schemel wich einem Holzstuhl, und auch ein größerer Tisch fand sich ein. Hauptmann Christ ging in seiner Freundlichkeit noch weiter und gestattete mir den Gebrauch einiger eigenen Wäsche, ja sogar seidener Taschentücher und meiner gar nicht ordonanzmäßigen Stiefel, welche unerhörte Vergünstigung unter den älteren Aufsehern bedenkliches Kopfschütteln erweckte. Auch eine Lampe konnte ich mir anschaffen; und zwei Instrumente, welche auf der Festung streng verpönt gewesen, Federmesser und Scheere, wurden mir aus der Kanzlei der Anstalt selbst geliefert. Oefters besuchte mich der „alte Christ", wie er vertraulich genannt wurde, war stets sehr freundlich, erkundigte sich nach etwaigen Wünschen und freute sich der Fortschritte meiner Arbeit. Mit den Aufsehern meiner Visitation stand ich nach wenigen Tagen schon auf recht vertraulichem Fuße, und an den Aufwärtern — leichteren Sträflingen — fand ich treu ergebene Seelen.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß gerade die gewöhnlichen Insassen dieser Anstalt, die sogenannten gemeinen Verbrecher, die lebhafteste Entrüstung darüber empfanden, daß man uns in ihre Gesellschaft gebracht hatte. Gebildete wie Ungebildete sprachen mir das offen aus, und namentlich von Seiten der Ersteren — meist wegen Unterschlagung, Wechselfälschung oder betrügerischem Bankerott verurtheilt — überraschte mich das besonders. Soweit es die Verhältnisse nur irgend zuließen, suchten sie mir gefällig zu sein, und einer unserer Wärter, ein Bergmann, stellte sich mir mit den

Worten zur Verfügung: „Ich thue Alles, was Sie nur verlangen, sollte es auch hundert Stockhiebe kosten. Aber wenn Sie mich davor bewahren können, so thun sie es, denn ich bin Familienvater.“ Mit nie ermüdendem Eifer erwies mir dieser Mann zahllose Gefälligkeiten und zuweilen auch sehr gefährliche Dienste. Er war auf Alles bedacht, und in der Voraussicht, daß es mir vielleicht erwünscht sein könnte, eine sichere Gelegenheit zu finden, Briefe heimlich hinauszufördern, gewann er das Dienstmädchen eines Beamten der Anstalt, die dann auch wiederholt solche Aufträge treu ausführte. So lange die schon erwähnte Ventilationsöffnung am Fuß der Thüre vorhanden war, kam oft ganz unversehens ein Apfel, eine Birne oder ein Rettig durch dieselbe hereingekollert, ohne daß ich die fürsorgliche Hand, die sie vermuthlich erst mit schwerer Gefahr aus dem Garten geraubt hatte, entdecken konnte. Wollte ich nicht zum Dank für die Opferwilligkeit eine Untersuchung veranlassen, so mußte ich diese Früchte verzehren, was zuweilen bei der Unschmackhaftigkeit der wohlgemeinten Gaben auch von meiner Seite ein Opfer war. Nicht minder theilnehmend erwiesen sich die meisten Soldaten. Wie schon bemerkt, stand auf dem Gang vor unseren Thüren Tag und Nacht eine Wache. Als ich bei meiner Einlieferung bemerkt hatte, daß in Waldheim Schützen lagen, welches Bataillon schon früher in Leipzig und während der Maitage in Dresden sich ein trauriges Andenken erworben, versah ich mich des Schlimmsten von ihrer Seite, ward aber auf's Angenehmste enttäuscht und erfuhr abermals,

welch' ein Unterschied infolge der gänzlichen Unselbständigkeit des Militärs, zwischen den Soldaten als Einzelnen und denselben Soldaten als Truppe waltet. Einen ziemlichen Theil des Tages verbrachte ich an dem Spürloch meiner Thür, denn jeder der sich ablösenden Soldaten wollte mich seiner Sympathie versichern, hatte mir eine Neuigkeit mitzutheilen, ein Zeitungsblatt zu bringen ꝛc. Auch sie erboten sich eifrigst zu Dienstleistungen, und obwohl ich ihnen zuweilen Dinge von Wichtigkeit anvertraute, ward ich doch nie durch sie verrathen.

Ueberhaupt wurde die große Masse des sächsischen Volkes erst nach dem Mißlingen der Bewegung so recht von ihrem Geiste durchdrungen, und die Opposition gegen die Regierung war nach dem Maikampf weit allgemeiner und intensiver, als vor und während demselben. Nie hatte ich vor den Maitagen so scharfe Urtheile über den König selbst und das Treiben der Minister gehört, als noch lange nachher aus dem Munde von Beamten sogar. Auch die Presse zeigte eine Kühnheit, wie sie mit dem Gefühl einer thatsächlichen Niederlage nicht wohl vereinbar schien, und es liegen mir sächsische Blätter aus den Jahren 1849, 1850 und 1851 vor, deren Haltung kaum im Jahre 1848 radikaler hätte sein können. Der Regierung war die öffentliche Stimmung nicht unbekannt und sie fand es daher auch für gerathen, mit ihren reaktionären Maßregeln nur ganz allmählig vorzugehen; denn der geringste günstige Umschwung der deutschen Zustände wäre das Signal zu einem neuen Aufflammen der allgemeinen Entrüstung in Sachsen ge-

worden, das diesmal sicher nicht so leicht zu löschen gewesen wäre. An sehr verständlichen Demonstrationen fehlte es nicht, und von einigen, die sich direkt auf uns bezogen, ward mir unmittelbar Kunde. Wenn die Regierung glaubte, sowohl uns selbst als den Maikampf in der öffentlichen Meinung dadurch herabzusetzen, daß sie uns in das Zuchthaus sperrte, hatte sie sich arg getäuscht: die Wirkung war eine gerade entgegengesetzte, denn das Zuchthaus verlor mit einem Male das Schimpfliche, welches demselben in der Vorstellung des Volkes bis dahin anklebte. So erzählte mir eines Tages ein nicht politischer Sträfling gebildeten Standes, daß ihn kürzlich seine Frau besucht und auf seine erstaunte Frage, wie sie den Muth gefunden, dieſen Ort zu betreten, ganz heiter geantwortet habe: „O jetzt! Jetzt iſt's ja nicht mehr das Zuchthaus!" Ja, Waldheim konnte sich sogar rühmen, eine neue Mode aufgebracht zu haben, denn einige Zeit nach unserer Einlieferung waren blau und schwarz gestreifte Stoffe (die Farben der Züchtlingskleidung) das Modernste und Gesuchteste in Sachsen, für Damen wie Herren, und Herr v. Beust selbst, stets der Eleganz befliſſen, mag, ohne es zu ahnen, uns auch in dieſer Form seine Huldigung dargebracht haben.

Es befanden sich erst wenig politische Gefangene in Waldheim, als ich hinkam, und in dem Isolirgebäude war ich mehrere Tage noch allein; allmählig füllten sich

jedoch die Räume und auch die Zellen wurden beſetzt. Die Zahl meiner Schickſalsgenoſſen in Waldheim allein belief ſich im Ganzen auf 250, unter denen etwa 50 Soldaten oder Reſerviſten geweſen ſein mochten. Zum Tode verurtheilt waren 25 von uns geweſen, und nicht weniger als 24 fanden, ſämmtlich noch in den erſten Jahren, ihr Grab auf dem dortigen Friedhof. Die Zahl der Maigefangenen in den anderen ſächſiſchen Gefängniſſen iſt mir unbekannt geblieben.

Mit der Vermehrung meiner Hausgenoſſen trat eine angenehme Veränderung ein, denn unſere Abtheilung wurde fortan zum Spazierengehen in den Garten geführt, der einen freundlichen Blick in die ſchöne Umgegend Waldheim's gewährte. Freilich mußten wir auch hier Einer hinter dem Anderen gehen und es war uns verboten, mit einander zu ſprechen, allein die Aufſeher nahmen es, theils aus wirklicher Befangenheit, theils auch aus Sympathie, nicht ſo ſtreng, und wir konnten uns ziemlich zwanglos unterhalten. Eine andere Gelegenheit uns zu ſprechen, bot das Bad. Der Arzt hatte die Freundlichkeit anzuordnen, daß wir mehrmals die Woche warme Bäder nehmen konnten. In der Badeſtube befanden ſich drei oder vier Wannen, und es badeten daher jedesmal gleich mehrere von uns zugleich, während der Aufſeher, welcher uns hingebracht hatte, ſich wieder entfernte. Faſt jeder Tag brachte neue Gäſte, die man bei der einen oder der anderen Gelegenheit kennen lernte, und die auch manches Unbekannte zu erzählen wußten. Dies Letztere war um ſo ſchätzbarer,

als das völlige Abgeschnittensein von der Außenwelt wohl Niemand so peinlich fühlt, als gerade ein politischer Gefangener, der plötzlich aus der regsten Betheiligung an dem öffentlichen Leben herausgerissen und in völligster Unkenntniß Dessen, was vorgeht, erhalten wird. Ein dritter Ort, wo wir uns begegnen und Manches mittheilen konnten, war die Kirche. Von dem sonntägigen Gottesdienst dispensirte nur Krankheit; außerdem aber hatten die Protestanten in der Woche noch eine Bet- oder Catechisationsstunde, zu der in den ersten Jahren nur die völlig Ungebildeten herangezogen wurden, bis später Pastor Kohl seine Belehrungen Allen zu Gute kommen lassen wollte und den Besuch derselben obligatorisch machte. Ich selbst gehörte der kleinen katholischen Gemeinde an, die Anfangs nur acht Mal, später zwölf Mal im Jahre von einem katholischen Geistlichen besucht wurde, der dann jedesmal am Sonnabend eine religiöse Unterrichtsstunde hielt, hierauf die Beichtenden, und dann alle Anderen empfing, die ihn zu sprechen wünschten. Am Sonntag Morgen war dann vor dem protestantischen Gottesdienst Messe. An den übrigen Sonntagen las ein katholischer Aufseher und in dessen Abwesenheit auch ein Gefangener, so gut es eben gehen wollte, eine Predigt vor, die durch ein Lied eingeleitet und in gleicher Weise geschlossen wurde. Dem katholischen Religionsunterricht, der sich während meines langen Dortseins und bei den verschiedenen abwechselnden Geistlichen stets nur um das Sakrament der Buße (Beichte und Abendmahl) drehte — nur Einmal von

einer Erläuterung der Priesterweihe unterbrochen — mußte ich vom Anfang an beiwohnen, was eben nicht wohlgethan war, denn ich lernte dabei so recht gründlich das Oberflächliche dieser auswendiggelernten und fast stets mit denselben Worten abgeleierten Argumentation kennen. Indessen muß ich wahrheitsgemäß bekennen, daß die meisten der katholischen Geistlichen, die ich dort kennen lernte, doch wenigstens ein warmes Herz für die Gefangenen mitbrachten, und sich bemühten, ihr Los, so weit es möglich war, zu erleichtern, was leider nur von sehr Wenigen ihrer lutherischen Amtsgenossen gesagt werden konnte. Da es den Katholiken freistand, auch den lutherischen Gottesdienst, sowie die sogenannten Betstunden zu besuchen, benutzte ich diese Gelegenheit, sowohl um mich über diesen Theil des Zuchthauslebens zu unterrichten, als auch, um meine Freunde zu sehen und zu sprechen. Seltsame Dinge lernte ich da. Eines Tages, gleich im Anfang, predigte derselbe Pastor, der so tapfer gegen die meineidigen Könige und dann gegen das aufrührerische Volk zu eifern verstanden hatte, sehr warm über die christliche Nächstenliebe, als plötzlich mein wohlerfahrener Nachbar, ein langjähriger Bewohner dieses Hauses, vor sich hinbrummte: „wie rührend weiß er nicht von der Nächstenliebe zu sprechen, und wenn ihn Einer beleidigt, läßt er ihm gleich fünfundzwanzig aufzählen.“ Das war ebenfalls schlagend. Für die Richtigkeit dieser Bemerkung wurden mir bald nachher direkte Beweise. Unter den politischen Gefangenen befand sich ein noch junger, sehr bibelfester Hand-

werfer aus Hamburg, der den loyalen Bekehrungsversuchen des Herrn Pastor einmal das Wort entgegenhielt: „Wehe den Schriftgelehrten! Sie deuten die Schrift freventlich!“ Der heilige Paulus, wie er genannt wurde, büßte dies treffende Citat auch mit fünfundzwanzig Stockhieben. Es war dies derselbe Geistliche, der mir die „Religion der Gebildeten“ so angelegentlich empfohlen hatte. Auch in anderer Weise bewährte er seine Liebenswürdigkeit. Infolge eines Aufrufs hatten die Leipziger Verleger zur Unterhaltung für die politischen Gefangenen eine große Anzahl interessanter Bücher nach Waldheim geschickt, allein Keiner von uns bekam eins davon zu sehen, und eine direkte Berufung auf die, von dem Ministerium genehmigte Zulassung dieser Werke, zog nur eine herbe Antwort nach sich. Nach einigen Jahren wurde dieser Pastor — der auch bei mir seine Besuche bald eingestellt hatte — zu einer einträglicheren Stelle berufen. Niemand würde es ihm übel gedeutet haben, wenn er sie einfach angenommen hätte, allein ohne widerliche Heuchelei durfte es nicht abgehen, und in seiner Abschiedspredigt mußten wir hören, welche schwere Kämpfe er mit sich selbst bestanden, ehe er die Kraft gewann, dem Rufe Gottes zu folgen und seine ihm so theure Gemeinde zu verlassen. Zum Andenken ließ er diese Predigt drucken und an die Gefangenen verkaufen. Einer bezeichnenden Stelle wegen schaffte auch ich sie mir an. Diese Stelle lautet: „Ihr klagt, daß man Euch hier bei scharfer Strafe verbietet, was an sich gut und nach Gottes Gebot ist, ja dessen Unterlassung in der Freiheit

Euch mit Recht ſchwer verargt würde, aber..." und nun beſchönigt dieſer Verkünder des Wortes Gottes durch allerlei armſelige Sophismen das Verbot der Befolgung deſſelben! Leider war er nicht der Einzige ſeiner Art.

Bald nach meiner Einlieferung hatte ich noch ein Verhör wegen der Prager Angelegenheit zu beſtehen, bei welcher mir die ſchon erwähnte feine Liſt der Regierung in Betreff meiner beabſichtigten Auslieferung und des Verkaufs meines Häuschens kund wurde. Bei dieſer Gelegenheit ward mir denn auch eine Rechnung von 400 Thalern für meine Verurtheilung zum Tode überreicht — eine der humoriſtiſchſten Erinnerungen aus meiner ganzen Gefangenſchaft.

Nach etwa vier Wochen hatte ich die bei mir beſtellte Ueberſetzung beendet und 25 Thaler, — das Minimum, welches ein Gefangener zu ſeiner Erhaltung jährlich beſchaffen mußte — waren eingezahlt; allein Hauptmann Chriſt fand, daß auf dieſe Weiſe denn doch zu wenig für die Anſtalt verdient würde, und befahl, daß ich ſpinnen müſſe — kam doch ein weit größeres Quantum dabei heraus, als ſo ein kleines Büchelchen. Ich hatte noch Feder und Papier, die ich benutzte, ihm den Unterſchied zwiſchen 25 Thaler des Monats und vier bis ſechs Pfennige des Tags — das durch Spinnen erreichbare Maximum — auseinander zu ſetzen, was ihn

ſo kränkte, daß er mein Schreiben an das Miniſterium einſandte, welches ihn jedoch freundlich bedeutete, daß er, wenn kein anderer Grund vorläge, mich wohl von dieſer Arbeit befreien könne, worauf ich denn nach etwa fünf Wochen meinen Büchern wiedergegeben wurde.

Die Geiſtesſtörung des armen Hauptmanns nahm indeſſen immer mehr zu. Er ließ die Gefangenen zu wiederholten Malen mit Sack und Pack ausrücken, hielt Revuen ab, fluchte ſie das Einemal an, während er das andere Mal ihnen ſeine volle Zufriedenheit ausdrückte, ſie ſeine lieben Kinder nannte und in Thränen ausbrach. Nichtsdeſtoweniger blieb er unbeſchränkter Beherrſcher. Eine der ſchaurigſten Erinnerungen aus der letzten Zeit ſeiner Amtsthätigkeit iſt mir ſein Zuſammenſtoß mit einem ebenfalls irren politiſchen Gefangenen, einem Maler aus Böhmen. Dieſer litt — wie ſo manche ſeiner Schickſalsgenoſſen — an der fixen Idee, man ſtelle ihm nach, und der Direktor ſei beauftragt, ihn heimlich aus dem Leben zu ſchaffen. Er ſelbſt erzählte mir einige Wochen ſpäter im Bade das Nähere über einen Vorgang, der große Unruhe in der Anſtalt verurſacht hatte. „Es war ſpät Abends," flüſterte er mit irren Blicken, „als ich den Hauptmann die Treppe heraufkommen hörte. Da ich ja wußte, was er wollte, wartete ich natürlich nicht ab, bis er in meiner Zelle war, ſondern ſchrie gleich: „Hülfe! Mörder!" Wie er ſich nun verrathen und ſeinen Anſchlag vereitelt ſah, ſtürmte er herein, fluchte fürchterlich, ſchlug mich mit Fäuſten, ſtieß mich mit Füßen und ließ mir dreißig Stockhiebe geben.

aber — ich war diesmal doch gerettet!“ Ich selbst hatte damals das furchtbare Schreien und Toben im gegenüberstehenden Hause gehört. Der Unglückliche wurde noch öfters in dieser Weise mißhandelt, bis ihn der Tod aus aller weiteren Angst erlöste.

Hauptmann Christ folgte ihm bald. Hatte auch bisher seine bereits seit längerer Zeit klar erkannte Geisteskrankheit seltsamer Weise kein Bedenken gegen seine fernere Amtsführung erweckt, so äußerte sich dieselbe doch plötzlich in einer Weise, welche die größte Besorgniß erweckte und seine sofortige Entfernung zur Folge hatte. Es wurde mir erzählt, daß er eines schönen Tages seine Absicht erklärt habe, sämmtliche politische Gefangene freizugeben, weil er eingesehen, daß diese Menschen sich gebessert und im Grunde ganz brave Leute seien. Man kann sich denken, welchen Schreck dieser Einfall des thatsächlich noch immer unbeschränkten Gebieters unter den anderen Beamten verursachte. Eiligst wurde ein Bote nach Dresden entsendet, und was die willkührlichsten Mißhandlungen der Gefangenen nicht hatten bewirken können, geschah jetzt umgehend: Hauptmann Christ wurde sogleich des Amtes enthoben und suchte Heilung in einem schlesischen Badeort, wo man ihn bald darnach eines Tages todt im Walde fand.

Nichts scheint schwieriger zu sein, als nur einigermaßen geeignete Männer zu finden, die bereit wären, die Leitung von Strafanstalten zu übernehmen. Zum Theil wenigstens mag der Grund dieser Erscheinung in dem noch immer nicht ganz überwundenen Abscheu lie-

gen, der früher Alle traf, die irgendwie persönlich an der Strafvollstreckung mitwirkten. Nicht etwa nur der Henker, sondern auch der Kerkermeister und Stockknecht galten für „unehrlich“, und noch jetzt macht sich diese Scheu bemerkbar, wie mir die Aufseher selbst oft genug klagten. In diesem instinktiven Urtheil des Volkes lag ein beachtenswerther Fingerzeig, der jedoch von keiner Seite erkannt wurde. Man darf den Regierungen und Gesetzgebern diesen Mangel an Verständniß um so weniger zum Vorwurf machen, als ja bis heute sogar unsere, lediglich mit Erforschung der Wahrheit beschäftigten Philosophen vom Fach durchaus keine größere Einsicht bekunden, wie sie denn überhaupt der Autorität gegenüber weit mehr beflissen sind, deren Thun durch Scheingründe zu rechtfertigen, als sie auf einen richtigeren Weg zu führen.

Es ist höchst bedeutsam, daß nur bei den christlichen Völkern, aber auch bei allen, den Vollstrecker der gerichtlichen Strafe die öffentliche Verachtung traf, während Jener, der das Rächeramt selbst in die Hand nahm, keinen Makel auf sich lud. Die Rache begriff man, sie ist eine Handlung des menschlichen Impulses; die kaltblütig von Dritten vollstreckte Strafe dagegen empörte das innerste Gefühl, sie stand im grellsten Widerspruch mit der durch das Christenthum gewonnenen Erkenntniß und hatte zu ihrer Entschuldigung nicht einmal jenes, in der Rache sich aussprechende instinktive Bedürfniß der Vergeltung. Der Henker war und ist heute nach dem öffentlichen Gewissen nur ein

Mann, der ſich — gleich dem Bravo, aber ohne deſſen Muth — verdingt, um zu morden. In England, wo die Todesſtrafe noch die meiſten Anhänger zählt, haftet zur Stunde noch dieſelbe Schmach auf dem Vollſtrecker des Geſetzes, wie vor dreihundert Jahren; und will man das öffentliche Gewiſſen über dieſe Frage prüfen, ſo fordere man nur, daß die Richter, welche ein Todesurtheil fällen, ſowie der Fürſt, welcher es beſtätigt, gebunden ſein ſollen, ihren Spruch *ſelbſt* zu vollſtrecken. Warum hält man eine ſolche Anmuthung für einen bittern Schimpf? Warum gilt die Bezeichnung „Henker!“ noch heute für eine ſchwere Beleidigung, wenn Das, was dieſer amtsmäßig zu thun hat, ſo durchaus gerechtfertigt iſt? Dieſelbe Schmach aber, wie den Henker, traf auch von je den Folterknecht, und ſo lange die Gefängniſſe ausgeſprochene *Strafanſtalten*, d. h. Orte der *Peinigung* bleiben ſollen, wird es nicht gelingen, das natürliche Gefühl des Volkes ſo weit zu bethören, daß es Demjenigen ſeine Achtung ſchenkt, der ſich dazu hergibt, ſeine Brüder geſchäftsmäßig zu martern.

Aus dieſem wohlbegründeten inſtinktiven Widerwillen gegen ein ſolches Amt erklärt es ſich, daß nur ſelten befähigte und würdige Männer ſich zur Uebernahme deſſelben bereit finden. Sehr bezeichnend für unſere ganzen Zuſtände iſt es dabei, daß man bis vor Kurzem faſt allerwärts die Leitung und Aufſicht der Straf-Anſtalten nur *Militärperſonen* übertrug. Mag hierbei einerſeits die Anſicht von der Nothwendigkeit einer eiſernen Disciplin maßgebend geweſen ſein, ſo hatte

doch andererſeits die Thatſache, daß gerade dieſer Stand vorzugsweiſe an blinden Gehorſam gewöhnt iſt und ſich daher von anderweiten Bedenken weniger beeinfluſſen läßt, großen Theil daran. Man fand eben weit eher noch zuverläſſige Offiziere und Unteroffiziere, die ſich dazu hergaben, als Civilperſonen, die mehr geneigt waren ihr eigenes Urtheil zu Rathe zu ziehen.

Wie lange auch ſchon der Zuſtand des Hauptmann Chriſt gemahnt haben mochte, auf einen Erſatz für ihn bedacht zu ſein, dennoch befand ſich das Miniſterium bei ſeiner endlich nicht mehr zu verzögernden Entfernung in größter Verlegenheit: man hatte noch immer keinen Nachfolger; und die Vermuthung iſt nicht ungerechtfertigt, daß die durch das Jahr 1848 angeregten Ideen dieſe Schwierigkeiten weſentlich verſtärkt hatten; ſie waren noch zu lebendig im ganzen Volke, und Niemand, der nur irgendwie annehmbar geweſen wäre, fand ſich bereit zur Uebernahme der Leitung einer Strafanſtalt, die noch überdies in ihren Mauern die politiſchen Gefangenen barg. Der unwiderleglichſte Zeuge dieſer Verlegenheit des Miniſteriums war eben der Mann, den es ſpäter an dieſe Stelle ſetzte. Unterdeſſen aber war man genöthigt, die Leitung der Anſtalt proviſoriſch dem Direktor des Landesgefängniſſes zu Hubertusburg, Hauptmann von Bünau, zu übertragen.

Ein neuer Geiſt zog mit ihm ein. Hauptmann von Bünau verläugnete auch in der Uniform und als Beamter nicht den Menſchen. Mit ſichtlichem Abſcheu erfüllte ihn die Hinterlaſſenſchaft ſeines Vorgängers, und

eifrig bemühte er ſich, der Humanität Eingang in Räume zu verſchaffen, in denen ſie ſeit langem nur ſeltene und verſtohlene Beſuche gemacht. Mit Strenge trat er den Bedrückungen der Aufſeher und ſonſtigen Beamten entgegen, und es ward fortan wirklich möglich, daß auch der Gefangene Recht behalten konnte, während es eine der fixen Ideen des Hauptmanns Chriſt geweſen war, daß Solches principiell niemals zugeſtanden werden dürfe. Den Züchtlingen erſter Klaſſe ließ er auf ihr Anſuchen gern den blos zur Peinigung dienenden eiſernen Ring am Fuße — den ſie „geſetzmäßig" zur Verſchärfung ihrer Strafe tragen mußten — abnehmen. Der Stock verſchwand beinahe gänzlich, und iſt mir überhaupt nicht bekannt, daß Hauptmann v. Bünau, ſo lange er allein war, dieſes oder irgend eines der ſchärferen Strafmittel in Anwendung brachte. Selbſt Kleinigkeiten bemerkte er. Es war bis dahin üblich geweſen, daß das Brod der Zellengefangenen einfach auf den Boden vor ihre Thür gelegt wurde. Hauptmann v. Bünau ſah dies eines Tages, und ſogleich verfügte er, daß gegenüber unſerer Thüre ein kleines Brett an die Wand befeſtigt wurde, um das Brod darauf zu legen. Dergleichen Verbeſſerungen brachte er mancherlei an. So ſuchte er die Koſt zu verbeſſern, ordnete ein öfteres Spazierengehen auch der anderen Abtheilungen an, die eines ſolchen Genuſſes bis dahin nur ſelten theilhaftig geworden waren, und bemühte ſich nach allen Seiten hin das Loos der Gefangenen zu verbeſſern und durch Milde und ruhige Vorſtellung fördernd auf ſie zu wirken. Gegen

die politiſchen Gefangenen benahm er ſich einfach als ein gebildeter Mann. Ohne ſeinen — wie ich überzeugt bin — ganz aufrichtigen Standpunkt irgendwie zu verläugnen, erkannte er in ihnen ehrliche Gegner, deren Anſicht er wohl für irrig hielt, deren Recht, für ihre Ueberzeugung einzutreten, er aber nicht zu beſtreiten gedachte. Er war zu ſeinem Glücke zu wenig Juriſt, um das Gewiſſen durch beliebig zu drehende Geſetzesformeln vertreten zu laſſen: er zweifelte zwar nicht, daß wir im Unrecht geweſen, aber ebenſo wenig, daß wir es ehrlich gemeint, und verläugnete auch nicht, daß ihm das Letztere mehr galt als das Erſtere. So behandelte er uns denn, wie es ſein richtiges Gefühl ihn hieß, gleichſam als Kriegsgefangene, und erleichterte unſere Lage noch Möglichkeit. Ich hoffe, durch dieſe Anerkennung dem würdigen Hauptmann von Bünau ſeitens der ſächſiſchen Regierung, die jetzt ſo eifrig das Gebahren ſeines Nachfolgers zu beſchönigen oder abzuleugnen ſucht, keine Ungelegenheiten zu bereiten. Er würde ſie gewiß vor ſolchen Demüthigungen, wie ſie deren jetzt in Beziehung auf Waldheim erlebt, bewahrt haben.

Wenn man ſich in einer Lage völliger Rechtloſigkeit und Abhängigkeit von der Willkür Anderer befindet, iſt man gar ſehr dankbar für jede kleine Freundlichkeit, und ſo mag wohl keinem meiner Mitgefangenen jener Lichtpunkt unſeres Aufenthaltes in Waldheim aus dem Gedächtniß entſchwunden ſein, wo Hauptmann von Bünau uns die Gelegenheit verſchaffte, eine der bedeutendſten Sonnenfinſterniſſe unſerer Zeit zu beobachten. Wir

erhält ſich die Erinnerung daran um ſo lebhafter, als es mir viele Jahre ſpäter nur durch die Gunſt eines Aufſehers vergönnt ward, von dem Fenſter des Ganges einen verſtohlenen Blick auf den großen Kometen zu werfen. Gegen Ende Juli 1851 (der Tag iſt mir entfallen) wurden wir zu einer ungewöhnlich frühen Nachmittagsſtunde zum Spaziergang abgeholt und geradewegs in den Privatgarten des Direktors geführt, welcher letzteren Vergünſtigung ſich ſelbſtverſtändlich nur die politiſchen Zellengefangenen erfreuten. Hier fanden wir den Hauptmann mit mehreren Oberbeamten. Wir wurden freundlich bedeutet, daß wir uns ungezwungen bewegen und unterhalten mögen. Zum leichteren Beobachten des Naturereigniſſes lag ein Vorrath von geſchwärzten Gläſern bereit, und ein Naturkundiger aus unſerer Zahl hatte ſogar einen einfachen Apparat vorbereitet, mit deſſen Hülfe er den Uneingeweihten den ganzen Vorgang anſchaulich erklärte. Bei keiner Gelegenheit, weder vor noch nachher, hat ſich mir der eigenthümliche Einfluß des Gefängnißlebens ſo peinlich geoffenbart, wie hier. Jede Möglichkeit hatten wir bis dahin benutzt, uns heimlich und mit ſchwerer Gefahr einige Worte zuzuflüſtern — jetzt, wo völlige Redefreiheit verkündet war, ſtanden wir uns meiſt verlegen gegenüber und ſcheuten uns faſt, irgend ein Wort zu ſprechen, ſolange nicht ein Beamter, als Zeuge der Harmloſigkeit unſerer Aeußerungen, dabei war. Die meiſten von uns, wie auch mich, mochte hierbei, vielleicht nur inſtinktiv, ein beſonderer Umſtand geleitet haben. Schon damals nämlich

waren die Fäden eines wichtigen Geheimnisses zwischen vielen Zellen gesponnen. Wir hatten in der That Vieles zu besprechen, was kein Beamtenohr vernehmen durfte, aber eben weil uns hier die Unterhaltung vertrauensvoll frei gegeben war, genügte es uns nicht einmal, jenen Gegenstand völlig unberührt zu lassen, sondern wir fühlten eine Art Bedürfniß, den Direktor wie die Beamten vor jeder Beschuldigung, als sei uns gerade durch diese Gunst eine Gelegenheit zu Verabredungen geworden, zu bewahren, indem wir sie selbst zu Zeugen jedes gesprochenen Wortes machten. Die uns erwiesene Freundlichkeit durfte in keiner Weise mißbraucht werden, und so kam denn an diesem Tage auch Da, wo wir völlig unbeachtet waren, kein Wort in Beziehung auf jene Angelegenheit über unsere Lippen. Der wohlwollende Direktor brauchte sich keinen Vorwurf zu machen, durch seine Freundlichkeit unsern Plan etwa gefördert zu haben.

Die Sache war diese. Kurze Zeit vorher klopfte eines Tages ein auf dem Gange Wache stehender junger Soldat an meine Thüre und flüsterte mir zu, daß er mit mehreren seiner Kameraden sich verbunden habe, mich zu befreien. Als ich auf meine Frage erfuhr, daß der Plan nur auf mich allein berechnet war, wies ich ihn zurück und erklärte, nur dann darauf einzugehen, wenn er sämmtliche politische Gefangene im Isolirgebäude umfassen würde; denn an eine Betheiligung der Uebrigen, die untermischt mit den regelmäßigen Bewohnern dieser Anstalt die Nacht in den großen Schlafsälen zubrachten, war leider nicht zu denken. Hatte die

ſächſiſche Reaktion mir auch die Ehre erwieſen, mich zum Repräſentanten der entſchieden demokratiſchen Richtung zu ſtempeln, ſo mußte doch die Rettung eines Einzelnen unter mehreren Hunderten ohne allgemeinere Bedeutung und tiefer gehende Wirkung bleiben, während die Befreiung der geſammten Führer des Aufſtandes, und zwar durch das wachthabende Militär ſelbſt, gewiß ein erſchütternder Schlag geweſen wäre, welcher der Regierung gezeigt hätte, auf wie unſicherem Boden ſie ſtand, und ſie bewogen haben würde, der Wiederholung ähnlicher Vorkommniſſe durch eine baldige Freigebung auch der Anderen vorzubeugen. Daß durch eine ſolche Erweiterung des nach der erſten Abſicht leicht ausführbaren Planes die Gefahren des Verrathes oder des Mißlingens ſich bedeutend vermehrten, entging mir freilich nicht, allein der Verſuch mußte eben gewagt werden. Der junge Schütze, Auguſt Heber, beſprach ſich mit ſeinen Kameraden darüber und theilte mir nach einigen Stunden ihre Bereitwilligkeit mit, auf meinen Vorſchlag einzugehen. Es galt nun zunächſt ſich zu vergewiſſern, welche von meinen Schickſalsgenoſſen — von denen einige, nur auf wenige Jahre verurtheilt, ihrer baldigen Freilaſſung entgegen ſahen — gewillt waren, ſich an dem immerhin nicht ganz gefahrloſen Unternehmen zu betheiligen, und darnach die übrigen Vorkehrungen zu treffen. Bei Gelegenheit des nächſten Spazierganges unterrichtete ich zuerſt den vor mir hergehenden frühern preußiſchen Lieutenant von Blümer von dem Plane, und erhielt von ihm die überraſchende Nachricht, daß eine

ganz ähnliche Größerung auch an ihm gekommen war. Es stellte sich bald heraus, daß die beiden Verbindungen unter den Schützen sich ganz selbständig gebildet hatten und nichts von einander wußten. Eine Verschmelzung beider war durch ihre Führer, August Heber und Friedrich Reifcher, leicht bewirkt. Es mag auffallen, daß wir den uns unbekannten Soldaten so schnell vertrauten, allein abgesehen davon, daß man im Gefängniß gar bald Lauterkeit oder Hinterlist sicher zu erkennen lernt, lag auch wenig Grund zu Mißtrauen vor. Hauptmann von Pünau's Ehrenhaftigkeit unterlag keinem Zweifel; er würde sich nie zu einer Perfidie hergegeben haben, die überdieß der Regierung nicht den geringsten Vortheil bringen konnte; die Stimmung der Besatzung Waldheim's war uns hinreichend bekannt, und wenn wir noch Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gehegt hätten, würden die offenen, ehrlichen Gesichter unserer Befreier sie zerstreut haben, denen wohl jugendliche Unbesonnenheit, nimmermehr aber absichtsvoller Betrug zuzutrauen gewesen wäre. Wir hatten uns auch nicht getäuscht in ihnen, wie mir denn überhaupt nie der Fall vorgekommen, daß ich während meiner langen Gefangenschaft von irgend einem der Vielen, denen ich Vertrauen schenkte, hintergangen worden wäre — selbst nicht einmal von Geistlichen, unter denen ich auch einige sehr zuverlässige Männer kennen lernte, während ein richtiger Instinkt mir den andern gegenüber den Mund schloß.

Das Nächste war nun, die Schicksalsgenossen in unserer Abtheilung von dem Plane in Kenntniß zu setzen.

Auf den Spaziergängen konnte man nicht so leicht an jeden Einzelnen gelangen, und ich zog daher den schriftlichen Weg vor. Die Soldaten hatten bereits ausgekundschaftet, in welchen Zellen politische Gefangene saßen — die Mehrzahl der Isolirten gehörte nicht unserm Kreise an — und sie beförderten ein kurzes Rundschreiben von Einem zum Andern. Wie vergeblich der erfinderischen List gegenüber alle Vorsichtsmaßregeln sind, erwies sich auch hier. Einige Zeit vorher hatte man, um jede Communikation zu verhindern, das Spürloch an unseren Thüren mit einem Glas verschlossen und die Ventilationsöffnung am Fuße derselben mit einem Brette zugemacht, in welches, um des ersteren Zweckes willen, nur kleine Löcher gebohrt waren. Diese kleinen Bohrlöcher genügten uns jedoch vollständig, wie auf dem Königstein das nicht ganz feste Anschließen der Thüre. Das Blättchen wurde auf's engste zusammengerollt und wanderte so durch die Luftlöcher von einer Zelle zur anderen. Mehrere unserer Mitgefangenen lehnten ab, darunter Heubner und Oberstlieutenant Heintze; der erstere in einem Schreiben, welches ich als werthvolles Zeugniß seiner edlen Besinnung aus allen spätern Gefährdungen glücklich zu retten wußte. Heubner hatte bei Uebernahme der provisorischen Regierung vom Rathhause herab dem Volke gelobt: „Steht Ihr zu uns, wir stehen zu Euch!" und dies Wort fühlte er sich verpflichtet zu halten: er wollte nicht eigenmächtig das Gefängniß verlassen, so lange noch Andere darin schmachten mußten. Wiederholte Versuche meinerseits fanden

ihn unerschütterlich — und doch war er der zärtlichste Familienvater, dessen ganzes Lebensglück in seiner Häuslichkeit sich abschloß. Höher aber als das Glück, stand ihm die erkannte Pflicht. Oberstlieutenant Heintze hielt den Plan für unausführbar, und Andere zogen wirklich das Zuchthaus etwaigen möglichen Gefahren vor. Muthig hatten sie im Kampf das Leben gewagt, jetzt zagten sie vor eingebildeten Schrecknissen; so weit hatte das Gefängnißleben sie schon entmannt. Mehrere, die Anfangs den Plan mit Freuden ergriffen, traten später, von wachsender Angst gefoltert, wieder zurück, ja Einer wurde sogar in Folge der langandauernden Spannung irrsinnig.

Vierzehn bis sechzehn — die genaue Zahl ist mir entfallen — blieben fest. Viel war noch zu thun. Nachschlüssel, Wagen, Kleidung — auch für die uns befreienden Soldaten — und ausreichende Geldmittel mußten beschafft werden. Blümer's Schwester, die bekannte Schriftstellerin Claire von Glümer, hatte bereits Manches vorbereitet; ich wandte mich an meinen Freund Dr. Florenz Schulze in Dresden, der, obwohl er früher schon hatte leiden müssen, weil er mir zur Reise nach Prag seinen Paß geliehen, doch in seiner Opferwilligkeit für die große Sache, der wir gemeinsam dienten, nie ermüdete. Er war auch jetzt bereit den Plan, dessen höhere Bedeutung er schnell erfaßte, auf's eifrigste zu unterstützen, und traf, in Verbindung mit einigen anderen Freunden, alle Anstalten, die zu unserer Sicherheit nöthig waren, sobald wir die Mauern Wald-

heim's verlassen haben wurden. Wochen und Monate waren über diese, durch die Soldaten vermittelten Unterhandlungen hingegangen. Der bestimmte Tag, 1. October, rückte heran. Nichts schien mehr der Ausführung entgegen zu stehen, und der Plan selbst war so einfach, daß er kaum mißlingen konnte. Drei Schlüssel und eine kleine Strickleiter, darauf beschränkten sich alle Erfordernisse. Um Mitternacht, gleich nach der Ablösung, sollten die in beiden Stockwerken auf dem Gange postirten Soldaten die bestimmten Zellen aufschließen. Die Wache auf dem Hofe öffnete gleichzeitig die Gartenpforte und schloß sich uns an. In dem großen Garten standen nur zwei Posten, denen, falls sie nicht ebenfalls mitgehen wollten, ihre Mitwissenschaft nicht leicht nachzuweisen war. An einer bestimmten Stelle der nicht hohen Gartenmauer sollte von Außen eine Leiter angelegt werden und eine an dieselbe befestigte Strickleiter das Ersteigen der Mauer von innen ermöglichen. Einige in der Nähe harrenden Wagen hätten uns dann auf das Gut eines Gesinnungsgenossen gebracht, wo die Freunde mit den nöthigen Kleidern, Geld und Papieren unser harren wollten. Da wir überhaupt nur fünf Posten zu passiren hatten und die Zahl der verbündeten Soldaten wenigstens eine viermal so große war, so hatte es, bei dem stets üblichen Tauschen mit den Wachtstunden unter den Soldaten, keine Schwierigkeit für die Vertrauten, sich der Posten zur bestimmten Zeit zu versichern. Soweit war denn Alles geordnet, nur hatte bis wenige Tage vor der bestimmten Nacht, der damit beauftragte Schlosser

in Leipzig den allein noch fehlenden Schlüssel zur Gartenpforte noch nicht eingeschickt, und diese Saumseligkeit führte mittelbar zur Entdeckung des ganzen Anschlags.

Eines Morgens bemerkten wir auf dem Hofe eine ungewöhnliche Bewegung. Aufseher eilten hin und her, die selten nur sichtbaren Offiziere der Garnison waren in lebhaft sprechenden Gruppen versammelt und zeigten oft nach unseren Fenstern u. s. w. Bei der Ablösung der Anstaltswache, die um zehn oder elf Uhr auf dem Hofe stattfand, wurden fünf Schützen aus Reih' und Glied gerufen und, nach Abnehmung ihrer Waffen, gefangen abgeführt — kein Zweifel, die Sache war verrathen!

Der Tag verging im Uebrigen ruhig, nur in den Mienen des Aufsehers, der das Essen vertheilte, war eine ernste Zurückhaltung bemerkbar. Am späten Abend jedoch entstand Unruhe auf unserm Gange, Thüren wurden aufgeschlossen und heftige Gespräche vernehmbar. Gegen zehn Uhr trat ein Aufseher bei mir ein, zündete meine Lampe an und hieß mich aufstehen. Bald darauf kam der „Herr Inspektor", ließ sich erschöpft auf den einzigen Stuhl nieder und lud mich artig ein, auf meinem Bettkasten Platz zu nehmen.

Herr Polizei-Aktuar Heink, dessen Erwähnung zu thun ich noch keine Gelegenheit gefunden, war seit einigen Monaten dem Direktor unter dem Titel eines Inspektors zur Unterstützung beigegeben worden, da jener die beiden ihm zugleich übertragenen großen Anstalten nicht allein beaufsichtigen konnte. In der letzten Zeit

hatten wir Hauptmann von Bünau nur selten in Waldheim gesehen; er blieb in Hubertusburg und kam nur dann und wann auf einen kurzen Besuch herüber. Wie dankbar auch seine menschenfreundlichen Absichten von den Gefangenen begrüßt worden waren, die erfahreneren Bewohner dieses Hauses sagten gleich: „Das wird nicht lange währen, es ist zu gut;“ und in der That hatten die alten, in ihrer Brutalität und Willkür gestörten Beamten bald in heimlichen Berichten an das Ministerium die unvermeidliche Auflösung aller Ordnung und Disciplin in Aussicht gestellt, wenn nicht bald wieder ein strenges Regiment eingeführt werde. Dieser Geist stand dem der Regierung freilich näher, und Hauptmann von Bünau mußte mit der Zeit einsehen, daß seine Anschauungen sich höheren Orts keines Beifalls erfreuten. Endlich kam auch der Inspektor Heink, officiell allerdings nur als Untergebener des Direktors, welcher Letztere jedoch das Verhältniß genugsam durchschaute, um Jenem das Feld bald ganz zu überlassen. Mir war es in der That eine wahre Erleichterung gewesen, als Hauptmann von Bünau wegzog, denn wie berechtigt ich unsere Selbstbefreiung auch hielt, wäre mir doch der Gedanke, gerade ihm Ungelegenheiten dadurch zu bereiten, ein sehr peinlicher gewesen.

Herr Inspektor Heink verhielt sich in den ersten Tagen blos beobachtend, unterlag aber seinerseits einer ebenso scharfen Beobachtung, deren Ergebniß jedoch im Allgemeinen ihm nicht sehr günstig war. Obwohl als Jurist im Besitz der gewöhnlichen akademischen Bildung

und auch nicht ohne gewandten gesellschaftlichen Schliff, machte doch der ganze Bau des runden, mit kurzverschnittenem schwarzen Haar bedeckten und auf einem Stiernacken ruhenden Kopfes, besonders aber der Ausdruck des fleischwulstigen, zur Hälfte von einem kurzen schwarzen Bart verhüllten Gesichts, einen unangenehm animalischen Eindruck, der wohl durch die überfließende und scheinbare Offenheit des Inspektors momentan zurückgedrängt wurde, doch aber, sobald er sich umgedreht, nur um so ernster warnend nachwirkte. Die Aufseher enthielten sich vorsichtig jedes lauten Urtheils über diesen Stellvertreter des Direktors, die vielerfahrenen älteren Sträflinge jedoch wechselten bedeutungsvolle Blicke bei seinem Erscheinen und flüsterten den Anderen zu: „Hütet Euch!"

Herr Inspektor Heink war bereits früher ein- oder zweimal bei mir gewesen und hatte sich bei diesen Gelegenheiten sehr unbefangen und zutraulich benommen, mir auch angedeutet, daß er seiner Gesinnung nach eigentlich auf unserer Seite stehe, und recht dringend gebeten, es ihm nicht nachzutragen, daß er leider bei der Polizei gewesen. Dies Alles ging offenbar viel zu weit, um so ganz aufrichtig zu sein, und als er nun diesen Abend sich mit der Entschuldigung seiner großen Ermüdung niederlassen wollte, aber darauf bestand, daß ich mich zuerst setzen solle, dann in herzlichster Weise mich bat, ihm, dem theilnehmenden Gesinnungsgenossen, als Zeichen des persönlichen Vertrauens, Alles genau mitzutheilen, mir zugleich die Hand darauf bietend, daß *Nichts* über seine

Lippen kommen werde, was zu bewahren ich ihm auftragen würde, da wußte ich auch sofort, daß ich ihm schlechterdings nicht mehr sagen durfte, als er bereits auf anderem Wege erfahren hatte. Ich bemerkte indessen bald, daß er über alles Wesentliche bereits unterrichtet war, und stand nicht an, das hinreichend Erwiesene zu bestätigen. Er entfernte sich mit vielen Entschuldigungen für die späte Störung und überließ mich der veinigenden Gewißheit, daß mein treuer Freund Dr. Schulze, wie so mancher Andere noch, seine opferwillige Bereitheit, uns zu retten, schwer zu büßen haben würden.

Wie ich später von unentdeckt gebliebenen Verbündeten unter den Soldaten erfuhr, soll der Schütze Fleischer an seinen Kameraden Heber, der sich gerade nahe bei Leipzig im Cantonement befand, von Waldheim aus wegen des noch fehlenden Gartenschlüssels geschrieben und sich dabei zugleich über den ganzen Plan sehr offen ausgesprochen haben. Da die Compagnie jenes Cantonement bereits verlassen hatte, war der Brief als unbestellbar nach Waldheim zurückgegangen, wo der Postmeister ihn zur Ermittelung des Absenders erbrach, zugleich aber auch, gegen seine strenge Vorschrift, ihn las und darauf gleich dem Militärcommando zustellte — mit welcher Verletzung des Briefgeheimnisses er sich das Verdienstkreuz erwarb. Fleischer und Heber wurden sogleich verhaftet; in dem Briefe mögen noch andere Namen genannt gewesen sein, kurz, die Fäden des ganzen Unternehmens waren bald bloßgelegt.

Wie gut berathen ich gewesen, dem Herrn In-

ſpektor nicht zu trauen, bewies das Schickſal eines meiner Freunde. In ſeiner jugendlichen Argloſigkeit ließ dieſer ſich durch die herzlichen Betheuerungen und das ausdrückliche Ehrenwort Heink's verleiten, dieſem nähere Aufſchlüſſe über die Betheiligung eines ſeiner Verwandten zu geben. Heink zögerte nicht, dies Alles als ein freiwilliges Geſtändniß meines Freundes zu Protokoll zu erklären, auf das hin deſſen Verwandter denn auch zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt wurde. Als bei einer ſpäteren Gelegenheit jener allzu Vertrauende dem nachmaligen Direktor Heink dieſe ſeine Niederträchtigkeit vorhielt, rechtfertigte ſich derſelbe damit, daß er ihm zehn Stockhiebe geben ließ.

Die ganze Angelegenheit ward bald den Civil- und Militärgerichten überantwortet. Die Soldaten, ſoweit ſie bekannt wurden, hatten Arbeitshausſtrafen bis zu vier Jahre, und die Freunde, welche das Unternehmen unterſtützt, Gefängniß bis zu ſechs Monaten zu erdulden, ſo namentlich mein Freund, Dr. Schulze. Unſer Verlangen nach Freiheit unterlag zwar keiner gerichtlichen Ahndung — welche Strafe hätte man auch uns noch auferlegen können? — allein auf disciplinariſchem Wege gab es, auch ohne zur ausdrücklichen Form der Strafe zu ſchreiten, Mittel genug, uns büßen zu laſſen. Inſpektor Heink änderte bald ſein Benehmen. Wenige Tage ſpäter erſchien er mit dem Aufſeher in meiner Zelle und befahl, die ſämmtlichen Bücher, ſo wie Meſſer, Scheere und was ſonſt noch dergleichen war, wegzunehmen. Die Spaziergänge im Garten wurden eingeſtellt und beſchrän-

ten sich für die nächsten sechs Jahre auf den Hof. Bald mußte ich meine Zelle ganz verlassen und wurde nach einem andern Flügel des Gebäudes in eine der düstern Parterrezellen versetzt, wo ich zwei Jahre in völliger Einsamkeit, ohne irgend einen Besuch noch andere Lektüre, als die Bibel, mit Spinnen verbrachte.

Einen bemerkenswerthen Gegensatz zu dem Verhalten so mancher Beamten bei dieser Gelegenheit, bildete das der übrigen Gefangenen. Unter den Letzteren erregte das Mißlingen unseres Planes ziemlich allgemeine Trauer, die mir oft genug selbst von Leuten, die aller Voraussicht nach ihr Leben in diesem Hause zu beschließen hatten, in rührender Weise ausgedrückt wurde. Es war dies indessen keine Ausnahme: stets ging ein freudiges Aufathmen durch die ganze Anstalt, wenn es, gleichviel Wem gelang, sich dieser Marter durch die Flucht zu entziehen, was öfters vorkam. Der Weiterdenkende theilte diese Empfindung mit klarem Bewußtsein, denn gleichviel welches Schicksal den Flüchtling draußen erwarten mochte, immerhin hatte er gewiß ungleich mehr Aussicht, auf den Weg Rechtens zurück zu gelangen, als in diesem Hause. Einem so uneigennützigen Geiste standen gerade die Oberbeamten am fernsten. Mochten auch immerhin manche Aufseher die Entdeckung unseres Fluchtplanes benutzt haben, um durch eifrige Thätigkeit in Enthüllung des Ganzen sich Gunst zu erwerben; mochten Andere, in dem sicheren Bewußtsein, daß alles Regelwidrige, was vorkommen mochte, ihnen zur Last gelegt würde, leichter aufgeathmet haben, als diese ange-

ahnte Gefahr an ihnen vorübergegangen war, so habe ich immerhin von vielen dieser Klasse, die, weil in anderen Abtheilungen beschäftigt, keine unmittelbare Gefahr getroffen haben würde, zahlreiche Beweise des herzlichen Bedauerns über das Mißlingen unserer Befreiung erhalten. Ganz anders die höheren Beamten, obschon diese, wenigstens unmittelbar, gar kein Vorwurf treffen konnte. Namentlich erinnerlich ist mir noch der verwunderliche Gedankengang Eines derselben. Dieser sonst recht brave Mann, der mir bis zu Ende manche Freundlichkeit erwiesen und sich stets anständig benommen hatte, kam tief gekränkt zu mir und frug mich, wie ich denn nur so rücksichtslos habe sein können, einen solchen Schritt zu unternehmen? Ob ich denn gar nicht bedacht, welche Ungelegenheiten möglichenfalls auch für ihn daraus hätten erwachsen können, wenn er gelungen wäre? Er selbst — betheuerte er — würde einer solchen Handlungsweise schlechthin unfähig gewesen sein und den Versucher auf's Entschiedenste abgewiesen haben. Die Anmuthung, lieber freiwillig das ganze Leben hindurch im Zuchthaus zu bleiben, als ihm einen möglichen Vorwurf zuziehen, war so drollig, daß ich mich eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnte. Eine Erklärung dieser köstlichen Naivetät des Egoismus mag jedoch in der Thatsache gefunden werden, daß auch von den Beamten Niemand es für möglich hielt, daß unsere Gefangenhaltung mehr als einige Jahre dauern könne. Ja, es ward mir von dieser Seite sogar als eine Beschimpfung des Königs ausgelegt, als ich einmal gesprächsweise der Möglichkeit

erwähnte, daß meine Haft wohl von längerer Dauer sein könnte, und einer der verschiedenen Untersuchungsrichter, mit denen ich wegen dieser Angelegenheit zu thun hatte, rief einmal wahrhaft entsetzt: „Sie glauben doch nicht, daß man Sie hier sterben lassen werde?“ Ich wies scherzhaft auf die rothen Streifen an meinem Aermel — „Ah pah;“ lachte er; und in der That, ich selbst glaubte damals auch nicht, daß meine Lebenszähigkeit auf eine so lange Probe gestellt werden könne. Die vierundzwanzig auf dem Begräbnißplatze des Zuchthauses modernden Leichen meiner Schicksalsgenossen bewiesen, wie arg wir Beide uns damals getäuscht hatten. Er hoffte auf das Gewissen des Königs, ich auf einen Aufschwung des Volkes — wir waren Beide noch schlechte Menschenkenner!

Der vom Herrn Inspektor Heink bei Gelegenheit unseres Fluchtversuches bewiesene Eifer — mit Einschluß des Wortbruches — machte ihn der Beförderung würdig. Hauptmann von Vilnau kehrte ganz nach Hubertusburg zurück, und Heink wurde Direktor von Waldheim. Was er mir damals stolzerfüllt sagte: „daß man von seiner Leitung dieser Anstalt durch ganz Europa sprechen werde“, ist treulich in Erfüllung gegangen.

Eine ganz neue Zeit begann, eine Zeit der rastlosen Umwälzungen in Nebensachen und der Abwechselung in allerlei Querköpfigkeiten, während im Wesentlichen, Entscheidenden, Alles nur weiter zurückging.

Angefangen wurde mit den sogenannten „Rapporten“. Bisher ließ man sich des Morgens durch den Aufseher

bei dem Direktor melden, und wurde noch im Laufe des Vormittags zum „Rapport" vorgeführt, um sein Anliegen vorzubringen. Direktor Heink wußte diese Anordnung in mannigfachster Weise zu variiren. Zuerst wurde der Rapport nur an zwei Tagen in der Woche abgehalten, dann an einem; in der Verlängerung der Termine weiterschreitend, hatten wir der Reihe nach einen vierzehntägigen, monatlichen und endlich sogar vierteljährlichen „Rapport", d. h. wenn man irgend etwas Dringendes an den Direktor zu bringen wünschte, eine Beschwerde, ein Gesuch oder dergl., fand man möglicherweise in zwei, drei Monaten Gelegenheit dazu; allein auch Das war eben nur eine Möglichkeit, denn die Anmeldungen hatten sich während dieser langen Zwischenräume stets so gehäuft, daß sie in die Hunderte gingen, und meist wurde die Hälfte ohne Weiteres auf den nächsten Rapport, in weiteren drei Monaten, vertröstet. Die Uebelstände dieser Unnahbarkeit des Direktors, der nichts destoweniger jede Entscheidung, auch über die unbedeutendsten Kleinigkeiten, sich selbst vorbehielt, stellten sich bald in schreiendster Weise heraus, und um ihnen abzuhelfen, verfiel Heink auf eine neue, höchst praktische Idee. Er ließ nämlich eine Menge Briefkasten anfertigen, und eines Tages durchwanderten die Aufseher alle Arbeitssäle und Zellen und verlasen einen Befehl, nach welchem die Gefangenen in dringenden Fällen die Erlaubniß erhielten, dem Herrn Direktor zu schreiben, und zwar Sonntags. Sie hatten solchen Falls ihrem Aufseher diese Absicht kundzugeben, worauf ihnen derselbe

im Laufe des Vormittags Papier, Feder und Tinte bringen ſollte; zu Mittag mußte er mit dem verſchloſſenen Briefkaſten kommen: der Gefangene ſteckte ſelbſt ſein Billet hinein, und der Kaſten wurde in das Zimmer des Direktors gebracht, der allein den Schlüſſel dazu beſaß. Beigefügt war dieſer Ordre jedoch die Warnung, den Herrn Direktor auf dieſem Wege nicht etwa mit grundloſen Beſchwerden, Kleinigkeiten oder unverſtändlichem Geſchmiere zu beläſtigen, anſonſt ſchwere Strafe zu gewärtigen ſei. Wer nun weiß, in welcher Unbildung unſere Volksſchulen, trotz ihres „Leſen, Schreiben und Rechnen" die unteren Klaſſen zu erhalten verſtehen, und ſich erinnert, daß die große Mehrzahl der Bewohner unſrer Strafanſtalten gerade aus den Vernachläſſigtſten der unterſten Volksklaſſen beſtehen, wird jener Maßregel ſeine Anerkennung gewiß nicht verſagen. Der Gedanke, an den Herrn Direktor zu *ſchreiben*, war — abgeſehen von den Vielen, welche die Feder nie in der Hand gehabt hatten — für die Meiſten umſo abſchreckender, als die beigefügte Verwarnung ſie nur in die peinlichſte Ungewißheit darüber verſetzen mußte, *was* denn der Herr Direktor wohl etwa für eine „grundloſe Beſchwerde", oder für eine „Kleinigkeit" erachten mochte, wogegen das einzig Gewiſſe dieſes Zweifelfalles die „ſtrenge Strafe" war. Wie viele Bewohner von dieſem Briefkaſten Gebrauch gemacht haben mögen, iſt mir unbekannt. Die Kaſten wanderten indeſſen jeden Sonntag aus allen Theilen der weitläufigen Anſtalt nach dem Zimmer des Direktors, wo ſie meiſt uneröffnet ſtehen blieben. Ich eben-

falls hatte mich einmal bewegen gefunden, im Intereſſe eines Mitgefangenen dieſen Weg, an den Direktor zu gelangen, einzuſchlagen; als ich jedoch nach drei Monaten noch Nichts darüber vernommen hatte, erkundigte ich mich nach dem Schickſal meines Schreibens und erfuhr, daß die Kaſten von damals noch immer nicht eröffnet worden. Zuletzt wurden ſie ſammt ihrem Inhalt bei Seite geſchafft, und mit ihm modert auch meine Verwendung wohl ungeſehen in irgend einer Rumpelkammer Waldheims.

Man ſuchte allgemein die Erklärung der ſichtlichen Abneigung Heink's, den Gefangenen perſönlich gegenüberzuſtehen, in ſeinem Mangel an phyſiſchem Muth. Schon während der Maitage in Dresden ſoll er ſich, ſeiner allgemeinen Unbeliebtheit bewußt, wie man erzählte, in ein Hühnerhaus verſteckt haben: ein Gefangener rühmte ſich laut, den Herrn Direktor bei Gelegenheit eines Rapportes geprügelt zu haben, und Thatſache iſt es, daß Heink nach dieſer Begegnung keinen Sträfling mehr allein empfing: der Aufſeher mußte immer neben demſelben ſtehen.

Eine zweite neue Einrichtung hatte ihren Urſprung wohl in dem nicht ganz unbegründeten Mißtrauen gegen das Militär. Die Gänge vor unſeren Zellen wurden durch Gitter abgeſperrt und die Poſten auf dieſen Gängen kamen in Wegfall. Mit Neujahr 1852 verloren auch die Schützen die Auszeichnung, Waldheim bewachen zu dürfen, und die Beſatzung wurde einem andern Bataillon anvertraut, deſſen, meiſt aus der ſlaviſchen Lauſitz

rekrutirte und sehr stumpfe Mannschaft weniger Besorgniß erregte.

Minder leicht erklärlich war eine weitere Anordnung Heink's, nach welcher die sämmtlichen Isolirten alle vier Wochen ihre Zellen wechseln mußten. Eines Tages entstand auf meinem Gange plötzlich eine sehr geräuschvolle Bewegung. Thüren wurden aufgeschlossen, bald diese, bald jene, ein nicht endendes Hin- und Herlaufen fand statt, bis endlich auch meine Thüre sich öffnete und der Aufseher hereinrief: „Umquartiren!" Es wurde mir bedeutet, Alles zusammenzupacken und nach Nummer Soundso überzusiedeln, die manchmal entfernter, zuweilen aber auch dicht daneben lag. Da man die Zelle übernahm, wie sie der frühere Bewohner plötzlich verlassen hatte, so mußte man sich sofort an ein allgemeines Scheuern und Reinigen begeben, um den neuen Aufenthalt einigermaßen wohnlich zu machen. Das war nun freilich umso schwieriger, als man nur alle Sonnabend etwas warmes Wasser erhielt, um zunächst einige Wäsche zu waschen und dann die Zelle zu scheuern. Die Absicht dieser Maßregel war vermuthlich, etwa angeknüpfte Verbindungen mit den Wandnachbarn abzubrechen; man übersah dabei nur, daß diese Vorsicht zugleich dazu diente, alle Gefangenen einander näher zu bringen, während ohne sie jeder doch höchstens nur mit seinen beiden Nachbarn Bekanntschaft anknüpfen konnte. Für die politischen Gefangenen war dieses Umquartiren vollends ohne Bedeutung, denn schon seit längerer Zeit hatte man die Einrichtung getroffen, uns durch andere Gefangene zu

trennen. Mir persönlich fiel, so lange ich nur das Spinnrad und meine wenigen Effekten zu transportiren hatte, dieser Wohnungswechsel eben nicht lästig; er unterbrach einigermaßen die Monotonie dieses Daseins und bot immerhin Gelegenheit, mancherlei Beobachtungen anzustellen und Erfahrungen zu sammeln. Einmal ward mir sogar in Folge eines solchen Umzuges ein Liebeszeichen von einem verstorbenen Freunde. Ich fand nämlich in der eben bezogenen Zelle hinter dem Brett, welches in einer Ecke angebracht war, um Schüssel, Krug und Lampe darauf zu stellen, einige Blätter Papier, welche in stenographischen Zeichen von der Hand eines, vor mehreren Monaten verstorbenen jungen politischen Gefangenen, die Abschrift eines längeren Briefes enthielten, den ich vor einiger Zeit unter den Freunden hatte cirkuliren lassen.

Es würde zu weit führen, alle die vom Direktor Heink ersonnenen Neuerungen ähnlicher Bedeutungslosigkeit hier zu verzeichnen. Lästig fühlbar machte sich dieser Eifer im Kleinen jedoch vornehmlich dadurch, daß auf die Veranlassung irgend eines Einzelnen hin, gleich allgemeine Anordnungen getroffen wurden. So hatte z. B. Einer, um das laue Mittagessen wärmer zu erhalten, seine kalte zinnerne Schüssel vor dem Ausspeisen in die Ofenröhre gestellt, wo sie auffälliger Weise schmolz — widersprach doch der Versuch allen Erfahrungen, da auch im schärfsten Winter um die Mittagsstunde der Ofen längst seine dürftige Wärme ausgestrahlt hatte. — Wegen dieses einen Falles wurden sämmtliche Ofenröhren zugemacht, und wir Alle verloren damit die Möglichkeit,

uns irgend etwas zu wärmen oder einen Apfel zu braten, die uns in reichlichen Jahren aus dem Garten der Anſtalt verkauft wurden und meiſt nur in etwas veränderter Geſtalt zu genießen waren. Ein Anderer hatte aus langer Weile in ſeinem Blechlöffel einige Zinnknöpfe geſchmolzen; das ſchien ſehr gefährlich, und wir erhielten ſämmtlich ſtatt dieſer Löffel hölzerne, was den Uebelſtand hatte, daß wir nun unſer Fleiſch — wir bekamen nämlich alle zwei Monate wirklich einmal ein Stückchen Fleiſch, was jedoch meiſt ſehr zäher Beſchaffenheit war — gar nicht mehr zerkleinern konnten und aus der Hand in den Mund verzehren mußten. Durch eine ergreifende Schilderung des canibaliſchen Anblicks, den bei dieſer Veranlaſſung alle zwei Monate die Zellen boten, brachte ich es dahin, daß uns an dieſen Tagen wenigſtens auf eine halbe Stunde etwas Meſſerähnliches anvertraut wurde. Für andere Gelegenheiten verſah mir ein elfenbeinernes Papiermeſſer, welches mir geſchickt werden war, nothdürftig ſolche Dienſte.

Einen lebhaften Krieg führte Herr Direktor Heink gegen alle überflüßige Wäſche. Hauptmann Chriſt hatte mir den Gebrauch meiner eigenen Taſchentücher geſtattet, was mir, da ich leider der Untugend des Tabakſchnupfens ergeben bin, ſehr werthvoll war: ſie wurden mir ſämmtlich genommen und es währte lange Zeit, ehe ich durch wiederholte Eingaben und Vorſtellungen die Erlaubniß erwirkte, mir wenigſtens „ordonnanzmäßige", d. h. blaue Tücher verſchaffen zu dürfen. Jede andere Farbe ward ſtreng verpönt. Eines Tages, mitten im Winter, ward

uns ein neuer Befehl eröffnet, dahin gehend, daß es bei schwerer Strafe untersagt sei, zur bessern Erwärmung irgend welche Kleidungsstücke auf das Bett zu legen.

Besonders unser Befreiungsversuch setzte die furchtbare Fantasie des Herrn Heink in geschäftige Thätigkeit, und so ließ er denn auch die Thüren der sämmtlichen politischen Gefangenen mit großen eisernen Stangen und Vorlegeschlössern versehen, welche kostspielige Umständlichkeit jedoch nach einiger Zeit wieder in Wegfall kam. Treuer blieb man einer andern Einrichtung, die im Laufe der Zeit getroffen wurde. Es war eine deutsche Seele, welche die Erfindung machte, den elektrischen Telegraphen derart auf die Thüren von Gefängnissen anzuwenden, daß jedes Oeffnen derselben sogleich signalisirt wurde. Diesen Einfall brachte man auch bei uns an — umso überflüssiger Weise, als die Gänge und Treppen bereits durch Gitter versperrt waren und zahlreiche Militärposten ausstanden, mit denen keine Verständigung bewirkt werden konnte. Der Telegraph war jedoch etwas Neues, er wurde eingerichtet, und jeden Abend hatte man fortan das Vergnügen, zur Probe seiner Wirksamkeit alle Thüren öffnen und fortwährend das Glöckchen im Zimmer des Aufsehers erschallen zu hören.

Durch solche und ähnliche Dinge bekundete der neue Direktor seinen Eifer. Das war jedoch nicht Alles. Er hatte einmal gelesen von der Strenge, mit der in London die Besuche der Untersuchungsgefangenen überwacht werden, und dachte, es sei gut, dasselbe auch in Waldheim einzuführen. Er ließ demnach einen Gang vor seinem

Büren durch ein doppeltes, sehr dichtes Holzgitter derart absperren, daß der Besucher hinter dem einen Gitter, der Gefangene hinter dem andern stand — ohne eine Möglichkeit, sich zu sehen — und zwischen beiden reichlicher Raum für mehrere Aufseher blieb. Mich traf das Loos, diese neue Einrichtung einzuweihen. Eine meiner Schwestern scheute nicht die Reise von England, um mich zu besuchen. Nachdem sie sich in Dresden die Erlaubniß dazu erwirkt, kam sie nach Waldheim. Ohne irgend darauf vorbereitet zu sein, wurde ich eines Tages aus meiner Zelle abgeholt und in das andere Gebäude vor ein Gitter geführt. In dem Zwischenraum saßen zwei Aufseher. Hinter dem andern Gitter frug eine Frauenstimme: „Wo ist denn mein Bruder?" „Da hinter dem Gitter" brummte einer der Aufseher. Auf ein solches Begegnen nicht gefaßt, brach meine arme Schwester in einen Thränenstrom aus und nur schwer gelang es mir, sie einigermaßen zu beruhigen. Der Mittagsstunde wegen drangen die Aufseher zur Eile, und meine Schwester, die schon vorher den bei dieser Gelegenheit gegen sie sehr zuvorkommenden Direktor gesprochen, ging noch einmal zu ihm, um die Erlaubniß zu erwirken, mir die Hand zu reichen. Er gestattete es, jedoch nur unter seiner persönlichen Oberaufsicht. So wurden denn die beiden Gitterthüren geöffnet, wir traten einander näher, und von sechs scharf darauf gerichteten Augen bewacht, drückten wir uns die Hände, wobei meine gute Schwester sich ganz ordonnanzwidrig so weit vermaß, mir, nach einem flüchtigen bittenden Blick auf den Direktor, auch noch einen Kuß zu geben!

Man wird es begreiflich finden, daß ich nach einem ſolchen Auftritt meiner Frau den Wunſch, mich zu beſuchen, verſagte; und die Schilderung, welche ihr meine Schweſter von dieſer Begegnung machte, genügte auch, ſie davon abzuſchrecken. Indeſſen war auch dieſer Neuerung keine lange Dauer beſchieden, und die Gattin eines meiner Freunde konnte ich ſpäter im Beiſein eines Beamten ohne weitere Beläſtigung empfangen.

Das Hauptfeld, auf dem ſich Direktor Heink auszeichnete, war das der Strafen. „Streng aber gerecht", hatte er ſelbſt gleich zu Anfang ſeines Eintritts als ſeinen Wahlſpruch bezeichnet. Erfahrungsmäßig iſt nun aber die Grauſamkeit in den Augen Derer, welche ſie üben, nie etwas Weiteres, als Strenge, und dieſe Strenge auch ſtets nur gerecht. Davon war auch Heink feſt überzeugt. Die brutale und halb verrückte Willkür des Hauptmann Chriſt brachte er in ein förmliches Syſtem, welches mit größter Kaltblütigkeit durchgeführt wurde. Unter ſeinem Regiment kam der Kantſchu wieder in Aufnahme und erreichte die Zahl der jährlich ausgetheilten Hiebe die bereits erwähnte Höhe. Wenn ich nicht ſehr irre, war auch er es, der erſt die qualvolle Lattenſtrafe einführte und ein paar Marterzellen dazu einrichten ließ.

Bei dieſer Gelegenheit muß jedoch daran erinnert werden, daß keineswegs alle Prügelſtrafen von dem Direktor ſelbſt verhängt waren, ſondern ein guter Theil derſelben auch auf Rechnung des Geſetzes kam, indem ſämmtliche Rückfällige — wenn durch richterliches Urtheil

oder auf Gnadenwege nicht ausdrücklich anders verfügt war — zur Verschärfung ihrer Strafe gleich nach ihrem Eintritt den mit ächtem Folterknechtshumor so bezeichneten „Willkomm", d. h. sechzig Stockhiebe erhielten. Bei der großen Menge von Rückfälligen wurde schon hierdurch eine gute Zahl von Stöcken — die immer in großen Partien bezogen wurden und zum Zeichen ihrer vorschriftsmäßigen Stärke und Länge oben wie unten mit einem Siegel versehen waren — abgenutzt. In die Vollstreckung dieser Exekutionen brachten Sonn- und Feiertage keine Unterbrechung. Ja selbst am ersten Weihnachtsfeiertag sah ich Leute dazu abgeführt werden und zerschlagen, kaum fähig sich fortzuschleppen, zurückkehren. Die Geistlichen fühlten sich nicht bewogen, Einsprache dagegen zu erheben.

Die beste Kritik dieser brutalen Gesetzgebung lieferte eines Tages ein oftmals schon wegen kleiner Diebereien bestrafter älterer Mann. Während er auf dem Schimmel seinen gewohnten Willkomm erhielt, sagte er zu dem Aufsicht führenden Oberbeamten: „Ach, lieber Herr, das hilft ja Alles nichts; über's Jahr bin ich doch wieder da, denn draußen nimmt mich Niemand auf, gibt mir Niemand etwas, und will ich nicht verhungern, so muß ich eben stehlen."

Der Direktor war völlig unbeschränkt in der Verhängung von Strafen, und so ließ denn Heink für die unbedeutendsten Dinge den Stock in Bewegung setzen. Ich erinnere mich, daß ein Knabe neun Rantschuhiebe bekam, weil er beim Reinigen des Gartens von Ungeziefer eine

abgefallene Stachelbeere vom Boden aufhob und aß. Ein alter höherer Bergbeamter, der für eine Unterschlagung verbüßte und dem Gärtner zugetheilt war, hatte eines Tages eine Birne aufgehoben und in die Tasche gesteckt. Er wurde von der Schildwache angezeigt und in Arrest gebracht, wo er sich in derselben Nacht noch erhenkte, um der zu gewärtigenden Peinigung und Schmach zu entfliehen. Weder Alter noch Bildungsgrad fand bei Heink irgend welche Berücksichtigung bei seinen Strafbestimmungen. Insofern war er wirklich unparteiisch: er sah nur die Züchtlingsjacke und behandelte oder mißhandelte vielmehr ohne Unterschied Einen wie den Andern.

Zuweilen veranstaltete Direktor Heink auch öffentliche Exekutionen. So waren einmal in den unteren Zellen zwei Gefangene belauscht worden, wie sie eines Abends — es wurde hier unten kein Licht gegeben — um der tödtlichen Langeweile zu entfliehen, sich durch die Wand mit einander unterhielten. Sie wurden zu je 25 Stockhieben verurtheilt, doch sollten zugleich sämmtliche Bewohner des untern Geschosses Zeugen dieser Exekution sein. Unsere Zellen wurden geöffnet und wir mußten unter die Thüre treten. Der „Schimmel" war in der Mitte des Ganges aufgestellt, das Urtheil wurde verlesen, und die Bestialität ging vor sich. Mit aller Wucht holte der zum Folterknecht degradirte Aufseher aus, und nach jedem Streich wurde eine fast minutenlange Pause gemacht, um durch den zweiten Hieb die Nachwehen des ersten nicht abzukürzen. Ueber eine halbe Stunde währte dieser scheußliche Auftritt. Ein junger, wegen Raubmords

zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilter Wende, dessen energischer und trotz seines furchtbaren Verbrechens, doch nicht unedel angelegter Charakter jedoch bei richtiger Behandlung zu den besten Hoffnungen berechtigte, war durch mehrfache wirkliche oder gewähnte Ungerechtigkeiten so aufgebracht worden, daß er in einem Anfall von Raserei seinen Webstuhl vor die Thüre schob und Jeden, der hereindränge, zu erschlagen drohte. Heink kam herüber, um selbst mit ihm zu parlamentiren, als er aber die Drohungen des Wüthenden hörte, entfernte er sich wieder und schickte den Aufsehern wiederholt den Befehl, ihn sofort lebendig oder todt aus seiner Zelle zu holen. Dieser Befehl besagte aber nichts weniger, als daß mindestens der Erste, der die Schwelle überschritt sein Leben opfern solle, denn der junge starke Mensch stand, mit einem schweren, aus dem Webstuhl genommenen Balken in der Hand, wohlgedeckt neben der Thüre, und würde in seiner Wuth dem Ersten, der sich zeigte, unfehlbar den Kopf zerschmettert haben. Es war den Aufsehern gewiß nicht zu verargen, daß Keiner die Lust in sich verspürte um solchen Preis den Andern den Weg zu bahnen, zumal der Herr Direktor selbst ihnen durch seinen schleunigen Rückzug von dem gefährlichen Schauplatz, ein so ermuthigendes Beispiel gegeben hatte. Sie machten also dem Trotzigen ruhige Vorstellungen, sein Zorn legte sich allmälig, und endlich übergab er sich selbst. Diesen Exceß glaubte Heink ganz exemplarisch bestrafen zu müssen, obwohl eine Nachahmung desselben gerade am wenigsten zu befürchten stand. Der junge

Wende ſollte 60 Stockhiebe, und zwar in Gegenwart aller Gefangenen, mit Ausnahme der Iſolirten, empfangen. Die Bank wurde im großen Speiſeſaal aufgeſtellt, und vor den verſammelten Bewohnern der Anſtalt und den meiſten Oberbeamten — auch der Direktor und ſelbſt der Paſtor (!) fehlten nicht — erprobten nach einander drei der ſtärkſten Aufſeher ihre Kraft an dieſem Menſchen. Als er endlich losgeſchnallt wurde, blieb er mit geſchloſſenen Augen und ohne Lebenszeichen liegen. Da befahl Heink, ihm, wenn er binnen einer Stunde nicht aufgeſtanden ſei, noch weitere 60 Hiebe zu geben. Dazu kam es jedoch nicht. War ſeine Ohnmacht nur Verſtellung oder Wahrheit geweſen, vor Ablauf der Stunde noch erhob er ſich und wurde auf längere Zeit in Arreſt gebracht.

Dieſer Auftritt war ein ſo ſcheußlicher, daß mehrere der gezwungen beiwohnenden Gefangenen in Ohnmacht fielen, und das Miniſterium ſelbſt nahm doch ſo weit Notiz davon, daß es dergleichen öffentliche Exekutionen für die Zukunft unterſagte. Die Mittel der Menſchenquälerei waren jedoch dem Direktor Heink durch dies Verbot im Geringſten nicht verkümmert, galt es ja doch nur den öffentlichen Aufführungen, privatim mochte nach wie vor geſchehen, was da wolle. Selbſt die abgehärteten Aufſeher konnten nicht Schritt halten mit dem neuen „Syſtem", welches „durch ganz Europa von Waldheim ſprechen machen ſollte", und Einer derſelben ſagte mir einſt: „Es werden uns jetzt Dinge (Befehle, Verhaltungsmaßregeln in Betreff der Gefange-

nen) vorgelesen, die Einen schaudern machen." Dieser Schauder war allerdings wohlbegründet, denn Pastor Kohl nahm gar keinen Anstand zu wiederholten Malen bei seiner Erläuterung des Gebotes: Du sollst nicht tödten, jene Verläumder als Mörder zu bezeichnen, deren falsche Denunciation Unschuldigen so schwere Strafen zugezogen, daß sie unter denselben erlagen. Die Direktion — meinte er — sei nicht verantwortlich dafür, denn zur Aufrechthaltung von Zucht und Ordnung müsse sie nun einmal mit aller Strenge vorgehen. Der fromme Herr bedauerte nur die Unschuldigen, welche in solcher Weise zu Tode gemartert wurden; jene Andern dagegen, welche eine wirkliche Uebertretung derart mit dem Leben bißen mußten, hatten demnach nur erduldet, was ihnen gehörte. Dies, in meinem Beisein zu zweien Malen von der Kanzel herab abgelegte Zeugniß des Anstaltsgeistlichen selbst genügt wohl zur Erhärtung derartiger Vorkommnisse. Zum Ueberfluß wurde mir auch ganz unmittelbar ein solcher Fall bekannt. Unter den Correctionären befand sich ein, mit einer Art epileptischem Nervenzucken behafteter Schneider aus Leipzig, der, in Folge seiner Krankheit erwerbsunfähig geworden, statt einer Versorgungsanstalt, immer wieder der Correctionsanstalt zugewiesen worden war. Tappelfritze oder Tappelschulze, wie er seines Zustandes wegen genannt wurde, schien sich viel auf seine feinen Manieren zu Gute zu thun, und die nie ruhenden Zuckungen machten seine häufigen Komplimente noch devoter; dabei war er jedoch nach Art aller Nervenkranken zuweilen sehr leicht zu reizen und

überhaupt als unzurechnungsfähig zu betrachten. Eines Tages nun, als er zum Spaziergang aus dem Hause trat, gerieth er in Folge einer groben Aeußerung eines Aufsehers, der kurz nachher wegen ähnlicher Krankhaftigkeit entlassen werden mußte, derart außer sich, daß er diesen anfiel, was jedoch keine Folgen hatte, da er von dem Aufseher selbst und den Hinzueilenden schnell überwältigt wurde. Tappelfritze sollte für dies Verbrechen durch zehntägigen Pattenarrest büßen. Diese unmenschliche Folter ward bereits früher beschrieben. Der Arme ertrug in dünner Kleidung und bei ausnahmsweise strenger Winterkälte die über ihn verhängte Strafe, mußte aber nach Beendigung derselben gleich auf die Krankenstube gebracht werden, wo er am dritten Tag sein vielgequältes Leben endete.

Es würde diese Blätter in's Ungebührliche anschwellen, wollte ich alle, selbst nur mir bekannt gewordenen ähnlichen Thatsachen hier verzeichnen; ich werde bei Schilderung der Behandlung, welche den politischen Gefangenen wurde, noch reichliche Gelegenheit finden, die Leitung des Director Heink nach Verdienst zu charakterisiren.

Schon an dieser Stelle jedoch dürfte es passend sein zu bemerken, daß Heink durchaus nicht so ganz nur der Wütherich war, als welchen ihn freilich seine Handlungsweise erscheinen läßt. Seine Amtsführung, die, zum Unglück für Tausende, zwölf bis dreizehn Jahre währte, konnte allerdings nicht wohl schlechter sein, allein es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er den Willen hatte, seiner Aufgabe möglichst zu entsprechen: es fehlten ihm

leider nur alle dazu erforderlichen Eigenschaften. Der deutsche Polizeidienst jener Zeit war eben keine Schule der Ehrenhaftigkeit, und Heinl schien, unterstützt vielleicht von natürlicher Anlage, jede Achtung vor der Wahrheit darin verloren zu haben. Kaltblütiger „das Ding zu sagen, was nicht ist", war nicht möglich. Man blieb stets im Zweifel, ob man ihm glauben dürfe, oder nicht, und er selbst schien oft unsicher darüber zu sein, wenigstens nahm er es gar nicht übel oder lachte auch darüber, wenn man sich offen für das letztere entschied, sofern es nur mit guter Manier geschah. So wiederholte er mir später noch einmal ganz vertraulich, daß er ja durch und durch Demokrat sei, fand aber doch meine Bemerkung ganz zutreffend, daß er solchenfalls weit eher noch meine Kleidung, als die seine tragen würde. Der leidige Polizeidienst — dem er freilich die wesentlichsten Eigenschaften mochte entgegengebracht haben — hatte es ihm soweit angethan, daß ihm Wahrheit oder Unwahrheit eben nur indifferente Mittel waren, zwischen denen man beliebig wählen konnte, je nachdem es gerade am zweckmäßigsten erschien. Bei alledem besaß er doch auch eine gewisse Weichheit, die sich zuweilen sogar durch Thränen bekundete, die ich weit entfernt war in jedem Falle für künstlich erpreßt zu halten, obschon der Umstand, daß ziemlich permanent, in seinem linken Augenwinkel eine Thräne in Bereitschaft saß, einen solchen Verdacht leicht erzeugen konnte. Immerhin verhinderte ihn diese sporatische Weichheit keineswegs an den empörendsten Grausamkeiten, die er dann vor sich selbst

wie vor Anderen ſtets als „traurige Nothwendigkeiten“ zu rechtfertigen ſuchte. Wer ſich einmal mit „traurigen Nothwendigkeiten“ befreundet hat, findet ſchwer eine Grenze. Dieſelbe traurige Nothwendigkeit, welche den Direktor Heink nach dem Zeugniß ſeines eigenen Paſtors ſo oft gezwungen hatte, Gefangene zu Tode martern zu laſſen, zwang ihn auch, aus ökonomiſchen Gründen, ſie in den Jahren 1855 und 1856 zu Tode hungern zu laſſen. Die Sterblichkeit in der geſammten Anſtalt erreichte in dieſen Mißjahren die furchtbare Höhe von 9 bis 10 Procent jährlich, und zwar unter lauter Erwachſenen, deren große Mehrzahl ſich in den beſten Jahren befand. Wegen der herrſchenden Theuerung wurde die Koſt, bei unvermindert anſtrengender Arbeit, faſt gänzlich nur auf die nahrungsloſeſten Pflanzen, wäſſerige Rüben, Kraut und etwas Kartoffel beſchränkt, ſo daß die ſtarkſten Männer ſich völlig entkräftet fühlten und die ſchwächeren maſſenweiſe hinſtarben. Erſt als dieſe Menſchenvertilgung bereits längſt den höchſten Punkt erreicht hatte, drang die Kunde davon in die Oeffentlichkeit, und die Regierung — wenn ich nicht irre, durch die zweite Kammer dazu angeregt — ordnete eine Unterſuchung und Abſtellung dieſes mörderiſchen Sparſyſtems an.

Wenn bei allem Dieſen Direktor Heink ſich den Gedanken an die Verantwortung der Oeffentlichkeit gegenüber nie anfechten ließ — wenigſtens nicht früher als am letzten Abend meines Dortſeins — ſo hatte er dafür nicht nur das Beiſpiel ſeiner höchſten Vorgeſetzten, ſondern

auch ihre ausdrückliche Verwarnung für ſich, denn — wie er mir ſelbſt ſagte — lautete die eindringliche Lehre, welche Miniſter von Frieſen ihm für ſein neues Amt mitgegeben dahin: ſich ſchlechthin gar nichts aus der öffentlichen Meinung zu machen. Direktor Heink befolgte denn auch dieſe Vorſchrift im ausgedehnteſten Sinne und erweiterte ſie noch dahin, daß er ſich ſchließlich auch aus der Meinung ſeiner Vorgeſetzten und Mitbeamten ſelbſt gar nichts mehr machte. Der gänzliche Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit in ſeiner Geſchäftsleitung überſtieg alle Vorſtellung: die wichtigſten Dinge blieben monate-, jahrelang liegen; die Oberbehörde mahnte vergeblich und ordnete zuletzt, mit eben ſo wenig Erfolg an, daß der Direktor jeden ihm zukommenden Erlaß den ſämmtlichen Oberbeamten der Anſtalt mittheilen mußte, die dann zu Dutzenden Mahnungen an den Direktor zu leſen bekamen, wie z. B.: er ſolle bei Strafe von 3 oder 5 Thaler binnen drei Tagen endlich den ſo oft verlangten Bericht u. ſ. w. einſenden. Das ging ſo fort bis zu Ende meines Aufenthalts in Waldheim.

Es mag unbegreiflich erſcheinen, wie eine derartige Mißleitung einer der größten und wichtigſten Anſtalten des Landes ſo lange geduldet werden konnte, allein man würde Unrecht thun, der unmittelbar vorgeſetzten Behörde einen Vorwurf daraus zu machen. Nach glaubwürdigen Verſicherungen hatte Regierungsrath von Zahn, dem das geſammte Gefängnißweſen untergeben war, ſobald er den mit der Anſtellung Heink's gemachten Mißgriff erkannt, ſich auf's eifrigſte bemüht, ihn von dieſer Stelle wieder

zu entfernen, war jedoch bei Herrn von Beust, der nach dem Rücktritt des von Friesen auch das Ministerium des Innern übernommen, auf den unbeugsamsten Widerstand gestoßen. „Heink bleibt", war seine stete Antwort auf alle Vorstellungen. Aus dem Munde von Anstaltsbeamten erzähle ich es, daß Herr von Zahn, der sich die Sache zu Herzen nahm, in Folge der Unmöglichkeit, die so nothwendige Entfernung zu erwirken, derart gelitten habe, daß für seinen Geisteszustand zu befürchten und er auf längere Zeit in eine Privatheilanstalt gebracht worden war. Ich wiederhole damit selbstverständlich nur, was mir von glaubwürdiger Seite mitgetheilt worden war, da mir selbst keinerlei Mittel und Wege zu Gebote standen, direkte Beweise dafür zu erlangen, und diese außerhalb der Beamtenkreise auch jetzt nicht zu beschaffen sein dürften.

Die Ursache der wirksamen Unterstützung, welche Herr von Beust dem ihn persönlich — wie die Folge zeigte — sehr gleichgültigen Heink angedeihen ließ, suchte man allgemein in folgenden Verhältnissen.

Der König Friedrich August „der Gerechte" — dessen Gerechtigkeit ihn nicht verhindert hatte den Garde-Major Agrado (der die Erklärung seiner Mutter, daß dieser Friedrich August ein von ihr selbst in Ehebruch gezeugtes Kind und demgemäß nicht der rechtmäßige Kurfürst sei, an den Reichstag in Regensburg bringen sollte) dreißig Jahre lang, bis an sein Ende im Jahre 1800 auf dem Königstein in einsamer strenger Haft zu halten — dieser Friedrich August hatte eine einzige

Tochter, die Prinzessin Auguste hinterlassen, die als alleinige Erbin ihres Vaters für sehr reich galt und die Cousine und nächste Verwandte des jetzigen Königs ist, der für einen sehr sparsamen Wirth gilt. Diese hochbejahrte Dame nirgendwie unangenehm zu berühren, erschien demnach Herrn von Beust aus naheliegenden Gründen eine wichtige staatsmännische Sorge. Nun war Direktor Heink der Sohn des alten Hegereiters Heink, eines ehemaligen Leibjägers König Friedrich August's, der als vielleicht das letzte lebende Inventarstück ihres Vaters und überdieß als eifriger Katholik, bei der Prinzessin Auguste in hoher Gunst stand.

Jeder, der einige Einsicht in das deutsche Hofwesen und zumal in das Getriebe unsrer Kleinstaaterei hat, wird nun leicht begreifen, welches Gewicht Herr von Beust darauf legte, durch dessen Sohn den alten Hegereiter, durch diesen die reiche Prinzessin Auguste, und durch diese wieder den König in guter Laune zu erhalten, d. h. mit anderen Worten: dem Letzteren nicht etwa die Erbschaft, oder sich selbst die Stellung zu gefährden, und daß demgemäß Heink, so lange die alte Prinzessin **lebte**, Direktor von Waldheim bleiben **mußte**, mochten auch immer Tausende an Leib und Seele darüber zu Grunde gehen und gewissenhafte Beamte den Verstand verlieren. Was dieser Erklärung die größte Wahrscheinlichkeit verleiht, ist die Thatsache, daß dem Tode der hochbejahrten Prinzessin vor einigen Jahren, auch die Enthebung Heink's von seinem Posten unmittelbar folgte. Der alte Hegereiter, falls er noch lebte, war fortan nicht

mehr gefährlich. Um jedoch das begangene ſchwere Unrecht nicht einzugeſtehen, wurde Heink mit dem Titel eines Regierungsrathes von der Direktion Waldheim's entfernt, was auch einer gewiſſen Billigkeit nicht ermangelte, denn die Verantwortung für die von ihm verübten Gräuel laſtete weit weniger noch auf ihm ſelbſt, als auf Demjenigen, der ihn in voller Kenntniß ſeiner Unwürdigkeit, dennoch in dieſer Stelle erhalten hatte.

Nach dem bereits Mitgetheilten wird man der Verſicherung leicht Glauben ſchenken, daß Direktor Heink die politiſchen Gefangenen im Ganzen nicht ſchlechter behandelte, als die Andern. Ja, es mochte vielleicht ſein geheimer Demokratismus Urſache geweſen ſein, daß er ſich — wie es nicht verſchwiegen bleiben darf — wenigſtens gegen Manche von uns beſonders rückſichtsvoll erwies. Ich ſelbſt darf mich, wenigſtens was die äußere Begegnung anlangt, zu dieſen Begünſtigten zählen, und erwähne es hier gern als ein verſöhnendes Moment, daß es mir verſchiedene Male gelungen war, durch direkte Vorſtellungen eine Milderung der Lage von Mitgefangenen, politiſcher oder anderer, zu erwirken. Obwohl es zu dieſem Zwecke unvermeidlich war, eine gewiſſe Kenntniß von Vorgängen zu verrathen, die mir hätten verſchloſſen bleiben ſollen, ſo begnügte ſich Heink bei ſolchen Gelegenheiten doch ſtets damit, anzudeuten, wie er mich wohl

dafür strafen könne, unterließ es jedoch in der Regel weiter nachzuforschen, wie ich die Sache erfahren, und gewährte öfters meinen Wunsch. Freilich gehörte dazu jedesmal, daß sowohl die Verhältnisse an sich als auch ihre Darstellung derart waren, daß er Schanden halber nicht wohl anders konnte. Daß er trotzdem keinen Anstand nahm, auch gegen mich sein eigentliches Wesen zu bekunden, werde ich noch Gelegenheit finden darzuthun. Die einzige Unterscheidung in seiner Behandlung der politischen Gefangenen von der, welche den Anderen wurde, bestand darin, daß er die den gebildeten Kreisen Angehörigen von uns, wie es gleich Anfangs das Beispiel des Hauptmann von Bünau nicht wohl anders zuließ, in der dritten Person, statt mit dem vorgeschriebenen „Du" anredete. Immerhin schützte uns diese kleine conventionelle Form gegen manche Rohheiten in der Begegnung, denen die anderen ausgesetzt blieben.

Bald nach Entdeckung unseres Befreiungsversuches fand Heink eine neue Gelegenheit, seinen demokratischen Eifer im Dienste der deutschen Reaktion zu bewähren. Eines Morgens, am 27. October 1851, ereignete sich der seltene, in diesem Hause vielleicht nie dagewesene Fall, daß ein höherer Officier in glänzender Uniform als Correctionär eingeliefert wurde. Es war dies ein Pole, Major in der ungarischen Armee, der vor sechs Monaten auf seiner Durchreise in Leipzig verhaftet worden war, weil man daselbst von Wien aus die Weisung erhalten hatte, auf Mieroslawski zu fahnden, und ihn hier gefunden zu haben glaubte. In dem Reisen des

reichlich mit Geld und auch mit einem regelrechten, auf den Namen Padiczky lautenden Paß aus Warschau versehenen Polen, fand sich zu seinem Unglück ein Brief der Mutter Mieroslawski's an ihren Sohn, was begreiflicherweise als Bestätigung des Verdachtes diente. Obwohl nun für Sachsen durchaus keine Vertragspflicht bestand, der Oesterreichischen Regierung bei Verfolgung ihrer außerdeutschen Flüchtlinge behülflich zu sein oder dieselben auszuliefern (ein dahin gehender Vertrag wurde erst von Herrn von Beust im Jahre 1853 und zwar ganz geheim abgeschlossen), so hatte doch die europäische Reaktion auch damals schon ihre Solidarität zu gut erkannt, um sich nicht gegenseitig nach Kräften behülflich zu sein. Alles Leugnens ungeachtet galt der Verhaftete für Mieroslawski, zumal die polizeilichen Anfragen in Warschau ergaben, daß der in seinem Passe genannte Joseph Padiczky jene Stadt gar nicht verlassen hatte. Da alle Bemühungen der Leipziger Polizeibehörde den Gefangenen nicht bewegen konnten, sich als Mieroslawski zu bekennen, so lieferte sie ihn nach sechs Monaten als „Vagabund" in die Correctionsanstalt zu Waldheim ein, wo man wirksamere Zwangsmittel hatte, ihn zum Geständniß zu bringen. Heink war ganz der Mann, diese Mittel in Bewegung zu setzen. Padiczky — wie ich ihn nennen will, da mir sein wirklicher Name unbekannt blieb — wurde von dem Director zuerst mit größter Artigkeit empfangen. Er mußte sich zwar bequemen die Kleidung der Correctionäre zu tragen, doch wurde er isolirt und ihm der Gebrauch seiner Leibwäsche und seidenen

Taschentücher gestattet. Als er aber nach einiger Zeit, trotz aller dieser Vergünstigungen und der steten Mahnungen Heink's ungeachtet doch nicht Mieroslawski sein wollte, wendete sich das Blatt: seine Wäsche wurde ihm entzogen und er selbst in die Wollschlägerei gebracht. Dort hatte er, ein sehr kleiner, an schwere Arbeit nicht gewöhnter Mann, den ganzen Tag, durch 12 bis 13 Stunden, mit zwei Stöcken den Staub aus der rohen Wolle zu klopfen. Dabei wurde ihm gleich von vornherein aufgegeben, das ganze Pensum, wie die tägliche Arbeitsaufgabe genannt wurde, zu liefern, wozu auch der stärkste und geübteste Mann alle seine Kräfte aufbieten mußte. Selbstverständlich vermochte er das nicht zu leisten. Er wurde vorgeschriebener Massen von dem Aufseher angezeigt, und Direktor Heink diktirte ihm zur Strafe sechzig Stockhiebe, zugleich mit seiner grinsenden Höflichkeit ihm zuflüsternd: „Gestehen Sie doch, daß Sie Mieroslawski sind, und Sie haben keine Strafe zu erdulden und erfreuen sich sogleich wieder aller früheren Bequemlichkeiten." Padiczky zuckte mit den Schultern und sagte: „Das kann ich nicht, es ist nicht wahr." So erhielt er denn seine sechzig Hiebe, und wurde in die Wollschlägerei zurückgebracht. Begreiflicherweise war er jetzt noch weniger im Stande, der absichtlich übertriebenen Aufgabe zu genügen. Nach acht Tagen stand er wieder unter gleicher Anklage vor dem Direktor. Ganz dieselbe Scene wiederholte sich: sechzig Stockhiebe, wenn er sich nicht als Mieroslawski bekennen wollte. Doch diesmal rettete ihn der Arzt, der jeden zu schwerer körperlicher

Züchtigung Verurtheilten zu untersuchen hatte, ob er die Strafe ohne Gefahr würde ertragen können. Die Wunden Padiczky's von seiner ersten Mißhandlung waren noch offen, und der Arzt legte Einsprache ein gegen eine so schnelle Wiederholung derselben. Die Lage des Armen besserte sich dadurch nicht: die Strafe wurde nur abgeändert, und er erhielt statt der Hiebe Krankenkost dritter Klasse auf vier Wochen. Diese Strafe, welche auf Seite 258 geschildert ward, entkräftete den Unglücklichen derart, daß nach einigen Wochen der Arzt zu ihm gerufen wurde. Dieser fand ihn ausgestreckt auf seinem Lager, unfähig sich zu erheben und vor Schwäche zitternd. Er schlug die Hände zusammen über diesen Anblick, erklärte aber auf die Bitte des Gemarterten, ihm zu helfen, daß er leider Nichts vermöge: der Direktor habe unbeschränkte Macht, und erst wenn ein Gefangener in nachweisbarer Folge der Strafe das Leben eingebüßt habe, könne der Arzt sich mit einer Vorstellung an das Ministerium wenden. Es besagte dies mit anderen Worten: Verhungere doch nur, dann will ich für die nachfolgenden Leidensgenossen etwas thun. — Padiczky verhungerte nicht, und vielleicht trugen die Butterbrote, welche ich, in allen Theilen meiner dürftigen Kleidung versteckt, ihm in die katholische Unterrichtsstunde mitbrachte, dazu bei, ihn hinzufristen. Von dieser Qual erlöst, doch neuen Martern entgegensehend, kam er unter dem Druck des Leidens auf den traurigen Einfall, sich durch Aneignung eines falschen Namens vor weiteren

Verfolgungen zu schützen. Was ihn verhinderte sich zu nennen, blieb mir unbekannt, allein jener ungeschickt ausgeführte Versuch brachte ihm neue sechzig Hiebe, und zwar diesmal als „Lügner" ein.

Erbaulich war die Entrüstung und Verachtung sämmtlicher Oberbeamten und des Direktors selbst, als sie den fast zu Tode Gequälten in seiner Verzweiflung und halben Unzurechnungsfähigkeit auf falschem Wege ertappt. Es schien wirklich, als habe ihn diese Nothlüge in ihren Augen gänzlich vogelfrei gemacht. Er fand von dieser Stunde sogar kein Mitleid mehr.

Indessen hatten die angestellten weiteren Nachforschungen mit der Zeit doch ergeben, daß er wirklich nicht der so grundlos gefürchtete Mierosławski sein konnte, und damit wurde er den Behörden gleichgültiger. Ihn nach Erkenntniß des Irrthums freizugeben, war man jedoch weit entfernt. Unter der alten Anklage der „Legitimationslosigkeit" blieb er nach wie vor in der Correctionsanstalt und hatte sogar bis an das Ende seines Aufenthalts in Waldheim den Koth zu tragen. Am 1. März 1853, also nach einem Jahr und fünf Monaten, im Ganzen aber nach zweijähriger Gefangenhaltung, wurde er abgeführt, um, wie ich vernahm, an Rußland ausgeliefert zu werden. Auf dem Wege dahin, in Breslau, soll es ihm mit Hülfe von Freunden gelungen sein, zu entkommen. Ob die Mittheilungen über alle diese Vorgänge, welche ich zu verschiedenen Malen an den edlen Polenfreund, Lord Dudley Stuart und Andere gelangen ließ, etwas hierzu beigetragen haben, ist mir unbekannt

geblieben. Ich habe nichts weiter von diesem Opfer der königlich sächsischen Politik und Menschlichkeit gehört.

Noch einen andern polnischen Flüchtling beherbergte die Correctionsanstalt zu Waldheim, doch diesen nur auf drei Monate. Er war aus Warschau zu einem Verwandten nach Dresden gekommen, dort von der Polizei aufgegriffen worden und, weil ebenfalls legitimationslos — er hatte versäumt, sich von der russischen Regierung einen Paß auf seine Flucht mitgeben zu lassen — zu den Vagabunden gesperrt worden, bis ihm gestattet wurde, nach Amerika auszuwandern.

Mehrere der, an politischen Gefangenen verübten Scheußlichkeiten sind in letzter Zeit durch die Tagespresse hinreichend bekannt geworden, und ich gedenke ihrer hier nur der Vollständigkeit wegen.

Mein Freund Moritz Kirbach, damals noch Rechtscandidat, der längere Zeit nach dem Maikampf auf freiem Fuße geblieben und später erst verhaftet wurde, kam im Jahre 1852, auf Lebenszeit verurtheilt, nach Waldheim. (Sogar im Jahre 1857 wurden noch 13 Maigefangene in's Zuchthaus eingeliefert!) Er mußte spinnen. Um ab und zu etwas freie Zeit zum Lesen zu erübrigen, lieferte er, mit Bewilligung seines Aufsehers, täglich nur das vorgeschriebene Quantum Gespinnste ab und hob das Uebrige, was er zu Stande gebracht, auf, bis ihm diese Ersparnisse vielleicht einen halben Tag Arbeit decken mochten, den er mit seinen wenigen Büchern besser verwerthen konnte. Ein anderer Aufseher entdeckte diesen kleinen Vorrath Garn und zeigte die Sache dem Direktor

an. Dieſer erkannte darin einen ausgeſprochenen Fluchtplan — obwohl Niemand im Stande geweſen wäre zu ſagen, wiefern dieſe Fäden dabei dienlich hätten ſein können, zumal unſere Fenſter auf den mit Wachen beſetzten innern Hof gingen. Ohne die wahrheitsgemäße Erklärung des Vorfalls irgend einer Beachtung zu würdigen, ließ Heink dem nach Geiſtesnahrung Lechzenden zur Strafe den ſogenannten Springer anlegen, welches Inſtrument aus zwei ſchweren, durch eine Kette mit einander verbundenen eiſernen Fußringen beſtand und das Gehen ſehr erſchwerte, indem es nur ganz kurze Schritte zu machen erlaubte. Kirbach mußte dieſen Springer tragen, bis die Eiſen ihm die Haut abgeſchunden und eine bis auf die Knochen reichende Eiterung erzeugt hatten, ſo daß der Arzt, den Eintritt des Brandes befürchtend, auf ihre Abnehmung drang. Kirbach trägt heute noch die Narben dieſer ebenſo unprovocirten als zwecklosen Mißhandlung.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ſollte ich die Herzensbildung des Direktor Heink auch aus eigenſter Erfahrung kennen lernen. Einige Monate, nachdem ich meine längeren Uebungen auf dem Spinnrad begonnen, drückte mir eines Sonntags auf dem Kirchgang ein politiſcher Mitgefangener — der auch auf dem Friedhof zu Waldheim ruht — ein kleines Päckchen in die Hand. Ich verbarg es ſchnell. Auf meiner Zelle öffnete ich es, und fand darin Bleiſtift, Feder, Tintenpulver und Papier, ſowie in einigen Zeilen die Mittheilung des recht gut erſonnenen Planes einer ausgedehnteren Correſpondenz zwiſchen den befreundeten

Schicksalsgenossen, die einigermaßen Ersatz leisten sollte für die uns gänzlich versagte Möglichkeit irgend eines Gedankenaustausches.

In der Welt, wo sich dem Geiste stets neue Anregung bietet und er die Ergebnisse seines Denkens auf diese oder jene Weise zu einer That gestalten und erproben kann, entbehrt man leicht einen vollkommen zusagenden Umgang, der uns ja auch so selten wird. Anders dagegen in der völligen Abgeschlossenheit der einsamen Haft, wo nicht nur jede Anregung, sondern auch jede Wirksamkeit abgeschnitten ist und der Geist Alles aus sich selbst schöpfen, zugleich aber auch all' das Gedachte als einen todten, unfruchtbaren Ballast in sich aufspeichern muß, bis ihn die Last zu erdrücken droht und auch oft genug seine Spannkraft lähmt. Gerade der Isolirte, von dem Leben Abgesperrte bedarf mehr als jeder Andere einer durchaus freien und seiner Bildungsstufe entsprechenden Ansprache, soll er mit der Zeit nicht geistig verkommen. Zu wiederholten Malen habe ich den verschiedenen Direktoren, in besonderen Eingaben auch dem Ministerium, diese Nothwendigkeit begreiflich zu machen gesucht und verlangt, daß uns — wie dies selbst Kaiser Franz seinen Opfern auf dem Spielberg zugelassen hatte — gleichviel unter welchen äußeren Vorsichtsmaßregeln, wenigstens gruppenweise ein freier Umgang unter uns gestattet werde. Erst im Jahre 1856 oder 57 errang ich die Erlaubniß, daß uns auf besonderes Verlangen in Gegenwart eines Oberbeamten eine Unterredung erlaubt sein solle; allein dieser uns eröff-

nete Befehl ſchien gleichzeitig von einer heimlichen Ordre, ihn nie zur Ausführung zu bringen, begleitet geweſen zu ſein, denn alles Drängens ungeachtet, konnte ich es nicht dazu bringen, mit einem meiner Freunde, den ich einer literariſchen Arbeit wegen zu Rathe ziehen wollte, darüber zu ſprechen. Daß die ſeltneren Gelegenheiten, Dieſem oder Jenem heimlich ein paar Worte zuzuflüſtern, dieſem Bedürfniß keineswegs genügen konnten, iſt ſelbſtverſtändlich; derartige flüchtige Mittheilungen mußten ſich auf Thatſächliches, auf Neuigkeiten von innerhalb oder außerhalb der Anſtalt beſchränken; und die Geſpräche mit den Geiſtlichen oder andern höheren Beamten waren in Folge der vorſchriftsmäßigen Richtung, welcher die meiſten der Erſteren huldigten, ſo wie der auf die Amtserforderniſſe beſchränkten Bildung der Anderen wegen nicht geeignet, uns zu befriedigen; zumal jene der handwerksmäßige Bekehrungseifer nur ſelten verließ, und dieſen es meiſt ſehr ſchwer fiel den Beamten und Vorgeſetzten zu vergeſſen. So war mir denn jene Nachricht eine hochwillkommene, zumal mir bei meinem Spinnrad und der Bibel, die ich bereits faſt auswendig wußte, die völlige Einſamkeit furchtbar drückend zu werden anfing und ich ſchon öfters wegen meines Geiſteszuſtandes in Beſorgniß geweſen war. Mit Freuden ergriff ich daher dieſe Gelegenheit, und ſchnell war ein lebhafter Depeſchenwechſel zwiſchen den verſchiedenen Zellen in Gang geſetzt. Die Gegenſtände unſerer Correſpondenz waren ſehr harmloſer Natur, ſie betrafen nur theoretiſche und ſpekulative Fragen aus den Gebieten der allgemeinen

Politik, Literatur und Philosophie, untermischt mit den seltenen Neuigkeiten, von denen der Eine oder Andere Kenntniß erhalten hatte. Das währte mehrere Monate; allein, wie so oft, erzeugte auch hier die Sicherheit Unvorsichtigkeit. Einer der auf Socken schleichenden Aufseher belauschte eines Abends die Unterhaltung zweier politischer Wandnachbarn, in welcher auch unsere Correspondenz und die Namen mehrerer Betheiligten erwähnt wurden. Er machte sogleich dem Direktor Anzeige von seiner Entdeckung, und noch am selben Abend fand eine allgemeine Durchsuchung unserer Zellen und Personen statt. Bei mir wurde ein Schreiben gefunden, welches ich in den nächsten Tagen weiterzugeben beabsichtigte; bei Anderen machte man ähnliche Funde. Zeugte auch immerhin der Inhalt dieser Mittheilungen für ihre gänzliche Gefahrlosigkeit, so verstand doch Heink seinen Vortheil zu gut, um nicht das möglichste Kapital aus dem Erfolg seines wohlorganisirten Ueberwachungssystems zu ziehen. Die Sache wurde zu einer wichtigen Staatsaffaire gemacht. Glümer und ich, die wir von dem Befreiungsversuche her als Anstifter alles Unheils galten, mußten es ganz fälschlicherweise auch hier gewesen sein und wurden zu vierwöchentlicher Krankenkost dritter Klasse — d. h. sechs Loth Semmel des Tags — begleitet vom Klotztragen, verurtheilt. Daß wir den Irrthum nicht aufklärten, versteht sich von selbst.

Was mit dieser Strafe — die vielmehr unseren Peinigern gebührt hätte — beabsichtigt sein mochte, ist mir zur Stunde noch unbegreiflich, denn abschrecken

konnte sie mich ebenso wenig, als mich der Mittel, zu correspondiren berauben, wie denn meine Frau gerade in dieser Zeit heimlich ein Briefchen von mir erhielt, welches ich, in Ermangelung eines Bleistifts, mit einer Nadel schreiben mußte, indem ich die Buchstaben durch Stiche zeichnete. Eine besondere Raffinerie der Grausamkeit bestand nämlich darin, daß den in Ungnade Gefallenen zwar die von ihren Verwandten eingehenden, zuvor aber doppelten Censurstrichen unterliegenden Briefe ausgehändigt wurden, ihnen selbst dagegen versagt war, Jenen zu schreiben, in Folge dessen also Diese durch Ungewißheit und Sorge gemartert wurden.

Bei dieser Gelegenheit ward mir ein schlagender Beweis der gänzlichen Erfolglosigkeit blos mechanischer Mittel in den Gefängnissen. Die Entdeckung unserer Correspondenz geschah Anfangs December 1852. Ich wurde noch am selben Abend in eine der halbdunkeln Strafzellen Parterre, den sogenannten Katakomben, gebracht. Am nächsten Tage schon hörte ich in der Nebenzelle Geräusch: ein Nachbar war eingetroffen. Kaum war es ruhig geworden auf dem Gang, als es an seiner Seite an der Wand klopfte und mir in der schon geschilderten langsamen Weise buchstabirt wurde, daß der Nachbar — ein politischer Gefangener aus einer andern Abtheilung — als er erfahren, wie ich hierher versetzt sei, sofort eine Uebertretung begangen habe, um möglicherweise Gelegenheit zu finden, mir die Ereignisse des 2. December in Paris mitzutheilen, so wie auch — wenn ich nicht irre — daß von Arresten das Ministerium des

Innern abgegeben und von Beust dasselbe übernommen habe. Die Strafe für diesen Freundeseifer, mich durch Neuigkeiten zu erheitern, war mehrtägiges Krummschließen in einem engen, niedrigen Käfig, mit Ausschluß des Lichts! Wie dieser, mir sonst ganz unbekannte Mensch erfahren hatte, daß ich überhaupt hierher und gerade in diese Zelle gebracht worden war, ist mir heute noch ein Räthsel; ihn näher darüber zu befragen, war bei der Umständlichkeit und den steten Gefahren unserer Klopfsprache nicht thunlich; doch habe ich in späteren Jahren dem Direktor Heink diese Thatsache mitgetheilt als Beweis der gänzlichen Unmöglichkeit, Verständnisse und Mittheilungen zwischen Gefangenen zu verhüten, und der Zweckmäßigkeit, den Verkehr derselben unter gewissen Vorsichtsmaßregeln freizugeben — allerdings ohne Erfolg.

Eine Abhandlung über den Hunger mag sehr unpoetisch erscheinen; indessen ist dies aber doch ein Thema, über welches wohl nur wenige meiner Leser eigene Erfahrungen zu sammeln in der Lage waren, und daher schon aus diesem Grunde nicht ohne Interesse, während zugleich doch nicht vergessen werden darf, daß wir in ihm die erste und mächtigste Triebfeder unserer ganzen Cultur zu verehren haben. So mag es mir denn gestattet sein, in Kürze der Erscheinungen zu gedenken, die ich als Wirkungen dieses wunderlichen Bekämpfungsmittels unseres Geselligkeitstriebes an mir selbst zu beobachten fand.

Die ersten Tage verginnen ziemlich leidlich; bald aber stellte sich der Hunger ein, der von da ab in Folge des gänzlichen Mangels an Beschäftigung und Zerstreuung

das Feld der Gedanken und Empfindungen ausschließlich beherrschte. Auch im Schlafe noch wußte er sich bemerkbar zu machen, indem er sogar die Träume beschäftigte. Doch war es seltsam, daß diese nie mit bloßer Sättigung sich begnügen wollten — worauf doch allein das Bedürfniß ging — sondern stets nur in den ausgesuchtesten Leckereien schwelgten. Während mir wachend das kleinste Stückchen unseres Schwarzbrodes ein Labsal gewesen wäre, führten mich die Bilder meiner Träume zu den feinsten Pariser Restaurants, und selbst die Speisekarte von Very und den Frères provençeaux war mir noch nicht delikat genug und ich ließ mir, die Gier bezähmend, ganz besonders die raffinirtesten Genüsse bereiten. Die an mir selbst gemachten Beobachtungen bestätigen jedoch keineswegs jene Angaben, nach welchen der Hungernde im Traume wirklich ißt: ich kam in der Regel nicht über die Entwerfung der Speisekarte hinaus, die meinem wählerischen Gelüste viele Sorge machte; selten nur sah ich einige Gerichte, aber nie gelangte ich so weit, davon zu kosten — der Hunger war vielleicht zu stark, um sich durch solche Vorspiegelungen täuschen zu lassen. Die Feinschmeckerei der Träume übertrug sich jedoch auf die Wirklichkeit, als mir nach vier Wochen die gewöhnliche Kost wieder verabfolgt wurde: sie wollte mir durchaus nicht munden, und das Erste, nach dem ich verlangte, war meine Butterbüchse — unser Luxus — ganz vergessend, daß ihr Inhalt über einen Monat alt und daher wohl völlig ungenießbar war. Es mag sich diese Erscheinung vielleicht dadurch erklären, daß die

Schwäche meiner Verdauungswerkzeuge instinktiv die kaum zu bewältigende schwere und nahrungsarme Kost verwarf, und jenes Verlangen nach feineren Genüssen erzeugte. Ich war auf's Aeußerste abgemagert und hatte als Nachwehen dieser Kur mit einem Heißhunger zu kämpfen, der sich erst nach Jahren gänzlich verlor.

Eine zweite Bestrafung zog ich mir später durch eine unbedachte Aeußerung gegen einen Soldaten zu. Es mochte im August 1858 gewesen sein, als die nahe der Anstalt vorbeifließende Zschopau aus ihren Ufern getreten war und die Niederungen überschwemmt hatte. Von unserem Weg im Garten aus konnte man einen Blick auf den Fluß werfen, und beim nächsten Spaziergang hielt ich, zudem der Letzte in der Reihe, einen Moment an, um das Wasser zu sehen. Ich hatte im Augenblick vergessen, daß es uns ebenso streng verboten war, stehen zu bleiben, als uns umzusehen oder etwas vom Boden aufzuheben. (Wenn ich etwa im Sande auf dem Weg ein interessantes Steinchen bemerkt zu haben glaubte, mußte ich stets erst den Aufseher um die Erlaubniß bitten, es aufzuheben, fand es aber dann meist nicht mehr, da ich mich nicht aufhalten durfte um die Stelle irgendwie zu bezeichnen.) Die Schildwache in der Nähe rief mir barsch zu: „Was hast du stehen zu bleiben? Pack dich weiter!" Ich entgegnete: „Das geniert Sie aber doch gar nicht," und ging. Zur Anzeige gebracht wegen dieses Frevels, meinte Heink, daß ich eigentlich körperliche Züchtigung verwirkt habe, und diktirte mir achttägigen engen Dunkelarrest, Versetzung aus der ersten in die dritte

Klasse, Entziehung der Abendsuppe auf vier Wochen, sowie der sogenannten Extra-Victualien (die man sich selbst anschaffte) auf einige Monate u. s. w. Des engen Dunkelarrestes ist bereits gedacht worden. Ich wurde auf zwölf Stunden des Tags in einen eisernen Käfig gesperrt, der mir nur zu stehen erlaubte; der geschlossene Fensterladen ließ kein Licht in die Zelle, und meine Kost bestand aus einem Pfund Brod des Tages. Wie schon erwähnt, wurde diese Strafe alle zwei Tage durch einen Ruhetag unterbrochen. Es freut mich, hier verzeichnen zu können, daß sich die Anstaltsgeistlichen bei dieser Gelegenheit sehr freundlich gegen mich erwiesen und namentlich ein junger, erst kürzlich angekommener Hülfspastor mir große Theilnahme erwies, wie er denn überhaupt, ein sehr guter, edler Mensch, der Einzige war, der mich durch die That belehrte, daß die moderne protestantische Orthodoxie wirklich aufrichtig und mit Menschenliebe vereint sein könne.

Ich erwähnte soeben meiner Versetzung aus der ersten in die dritte Klasse. Das hängt so zusammen. Zu verschiedenen Malen, und schon damals, als er nur erst den Titel „Inspektor" führte, hatte ich Heink auf die Nothwendigkeit einer gewissen Klassifikation der Gefangenen und einer demgemäßen Behandlung derselben, gegenüber dem bisher üblichen „über einen Kamm scheeren" aufmerksam gemacht, und auch in schriftlichen Eingaben darauf gedrungen. Es ist mir unbekannt, wie weit meine Gespräche und Anträge den unschuldigen Anlaß dazu gegeben haben mochten, allein mit Neujahr 1855 erhielt Waldheim plötzlich ein überaus buntscheckiges Ansehen.

Schon früher waren sämmtliche Beamte, die Aerzte, der Hausverwalter, der Wirthschaftsinspecter, der Aktuar u. s. w. uniformirt worden, nur der Lehrer und die Geistlichen blieben von dieser Maßregel verschont, der Direktor aber trug eine brillante Uniform mit goldenen Bouillons oder Raupen auf den Schultern und Hahnenfedern auf dem Hut, in welchem Kostüm er gleich am ersten Tage sämmtliche Visitationen durchschritt, um sich bewundern zu lassen, wobei seine majestätische Haltung ihm den Titel: „Napoleon der Dicke" eintrug — der „Kleine" war erst kürzlich vorher erfunden.

Die sämmtlichen Sträflinge wurden in drei Klassen eingetheilt, deren erste die früher gemeinsamen Farben, blau und schwarz gestreift, beibehielt, und zur besonderen Auszeichnung noch ein weißes Halstuch erhielt; die zweite Klasse trug grau und schwarz, die dritte braun und schwarz gestreifte Kleidung, mit der seitherigen schwarzen Binde. Dabei wurden die bis dahin nur auf einem Arm getragenen besonderen Abzeichen, als: ein senkrechter rother Streifen für den ersten Grad (mit Fußeisen), zwei horizontale rothe Streifen für die Lebenslänglichen, beide auf dem linken Aermel, und ein gelber Streifen auf dem rechten Aermel für jeden Rückfall; nunmehr auf beide Aermel, und zwar ringsum dieselben erweitert, so daß das Ganze einen sehr farbenreichen Anblick bot und einen gewaltigen Aufwand an Bändern erforderte.

Während aber selbstverständlich eine zweckdienliche Klassifikation nur nach den Charakteren, den Bildungsstufen

und der Moralität, mit Vermeidung aller ſichtbaren Abzeichen oder Vortheile vorgenommen werden konnte, war ſie jetzt ganz äußerlich nur als disciplinelle Maßregel aufgefaßt, und das Wohlverhalten als Gefangener, der Hausordnung gegenüber, entſchied allein über die anzuweiſende Stufe. Wer mindeſtens ein gänzlich ſtraffloſes Jahr hinter ſich hatte, kam in die erſte Klaſſe, wer innerhalb der letzten ſechs Monate nicht beſtraft worden war, hatte Anſpruch auf die zweite, und die Uebrigen verfielen der dritten Klaſſe, ebenſo wie alle neu eingelieferten Rückfälligen, während die zum Erſtenmale dieſe Anſtalt Betretenden der zweiten zuertheilt wurden. Mit den verſchiedenen Klaſſen waren mancherlei Vortheile oder Nachtheile verbunden. Wer bei ſeiner Entlaſſung ſich in der dritten Klaſſe befand, verfiel ſtrengſter polizeilicher Aufſicht, von welcher die erſte Klaſſe gänzlich befreit blieb, die noch außerdem das Recht hatte, ſich überall im Lande aufzuhalten, wogegen die zweite Klaſſe nach ihrem Heimathsorte dirigirt wurde. Wie leicht eine Verſetzung aus der erſten Klaſſe in die dritte zu verwirken war, iſt gezeigt worden, und von ſolchen nichtsſagenden Zufälligkeiten, die bei Manchen erſt wenige Tage vor ihrer Entlaſſung eintraten, machte man das ganze fernere Loos der Menſchen abhängig.

Zu bemerken iſt bei dieſer Gelegenheit, daß den meiſten politiſchen Gefangenen bei ihrer Entlaſſung das der erſten Klaſſe zugeſicherte Vertrauenszeugniß dennoch verweigert wurde und zwar aus dem erklärten Grunde,

weil sie, obgleich sonst ganz brave Menschen, doch schlechte Unterthanen seiner Majestät des Königs seien.

Mit welcher, Recht und Gesetz verhöhnenden Willkür Heink sein Amt verwaltete, mag zum Ueberfluß auch folgendes Vorkommniß darthun. Heink nahm nicht den geringsten Anstand, aus eigener Machtvollkommenheit einem Gefangenen, dessen Strafzeit vorüber war, die Freiheit noch einige Tage länger vorzuenthalten. Das Gleiche geschah denn auch einem politischen Gefangenen, Schneidermeister Beyer aus Beyer, dessen Begnadigung am Neujahrstag 1853 eingegangen war und der, obwohl durch zweite Hand sogleich davon benachrichtigt, dennoch erst am dritten Tag die Ankündigung seiner Entlassung erhielt und darauf in eine Zelle gebracht wurde, um sich umzukleiden. Es war eingeführt, daß der Entlassene vor seinem Austritt aus der Anstalt sich noch, als gesetzlich Freier, von dem Geistlichen verabschiede. Das geschah auch hier. Pastor Dietrich aber, der seit Heink's Amtsführung ganz besondere Fortschritte in der Loyalität gemacht, empfing Beyer mit einer Anrede, in welcher er ihm die gar nicht auszusprechende Schlechtigkeit der politischen Verbrecher zu Gemüthe zu führen suchte, als welche die einzelnen Gottlosigkeiten aller anderen Missethäter in ihrem Frevel zusammenfaßten und daher ungleich verruchter noch seien, als jene. Beyer entgegnete etwas erregt, daß er nur die zu Recht bestehende Reichsverfassung habe vertheidigen wollen, dagegen aber seinerseits sich über schwere Willkür zu beklagen habe, denn seit drei Tagen bereits sei er begnadigt, und doch

noch nicht in Freiheit gesetzt. Pastor Dietrich verlor keine Minute, dem Direktor diese Klage mitzutheilen, und Heink ersah hier die Gelegenheit, ein warnendes Exempel zu statuiren. Er ließ Beyer nochmals verführen und verurtheilte ihn, den freien Mann, zu 40 Stockhieben. Heink selbst, in großer Uniform, nebst einigen Oberbeamten, wohnte der Exekution bei, die öffentlich auf der Schneiderfaktur, welcher Beyer angehört hatte, stattfinden sollte. Beyer wurde auf die Bank geschnallt. Beim sechsten Hieb schon sprang das Blut hoch auf, und mit Wunden bedeckt wurde der Mißhandelte dann noch auf die Latten gekettet, wo er auf längere Zeit die Besinnung verlor. Erst den nächsten Tag erhielt er die Freiheit.

Wem es unbegreiflich erscheinen mag, wie die anderen Beamten solche Schändlichkeit dulden konnten, oder doch nicht nachträglich Klage darüber führten und die Regierung zu einem Einschreiten nöthigten, der wolle erwägen, daß es sich hier doch nur um einen politischen Entlassenen handelte und die Beamten nicht ohne Grund befürchten mußten, daß ein solcher Schritt bei Herrn von Beust doch nur ihnen selbst gefährlich werden konnte, wie denn auch der Nachfolger des Pastor Dietrich, weil er sich erlaubt, dem Direktor Heink Vorstellungen wegen seiner Behandlung der politischen Gefangenen zu machen und sogar bei dem Ministerium auf größere Humanität anzutragen, sofort zur Strafe in das sogenannte sächsische Sibirien auf dem Erzgebirge versetzt wurde.

Pastor Kohl, der diesem folgte, verstand sich besser in die Stellung zu schicken und war ein würdiger Er-

fahmann für Pastor Dietrich. Er befleißigte sich der tadellosesten Orthodoxie und Loyalität, was ihn freilich nicht verhinderte seinen eigenen Sohn einem politischen Gefangenen, der sich ihm selbst gegenüber offen als Atheist bekannt hatte, zum Unterrichte anzuvertrauen, weil er keinen bessern und zugleich wohlfeileren Lehrer hätte finden können. Umso standhafter bewährte Pastor Kohl seine Orthodoxie mir gegenüber. Er verweigerte mir hartnäckig die von meinem, dem katholischen Geistlichen ausdrücklich gestattete Aushändigung der Predigten des freisinnigen Pastor Steinacker in Weimar, die ich mir hatte kommen lassen, um die Anschauungen dieses Mannes, der sich aus Freundschaft längere Zeit dem Unterrichte meiner Kinder unterzogen hatte, kennen zu lernen. Der Vater durfte nicht erfahren, in welchen Ansichten seine Kinder herangebildet wurden! Freilich waren die Standpunkte dieser beiden Theologen sehr verschiedene, denn Pastor Kohl bemühte sich, trotz seiner eigenen, aus jedem Worte hervorleuchtenden Glaubenslosigkeit, nach Kräften, die ihm Anvertrauten auf den Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückzuführen. Wunder und Zauberei wurden als unanfechtbare Thatsachen aufgestellt, an denen zu zweifeln Gottlosigkeit sei. Die Philosophie trug die Schuld an den Mißernten in den Jahren 1855 und 1861. Wenn im letzteren Jahre von gegen Tausend Gefangenen Hundert starben, so waren nicht Mangel und Mißhandlung die Ursache, sondern Gott hatte sie zur Strafe ihrer Sünden hinweggenommen. Auch eine allein seligmachende luthe-

riſche Kirche lernten wir durch ihn kennen; ebenſo erfuhren wir, daß die Todesſtrafe eine göttliche Anordnung und der Verſuch ihrer Abſchaffung Frevel ſei; endlich noch erbaute er uns durch die Eröffnung, daß die Geiſtlichen und obrigkeitlichen Beamten „gleichſam einen Heiligenſchein“ trügen, denn ſie ſeien Gottes Stellvertreter auf Erden und ſeine Ehre gehe zum Theil auf ſie über. Das perſönliche Gebahren dieſes Seelenhirten entſprach dem Lichte, welches er um ſich zu verbreiten ſuchte. Die meiſte Achtung und Liebe aber gewann er ſich durch ſein Verhalten den Kranken gegenüber. Paſtor Kohl war ſehr beſorgt für ſein Wohlergehen und hatte eine große Abneigung, die Krankenſtube zu betreten, in welcher er ſich denn auch nur ſelten ſehen ließ. Als nun vollends im Jahre 1858 eine Art Epidemie in derſelben ausbrach, war er kaum mehr hinzubringen und die wenigen Male, die er kam, durcheilte er die Säle, ein mit Eſſig getränktes Tuch vor dem Mund, ängſtlich jeder Annäherung mit den Kranken ausweichend. Wahrſcheinlich auf Grund ſeines hier bewährten Opfermuthes ernannte ihn die Regierung bei der Mobilmachung im Jahre 1859 zum Feldprobſt, wie ſie denn auch bald darnach ſeine Verdienſte um Waldheim durch die Beförderung zum Superintendenten in Chemnitz belohnte.

Der Amtsnachfolger des Paſtor Kohl erreichte dieſen vielleicht nicht in hochkirchlicher Orthodoxie, übertraf ihn dagegen noch im Vertrauen und in der Vorliebe für die Bekehrungsmittel der disciplinellen Strafgewalt. Dieſer war es, der ſich nicht ſcheute, der geſchilderten Zerfleiſchung

des jungen Wenden als Dilettant beizuwohnen; alte Leute, die an heißen Sommernachmittagen in seinen Predigten sich des Schlafes nicht erwehren konnten, wurden auf seine Anzeige hin mit Stockhieben bestraft, und sein lebhafter Wunsch ging, wie er mir selbst sagte, dahin, daß sämmtliche Kinder und Erwachsene polizeilich gezwungen sein sollten, an Sonn- und Feiertagen die Kirche zu besuchen, was er ihnen durch ein eben so strenges Verbot aller und jeder Vergnügungen an diesen Tagen zu erleichtern gedachte.

In solchen Händen lag die geistige Pflege der Gefangenen, und welcher Art sie sein mochte, läßt sich nach dem Angeführten leicht ermessen. Nur selten verirrte sich ein wahrhafter Menschenfreund als Geistlicher nach Waldheim, und eines solchen habe ich auch bereits gedacht. Das Wirken dieses trefflichen jungen Mannes fand sich jedoch gehemmt durch das tiefgewurzelte Mißtrauen gegen den schwarzen Rock sowohl, welches als alte Tradition unter den Bewohnern dieser Anstalt herrschte, als durch jene Befangenheit und Vorurtheile, mit denen eine streng orthodoxe Gläubigkeit den Blick auch des Wohlmeinendsten trübt. Indessen, die Liebe überwindet Alles, und sein opferfreudiges Streben wird nicht ohne Erfolg bleiben.

Nur zweimal während meines Aufenthaltes in Waldheim wurde officiell Notiz genommen von Vorgängen in der Außenwelt: das Einemal galt es dem Tode des vorigen Königs und dem Regierungsantritt des jetzigen, das Anderemal dem Friedensschluß nach dem Krimkriege.

Von dem Tage an, wo die Nachricht von dem gewaltsamen Tod Friedrich August II. einlief (August 1854), wurde viele Wochen hindurch mit sämmtlichen Glocken täglich eine Stunde lang geläutet; die Gefangenen aber von den näheren Umständen dieses Ereignisses oder auch nur im Allgemeinen von ihm in Kenntniß zu setzen, hielt man für ganz überflüssig. In der nächsten Sonntagspredigt wurde der mit Ergebung zu tragenden furchtbaren Gottesschickung gedacht und von Jedem vorausgesetzt, daß er in der Tiefe des Herzens das erschütternde Loos des vielgeliebten Königs beweinen werde — worin dies aber bestand, erfuhren wir jedoch nicht, oder wenigstens nur durch heimliche Mittheilungen. Einige Tage später versammelte man die sämmtlichen Gefangenen auf dem großen Hofe, wo ihnen mit gebührender Feierlichkeit die Proclamation des König Johann, seinen Regierungsantritt verkündend, vorgelesen wurde, und lange darnach fand noch eine große Trauerfeier in der Kirche statt, die zu diesem Zweck mit schwarzem Tuch ausgeschlagen worden war und in deren Mitte man einen Katafalk errichtet hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde allen Gefangenen, auch uns in den Zellen, ein Befehl vorgelesen, der uns bei Strafe körperlicher Züchtigung einschärfte, die Feierlichkeit nicht durch ein unanständiges

Betragen zu entweihen. Es gehörte der vollständige Mangel aller Menschenkenntniß und die ganze Seelenrohheit der damaligen Direktion dazu, um selbst dem Ungebildetsten gegenüber eine solche Warnung für angezeigt zu halten. An dergleichen Unwürdigkeiten mußte man sich jedoch gewöhnen.

Eben so wunderlich verfuhr man bezüglich jenes Friedensschlusses. Vermuthlich war an sämmtliche Pfarrer des Landes die Weisung zu einer Kirchenfeier bei dieser Gelegenheit ergangen, und so auch an den unsern gelangt. Da geschah es denn, daß wir Gott Dank und Preis singen mußten für die Beendigung eines Krieges, den man uns auf's sorgfältigste geheim gehalten hatte. Selbst aus der Gartenlaube, die mir zuging, waren stets alle bezüglichen Artikel herausgenommen worden, und nach Absicht der Direktion hätten wir gar nicht geahnt, daß überhaupt nur Krieg geführt worden, sollten aber doch nichts destoweniger das Friedensfest mit gebührender Andacht feiern.

Im Laufe des Jahres 1855 ward der Strafanstalt Waldheim hohe Gnade: König Johann besuchte sie in höchsteigener Person. Ich weiß nicht genau, ob vorher, oder nachher, ward diesem Ereignisse auch von der Kanzel herab die gebührende speichelleckerische Verherrlichung; der Geistliche erstarrte förmlich bei dem Gedanken, daß ein König den Glanz seiner Majestät über ein Zuchthaus auszugießen nicht Anstand nehme. Wir waren sehr zerknirscht von dieser Betrachtung, besonders als wir

so bei uns erwogen, wer denn eigentlich mit weit größerem Recht als wir, in diese Anstalt gehört haben mochte.

König Johann liebte es und soll es noch so sehr lieben, sich als ein auf die materiellen Interessen seiner Unterthanen wohlbedachter Landesvater zu bethätigen, daß er sogar mit fremden Virtuosen sich von Dampfmaschinen und Fabrikation unterhält. Besondere Aufmerksamkeit aber hat er stets der Strafjustiz gewidmet, wie er denn schon in seiner Uebersetzung der Dante'schen Hölle (an das Paradies ist er nicht gekommen, oder es sagte seiner Gemüthsrichtung weniger zu) nicht unterlassen konnte, in einer eigenen Note sein ausnehmendes Wohlgefallen darüber auszusprechen, daß Junius Brutus, weil er den Mörder der römischen Republik getödtet, für alle Ewigkeit unter den Verdammten schmachten mußte. Auch das nach 1850 wesentlich verschärfte Strafgesetzbuch trägt, wie es von Seiten der Höflinge bewundernd gerühmt wurde, die Spuren des königlichen Geistes deutlich erkennbar an sich. Als dies Gesetz verfaßt und berathen wurde, war der damalige Prinz Johann zugleich Vorsitzender des Staatsrathes, sowie der betreffenden Commission des Landtags. Bekanntlich ist Sachsen eins der wenigen Länder Europa's, welches im Cultus des Haselnußstockes mit Mecklenburg wetteifert und auch dem weiblichen Geschlechte dessen Segnungen nicht vorenthält.

In der ganzen Anstalt ward Alles auf den hohen Besuch eifrig vorbereitet. Der König, selbstverständlich in Uniform — ohne welche ein deutscher Fürst nun ein-

mal nicht zu denken ist — von Adjutanten begleitet, durchwanderte sämmtliche Räumlichkeiten, versuchte ohne Zweifel auch die Kost, kam dann zu uns in das Isolirgebäude, wo er sich mehrere Zellen (selbstverständlich nicht politischer Gefangener) aufschließen ließ, schien die Letzteren durch das Spürloch in der Thüre inspicirt zu haben, wie dies z. B. von ihm selbst oder den Herren seines Gefolges bei mir geschah, besah sich endlich in den Katacomben die Strafzellen mit ihren verschiedenen Marterverrichtungen, den engen hohen Käfigen, den niedrigen zum Krummschließen, den scharfkantigen Latten, sowie den aus Ketten, Beineisen und verschiedenen sonstigen, sogar längst schon außer Gebrauch gekommenen Folterwerkzeugen bestehenden Schmuck der Wände, und verabschiedete sich nach einem mehrstündigen Aufenthalt, dem Direktor seine königliche Befriedigung über den ganzen Zustand der Anstalt huldreichst aussprechend. Diese allerhöchste Gnade wurde auf Anordnung des Direktors den Gefangenen, zum Lohne für ihr löbliches Verhalten während dieser Besichtigung, durch ein, der freien Wahl anheimgestelltes Seidel Bier oder Kaffee verdolmetscht, für welche „Recreation" — wie die dortige Bezeichnung solcher ausnahmsweiser Genüsse lautete — auch Diejenigen ihre fünf Pfennige entrichten mußten, welche von vornherein darauf verzichtet hatten, denn das ganze Zuchthaus sollte sich nun einmal über die ihm widerfahrene beispiellose Huld so recht von Herzen freuen.

Daß König Johann durch diesen Besuch eine Pflicht seines Regentenamtes zu erfüllen meinte, erleidet keine

Zweifel; sollte er aber mit dem Glauben fortgegangen sein, wirklich auch nur die oberflächlichste Einsicht in das Wesen und Treiben dieser Strafanstalt gewonnen zu haben, so gab er sich einer argen Täuschung hin. Das Einzige, was er sah, wie es wirklich war, sind die Folterkammern, und wie er nach einem Blick in dieselben dennoch seine Befriedigung über das Ganze aussprechen konnte, das erklärt sich nur entweder aus der ganzen eigens gearteten Natur der Könige, oder auch: aus der Art seines Einflusses auf das neuere sächsische Strafgesetz.

Diesem königlichen Besuche folgten in schneller Folge eine Menge öffentlicher Befehle, unter denen mir besonders Einer erinnerlich ist, der von den, sie verlesenden Aufsehern ausdrücklich als „erfreulich" eingeleitet wurde. Derselbe besagte, daß hoher Anordnung zu Folge, die Hinterlassenschaft eines Sträflings, d. h. die wenigen Effekten, welche er mitgebracht, und die paar Groschen oder Thaler, die er an die Hauskasse zu fordern haben mochte, im Falle seines Todes nicht mehr, wie bisher, der Anstalt, sondern seinen gesetzlichen Erben zufallen sollten. Man kann sich den Jubel denken, in den über diese Nachricht ganz Waldheim, so weit es eingesperrt war, gerieth. Aber auch die nicht betheiligten Waldheimer waren tief ergriffen, und bei seinem nächsten Besuch gratulirte mir der Barbier recht herzlich über diese tröstliche Nachricht. „Es wird doch besser," meinte er.

Die einzige Besserung seines Looses, welche ein Gefangener als solche anerkennt, ist seine Freilassung. Der

Zuſtand der Gebundenheit drückt den Menſchen ohne Unterlaß, Nichts kann ihm denſelben wahrhaft erleichtern oder gar vergeſſen machen. Wenn es Naturen gibt, die ſich an dieſen Zuſtand gewöhnen können, ſo zählen ſie zu den ſeltenſten Ausnahmen. Bis zum letzten Tage meiner faſt dreizehnjährigen Einzelhaft empfand ich den Zwang ebenſo lebhaft, wie am erſten Tag, oder vielmehr, ungleich ſchwerer noch. Man gewöhnt ſich wohl an die begleitenden Umſtände: die Kleidung, die Beköſtigung, das „Du" der Anrede, die Tageseintheilung, niemals aber an die Unfreiheit, und zwar einfach, weil nur die Freiheit unſer Lebenselement iſt. Selbſt bis in den Traum verfolgten mich Riegel und Ketten. Oft wohl träumte ich mich hinaus, zu meiner Familie, in den Kreis ſtrebender Geſinnungsgenoſſen, — aber jedesmal war ich nur auf Urlaub frei, ich mußte zurück, und zur Mahnung daran klebte mir ſtets irgend ein Kleidungsſtück des Flüchtlings an. Auch fand ich ſicher meinen Rückweg, wenn nicht früher, ſo doch — wenn ich erwachte.

Wohl allen meinen Schickſalsgenoſſen mochte es ſo ergangen ſein, und es iſt daher ſehr begreiflich, daß die Frage unſerer Befreiung jeden Tag, jede Stunde uns beſchäftigte und der, wenn auch unausgeſprochene Hintergedanke aller unſrer Mittheilungen war. Geſchmeichelt wurde dem Sehnen eines Jeden durch ſo manche hereindringende Kunde. Schon der auf die Maiereigniſſe folgende Landtag hatte faſt einſtimmig eine allgemeine Amneſtie verlangt und darauf eine jener unbeſtimmten,

aber leicht nach Belieben zu deutenden Antworten erhalten, in deren Abfaſſung unſere ſeitherigen Staatsmänner eine wenig zu beneidende Virtuoſität beſitzen. Prinz Albert, der älteſte Sohn des jetzigen Königs, trat ſpäterhin ſelbſt — nach dem wohlbekannten Machiavelliſtiſchen Recept, zu Folge deſſen ſtets ein dem Throne Naheſtehender liberale Oppoſition machen muß, um durch die Hoffnung die Geduld des Volkes zu ſtärken — in der erſten Kammer auf, eine allgemeine Begnadigung fordernd, wurde aber von den Staatsweiſen, unter ſchmeichelhafter Anerkennung ſeines edlen Herzens, belehrt, daß die Verhältniſſe leider noch nicht erlaubten auf ſeinen, von der Regierung innigſt getheilten Wunſch einzugehen; wobei er ſich auch beruhigte, denn der Zweck war erfüllt: aus dem Schooße der Königsfamilie ſelbſt hatte ſich ein, den Wünſchen des ganzen Volkes entſprechendes Wort vernehmen laſſen. Nur die böſen Miniſter ſtemmten ſich der edlen Abſicht entgegen, welche höheren Ortes waltete — und ſind heute noch Miniſter.

Einer unſerer Schickſalsgenoſſen theilte uns ſchon im erſten Jahre ſeiner Haft mit, daß ſeine Frau, die bei der Königin Marie (Gattin des verunglückten Friedrich Auguſt II.) ein Gnadengeſuch eingereicht, die mündliche Zuſicherung erhalten habe, daß ja in längſtens vier Jahren Alle frei ſein würden. In größte Sicherheit verwandelten ſich die Hoffnungen Vieler, als nach dem Tode des letzteren Königs uns ſein — zur Veröffentlichung beſtimmtes, einige Jahre früher verfaßtes Teſtament verleſen wurde. Er hatte darin Allen, die ſich an ihm

vergangen, ſeine herzliche Verzeihung ausgeſprochen; und da die Maiereigniſſe durchweg nur als eine Auflehnung gegen den König ſelbſt oder deſſen Willen behandelt wurden, ſo glaubte man, daß ſein Nachfolger in Ehren gezwungen ſei, jenes Wort wahr zu machen. Man hatte ſich, wie zu erwarten, getäuſcht: das Teſtament des Bruders blieb, nach dieſer Seite hin, eine leere Phraſe.

Indeſſen war das Verhalten der Regierung uns gegenüber nicht ſo ganz ohne Logik. Sie wollte ſchlechterdings von einer Amneſtie nichts wiſſen, weil dieſe doch immer den Gegnern eine Art von Berechtigung zuerkannt hätte, die umſo entſchiedener geläugnet werden mußte, je begründeter ſie war. So wurden denn alle dahin gehenden Anträge ſtets mit einem Hinweis auf das ſo handliche als vieldeutige „Staatsintereſſe“ und auf die Nothwendigkeit abgelehnt, der ſogenannten „Gerechtigkeit,“ d. h. den ſelbſt diktirten Urtheilen gehorſamſter Richter, ihren Lauf zu laſſen, und man beſchränkte ſich auf allmälige Begnadigungen, die dann auch meiſt zur größern Verherrlichung von königlichen Familienfeſten, bei Gelegenheit von Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtstagen u. ſ. w. erlaſſen wurden. Ich vermochte und vermag zur Stunde noch in dieſem Mißbrauch des Begnadigungsrechtes, welches doch nur ein Correctiv der ſtarren, ſo oft fehlgreifenden und über das Maß hinausgehenden Juſtiz ſein ſoll, nichts weiter zu erſehen, als die offene Erklärung, daß im Sinne der Fürſten die ganze angebliche Gerechtigkeitspflege nichts weiter iſt, als ein Ausfluß ihrer perſönlichen Willkür, ihres unbedingten Ver-

fügungsrechtes über Freiheit und Leben der „Unterthanen," und daß sie mindestens den Bestraften als ganz ihrem freien Belieben verfallen, gleichsam als ihren Leibgefangenen betrachten, mit dem sie schalten können, wie es ihnen eben gutdünkt. In früherer Zeit verbrannte man zur Erhöhung des Glanzes von Festen der spanischen Königsfamilie, eine Anzahl Juden oder Ketzer; die fortgeschrittene Cultur unserer Tage gestattet eine derartige Bekundung fürstlicher Unbeschränktheit nicht mehr, und so übt man sie denn jetzt in der Form von Begnadigungen; im Princip bleibt das ganz dasselbe — die eine wie die andere Weise dient nur zur Darlegung des freien Fürstenrechtes über Leben und Tod, wie es der Herrscher von Dahomei zur Stunde noch ohne jede heuchlerische Bemäntelung in seiner reinsten, umfassendsten Form bethätigt.

Nichts wäre schwieriger gewesen, als die Norm zu entdecken, nach welcher bei diesen Begnadigungen verfahren wurde, weil es in der That gar keine Norm, keinen Maßstab dafür gab; Protektion, sowie die größere oder mindere Abneigung gegen die Einzelnen entschied allein. Die Höhe der ausgesprochenen Strafen war dabei von gar keinem Belang, wie denn manche, auf Lebenszeit oder auf zwanzig Jahre Verurtheilte schon nach zwei, drei Jahren freigelassen wurden, während Andere, gegen welche auch mit diensteifrigster Dehnung der Gesetze nur ein weit geringeres Strafmaß zu ermöglichen gewesen war, ihre Zeit bis zur letzten Stunde ausharren mußten. In der Regel ging jedoch den Freilassungen ein-

oder mehrmalige Strafverminderungen voraus; man konnte in dieser stückweisen Begnadigung seine Milde umso öfter leuchten lassen. Auch kam es nicht selten vor, daß die Direktion angewiesen wurde, nach weiteren drei oder mehr Jahren, über Diesen oder Jenen „Bericht" zu erstatten, was so viel hieß, als daß er vor Ablauf dieser Zeit gar nichts zu hoffen hatte, auch kein Begnadigungsgesuch einreichen durfte, während es noch sehr zweifelhaft blieb, ob nach diesem Termine nicht wieder ein neuer mehrjähriger anberaumt würde, wie dies mehrfach geschah. Wie schlecht die Regierung über die Vorgänge in Waldheim unterrichtet war, ergab sich aus mehreren dieser Begnadigungen. Ein auf Lebenszeit verurtheilter Schneidermeister aus Dresden, der sich bei einem Selbstmordversuch die Lunge verletzt hatte und an galoppirender Schwindsucht darniederlag, erhielt vier Monate vor seinem längst vorhergesehenen Tod die freudige Nachricht, daß seine Gefangenhaltung nur noch zehn Jahre währen solle. Die volle Begnadigung des Advokaten Bernhard, Mitglied der ersten Kammer, traf zwei Tage nach seinem Tode ein (man fährt in drei Stunden von Waldheim nach Dresden), und es erhob sich ein hartnäckiger, schließlich doch zu Gunsten der Familie entschiedener Streit darüber, ob seine Leiche ihr ausgeliefert werden, oder auf der Begräbnißstätte des Zuchthauses verbleiben müsse. Der Tod Bernhard's war einer der ausgeprägtesten jener Fälle, in denen es den Aerzten schwer, wenn nicht unmöglich wurde, in dem körperlichen Zustand eine ausreichende Ursache dafür zu entdecken.

Das Zuchthaus hatte für solche Erscheinungen seinen besonderen Ausdruck, und die Aufseher pflegten zu sagen: „Der Grimm hat ihm das Herz abgedrückt", wenn der Eintritt des Todes räthselhaft blieb. In Betreff des überaus weichen und edlen Bernhard, änderten sie das Urtheil in Etwas und sagten: „der Gram hat ihn getödtet", und so war es auch. Gleich vom ersten Tag an schien er wie abgestorben, lediglich seinen Schmerz über die Trennung von seiner Familie nährend. All unsere, nur leider sehr erschwerten Versuche, ihn aufzurütteln und zur Theilnahme an unseren Hoffnungen und Zerstreuungsmitteln zu bewegen, blieben erfolglos. Stumm, in sich gekehrt saß er in der Kirche oder wandelte er auf den Spaziergängen unter uns. Er starb eben, weil er im Kerker nicht zu leben vermochte. Manchen Andern noch von den 24 aus unserer Schaar, und ungezählten sog. gemeinen Verbrechern, die in Waldheim ruhen, ward solcher Art die Gefängnißstrafe zur Todesstrafe.

Ich erwähnte vorhin der „Berichte", und sie verdienen in der That eine nähere Schilderung. Nach älterer Praxis wurde über jeden Gefangenen, sobald er wenigstens die Hälfte seiner Strafzeit überstanden, und bei Lebenslänglichen nach 15 Jahren, ein Bericht über sein Verhalten an das Ministerium gesendet. Dieser Bericht ging nicht allein vom Direktor aus, sondern die Geistlichen und sämmtliche Oberbeamten ebenfalls legten eigenhändig ihr Urtheil darin nieder. Läßt sich auch die Absicht dieser Anordnung nur loben, so bekundete sich

darin doch zugleich die völlige Gedankenlosigkeit, mit welcher alle auf diese Anstalt bezüglichen Maßregeln getroffen und ausgeführt wurden. Bei der großen, zuweilen auf 1100 und gegen 1200 anwachsenden Zahl von Gefangenen lag es gänzlich außer aller Möglichkeit, daß der Direktor oder irgend ein Beamter nähere Kenntniß von *allen* Einzelnen haben konnte. So berichteten sie denn sämmtlich auf's Geradewohl, meist nach den Angaben verschiedener Aufseher, und das vielleicht richtige Urtheil des Einen sah sich widersprochen und jeder Geltung beraubt durch die völlig widersprechenden Angaben der Anderen. Es sind mir Fälle bekannt, in denen sowohl von Seiten des Direktors wie mancher Oberbeamten sehr nachtheilige Berichte über Menschen eingesendet wurden, mit denen sie *nie* ein Wort gewechselt, die sie kaum von Ansehen kannten und gegen die keinerlei Anklage vorlag. Bei den politischen Gefangenen handelte es sich begreiflicherweise in diesen Berichten eigentlich nur um ihre *Gesinnung*, wenn auch manche Beamte von der Routine nicht lassen konnten und ächt zuchthausmäßig sich auch über alle anderen Punkte, gleichwie bei einem Dieb oder Gauner, ausließen. Das waren nun die Gelegenheiten, welche so manche der Geistlichen ausbeuteten, um sich für die geringe Geltung, in der sie bei den Meisten von uns standen, zu rächen. Nur sehr Wenige aus unserer Zahl hatten sich, nach dem elenden Grundsatz: „unter Wölfen muß man heulen" oder „man schlägt den Feind mit seinen eignen Waffen", zu einer geheuchelten Sinnesänderung vergessen; was ihnen jedoch nicht

so streng angerechnet werden darf, denn es ist nur ein Glück, nicht ein Verdienst, wenn man in längerer einsamer Gefangenschaft seine volle Geistesklarheit und Willensstärke bewahrt. Die mir unbegreiflichste Niederträchtigkeit war nun aber die, daß von allen Seiten, namentlich aber von Seiten des Direktors und vornehmlich der Geistlichen, in jeder Weise auf uns eingewirkt wurde, um uns zu Kundgebungen einer Bekehrung zu bewegen, an deren Aufrichtigkeit sie selbst doch am wenigsten glaubten; wie mir denn sogar ein Pastor einst sagte, daß er Jeden von uns für einen Heuchler halte, der vorgäbe, seine Ueberzeugung geändert zu haben.

Ich sah mich wiederholt genöthigt dem Direktor zu erklären, daß selbst, wenn das Undenkbare geschähe und ich dahin gelangen könnte, die politischen Anschauungen des Herrn von Beust — wenigstens diejenigen, welche er in seiner Stellung zu vertreten für zweckdienlich erachtet — zu theilen, ich mich im Gefängniß doch nie dazu verstehen würde dies zuzugeben, und zwar einfach, weil ich nicht für einen Schwächling gelten wolle, der sich durch Peinigung zur Lüge bewegen lasse. So manchen Geistlichen scheint es aber in der That nur um die Letztere, um das Bekenntniß zu thun gewesen zu sein, vielleicht nach dem Satze, daß der aufrichtige Glaube eine von Oben kommende Gnade sei, die ja nicht in des Menschen Macht liegt, wie das Wort. Wo diese Verkünder der ewigen Wahrheit nun unbeugsamen Widerstand fanden, da rächten sie sich in den Berichten. So schrieb einer dieser Pfaffen über den schon genann-

ten, in Waldheim ruhenden Oberlehrer Ditzschold, einen der edelsten und begabtesten jungen Männer jener Zeit, die ihrem Vaterlande das Leben darbrachten, daß es schade sei um jedes Jahr, welches die Gnade Sr. Majestät diesem gottlosen Menschen schenke. Eine reiche Blumenlese solcher Urtheile würde sich aus den vielen Berichten gerade über die gebildetsten politischen Gefangenen zusammenstellen lassen. Die anderen Beamten waren mindestens naiver, wie mir denn Einer derselben auf meinen bezüglichen Vorwurf gestand, daß er nur deshalb gegen einen meiner ehrenhaftesten Freunde, mit dem er freilich nie gesprochen, berichtet habe, weil ihm dessen Gang nicht gefiel! Und gerade dieses Urtheil gab, in Verbindung mit dem des Pastors (der noch einige Jahre zur vollen — aber nie eingetretenen — Bekehrung nöthig hielt) den Ausschlag und brachte Jenem eine mehrjährige Verlängerung seiner Gefangenschaft. Doch aber war der besagte Beamte durchaus kein böser Mensch; nur die völlige Willkürmacht hatte ihn allmählig zu solcher Rücksichtslosigkeit gegen die schutzlosen Gefangenen und zu solchem Mißbrauch seiner Befugnisse verleitet.

---

In die Rolle eines Gefangenen, der Alles stumm über sich ergehen läßt, habe ich mich nie finden können. Gleich vom Beginn an, schon in der Untersuchungshaft

suchte ich jene Verbesserungen unserer Lage auszuwirken, die mit den gegebenen Verhältnissen verträglich schienen. Auch in Waldheim ließ ich es nicht ermangeln an eindringlichen Vorstellungen, zuweilen im Interesse Einzelner, zuweilen in dem Aller, und ich muß bekennen, daß es mir manchmal gelang, die gewünschten Erfolge, wenn auch meist nur theilweise, zu erzielen. Anfangs 1856 gab ich wieder eine Schrift ein, in der ich mehrere Zweckwidrigkeiten und Barbareien der uns widerfahrenden Behandlung scharf beleuchtet, und hatte die Genugthuung, daß wenigstens in einigen Beziehungen eine Aenderung verfügt wurde. Man gestattete uns fortan, aus eigenen Mitteln die Kost etwas zu verbessern, indem wir uns monatlich bis zu zwei Pfund Fleisch durften kaufen und kochen lassen. Zu den andern Unbegreiflichkeiten gehörte es, daß Wurst auf's strengste verpönt blieb. Es ward uns auch zugestanden Blumen in den Zellen zu haben, ja sogar lebende Gesellschaft, als Vögel und weiße Mäuschen; ferner wurde die Beschränkung in der Zahl der Bücher, die wir bei uns haben durften und die Heink zeitweise auf sechs, vier und zwei herabgesetzt hatte, wieder aufgehoben, und das Wichtigste: die Haltung der officiellen Blätter, des Dresdener Journals und der Leipziger Zeitung, wurde uns freigegeben, in Folge dessen auch weiterhin die Verstümmelungen der Gartenlaube unterblieben.

Damit war man vielerlei Umständlichkeiten überhoben. Ich hatte mir früher die Kenntniß der Zeitereignisse auf dem Umwege englischer Publikationen verschafft,

welche Sprache keiner der Beamten verstand; auch manches allgemein verpönte Deutsche, wie z. B. Gervinus' Vorrede zur neueren deutschen Geschichte, lernte ich aus englischen Uebersetzungen kennen; das war nun überflüssig, denn die officiösen Blätter jener Zeit waren noch so unerfahren in ihrer eigentlichen Aufgabe, daß sie mit vollster Naivetät auch die gegnerischen Ansichten vollständig mittheilten und so Jedem die Gelegenheit boten, sich über die Argumente beider Theile zu unterrichten, wobei sie selbst natürlich am schlechtesten fuhren. Auch den Beamten wurde ein öfterer, nicht amtlicher Besuch der Gefangenen von da ab zur Pflicht gemacht, und statt auf dem Hofe, gingen wir wieder im Garten spazieren, der uns doch etwas mehr von der freien Natur gewährte, als die einsame alte Linde auf dem Hofe. Eine weitere, ziemlich zwecklose Auszeichnung ward uns noch dadurch, daß fortan die politischen Gefangenen bei dem Kirchgang von den Anderen getrennt wurden und voran gingen.

Daß wir damit den Brutalitäten des Direktors nicht entzogen waren, haben schon mehrere bereits angeführte Beispiele dargethan, wenigstens aber ist mir nicht bekannt geworden, daß er sich von da ab so weit noch gegen politische Gefangene verging, wie in jenem, gleich zu Anfang seiner Amtsführung vorgekommenen Fall, wo zwei meiner Schicksalsgenossen, die sich beim Vorübergehen durch ein Lächeln begrüßten, angezeigt und der Eine dafür mit dreitägiger Entziehung der Abendsuppe, der Andere aber mit zehn Stockhieben bestraft wurde

— welcher letztere der vielgemarterte ungarische Major Vadiczki war.

So kam endlich das Jahr 1859 heran, ohne daß sich in der Zwischenzeit etwas Ungewöhnliches ereignet hätte, als etwa der flüchtige Besuch des Herrn von Beust, über den ich jedoch ungewiß bin, ob er nicht erst später stattgefunden. Es stand nämlich damals im Landtage gerade eine Debatte über das Zuchthaus zu Waldheim bevor, und Herr von Beust, der zwar seit sieben Jahren das Ministerium des Innern verwaltet, aber nie diese größte Strafanstalt Sachsens besichtigt hatte, hielt es doch für gerathen, sagen zu können, daß er sie aus eigener Anschauung kenne. Er kam, durchwandelte die Räume, ließ sich auch meine Zelle aufschließen, und ich verfehlte nicht, seine artige Verbeugung zu erwiedern.

Unsere Zahl hatte sich theils durch Todesfälle, zumeist aber durch Entlassungen nach überstandener Strafzeit oder in Folge von Begnadigungen bereits sehr gelichtet, als die Kriegsdrohungen im Frühjahr 1859, wie durch ganz Deutschland, so auch in Sachsen die Wirkung übten, daß man höheren Orts plötzlich das Bedürfniß fühlte, „Friede zu haben mit dem eignen Volke". Dabei handelte es sich jedoch, den maßgebenden Neigungen gemäß darum, dies auch um den wohlfeilsten Preis, wo möglich umsonst zu erreichen. Das ganze Regierungs-

ſyſtem zu wechſeln, den Verfaſſungsbruch zu ſühnen, die geraubten Rechte des Volkes wieder zurückzuerſtatten, davon konnte jetzt, wo ja noch nicht die geringſte unmittelbare, geſchweige denn unabwendbare Gefahr drohte, keine Rede ſein. Solche Gaben, oder richtiger, die Verſprechungen derſelben ſpart man begreiflicherweiſe für extreme Fälle auf. Zur Zeit handelte es ſich nur darum, eine etwas angenehmere Temperatur zu bereiten, und dazu reichte wohl die endliche Freigebung der letzten und bekannteſten politiſchen Gefangenen aus, deren über alles Erwarten verlängerte Feſthaltung, beſonders nach den in Baden, Oeſterreich, Preußen und anderen deutſchen Ländern erfolgten Amneſtien, eine tiefe Verſtimmung im Lande genährt hatte. Allein ſogar zu dieſem Schritt konnte man ſich nicht frank und frei entſchließen: es mußte wenigſtens darum gefeilſcht werden.

Eines Tages, es mochte gegen Ende März geweſen ſein, wurde meine Thüre weit geöffnet und Direktor Heink, in großer Uniform, trat ein, um mir anzukündigen, daß Se. Excellenz der Herr Juſtizminiſter von Behr anweſend und bereit ſeien, ſich „etwaige Wünſche" unſererſeits vortragen zu laſſen. Die Abſicht dieſer Einladung war zu klar, als daß es eines langen Beſinnens bedurft hätte, ſich ſchlüſſig zu machen, ob man darauf eingehen wolle, und ich ſandte Se. Excellenz daher meinen Dank, verbunden mit der Erklärung, daß ich nichts vorzubringen habe. Von meinen ſechs Schickſalsgenoſſen, die ſich noch in dem Iſolirgebäude befanden, lehnten

zwei andere ebenfalls den Besuch dieser Audienz ab, doch wurde Einer von ihnen, der bekannte Schriftsteller Theodor Oelckers, dessen Gesinnyheit schwer gelitten hatte, auf Wunsch des persönlich sehr humanen Ministers ihm dennoch vorgeführt. Wie ich sogleich vermuthete und später bestätigt erhielt, wurde meinen Freunden nicht etwa ihre Freigebung angekündigt, sondern nur kurz eröffnet, daß es ihnen jetzt endlich freigestellt sei, ein Gesuch um Begnadigung einzureichen. Ausdrücklich wurde dabei noch bemerkt, daß Se. Excellenz über den Erfolg durchaus nichts voraussagen könne, daher auch weder zu noch abrathe, sondern eben nur zu wissen geben wolle, daß es ihnen unbenommen sei, diesen Schritt zu thun. Um Dies den seit zehn Jahren Duldenden anzukündigen, kam der Justizminister selbst nach Waldheim! Gewiß, wohl selten nur dürfte ein von dem eigenen Interesse geforderter Gnadenakt mit so haushälterischer Oekonomie ausgenutzt worden sein.

Die Schreiben meiner Freunde gingen bald darnach ab, allein auch jetzt noch sollte Alles, was einer Amnestie ähneln mochte, sorgsam vermieden werden, und die Entlassungen erfolgten nicht gleichzeitig, sondern in monatlichen Zwischenräumen, so daß es bis gegen den Herbst währte, ehe der letzte meiner Genossen Waldheim verlassen hatte; denn auch dem Zweiten, der ebenfalls die Audienz bei dem Minister abgelehnt, ward die Freiheit, ob in Folge höchsteigenen Antriebs oder eines spätern Gesuches, ist mir unbekannt. Eine Anzahl Soldaten je-

doch, die sich in einer andern Abtheilung der Anstalt befanden, mußten noch bis zum Frühjahr 1860 ausharren.

Mehrere Oberbeamte machten mir wohlgemeinte Vorwürfe darüber, daß ich diese, mir „entgegengebrachte" Gelegenheit, meine Freiheit zu erlangen, nicht ergriffen, und waren aufrichtig betrübt, daß ich nicht wenigstens nachträglich noch ein Gesuch einsenden wollte. Ich hatte ihnen nur zu erwiedern, daß wer das Bewußtsein in sich trägt für das Recht zu leiden, unmöglich um Gnade bitten könne. Auch Heinl frug mich wiederholt in seiner völligen Rathlosigkeit: Was, um des Himmels Willen, ich denn durch meine Hartnäckigkeit zu erzielen hoffe? und vergebens suchte ich ihm begreiflich zu machen, wie ich allerdings sehr weit davon entfernt sei, in seinem Sinne etwas dadurch erreichen zu wollen.

So verblieb ich denn fortan als der einzige Maigefangene in Waldheim, wie wir auch schon seit Jahren die letzten politischen Gefangenen aus jener Zeit in Deutschland gewesen waren. Die halbe Freiwilligkeit meiner Haft — wie es aufgefaßt werden konnte — mochte es wohl gewesen sein, die mir von da ab eine etwas rücksichtsvollere Begegnung sicherte und so meine Lage wenigstens nach dieser Seite hin erträglicher gestaltete. Von der Forderung, daß ich etwas für die Anstaltskasse erwerben müsse, war man schon seit Längerem stillschweigend abgestanden, und ich konnte mich in meiner Zelle beschäftigen, wie ich wollte. Die Beamten besuchten mich häufiger und mehrere derselben erwiesen mir viele Freundlichkeiten. Die tieferen Einblicke, welche ich während dieser

Zeit in das Betriebe der Anstalt machte, veranlaßten mich nach meiner Freilassung die erste Gelegenheit zu ergreifen, Herrn von Beust wegen des besonders harten Looses der Aufseher zu schreiben und ihm leicht ausführbare Vorschläge zu einer Erleichterung derselben zu machen. Er dankte mir zwar eigenhändig für diese Mittheilungen, allein, wie ich aus Waldheim erfuhr, war auch ein Jahr nachher noch nicht die geringste Veränderung getroffen. Eine größere Schrift über das hier befolgte Strafsystem, welche ich schon im Jahre 1858 dem Direktor zur Einsendung an das Ministerium überreicht, hatte er trotz seines ausdrücklichen Versprechens für gut befunden gar nicht abgehen zu lassen, und nur mit großer Mühe konnte ich bei meinem Abgang von Waldheim die Aushändigung derselben erwirken.

Gegen Ende 1861 traten Verhältnisse in meiner Familie ein, die mich gebieterisch nöthigten, dem vielseitigen Drängen gemäß auf irgend eine Form zu sinnen, in der ich, ohne meiner Ueberzeugung etwas zu vergeben, einen Schritt thun konnte, um meine Freilassung zu erwirken. Nach langem Kampfe mit mir selbst, glaubte ich sie gefunden zu haben, und am 1. November übergab ich dem Direktor nachstehendes Schreiben an den König:

„Majestät! Als der Sommer 1856 meinen letzten Schicksalsgenossen die Freiheit brachte, lag die Vermuthung nahe, daß ein eben dazu gleiches Gesuch meinerseits gleichfalls die Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Erfolges für sich haben dürfte. So wünschenswerth mir nun auch als Familienvater eine Wendung meines Looses sein mußte, die mich der Erfüllung meiner nächsten Pflichten zurückgegeben hätte, so mußte ich mir doch jede Form zu diesem

Schritte bieten, die nicht wenigſtens indirekt eine Wandelung meiner politiſchen Ueberzeugungen zugegeben und ſomit gegen die Wahrheit verſtoßen haben würde, während andrerſeits die ausdrückliche Verwahrung gegen die Annahme eines derartigen Zugeſtändniſſes — auf das allein doch ein Gnadengeſuch zu gründen ſein mochte — ſchwerlich dem Verdachte einer muthwillig herausfordernden Demonſtration entgangen ſein würde. So ſchien mir denn Schweigen das einzig Geziemende.

Indeſſen aber wollen mir die Verhältniſſe auch das ſtumme Verzichten nicht länger geſtatten. Die Geſundheit meiner Frau iſt dem langjährigen Gram erlegen; meine heranwachſenden Kinder können der väterlichen Leitung nicht länger entbehren, mein eigner hochbejahrter Vater ruft nach mir; und mein Bruder, der bisher mit ſeltenſter Aufopferung meine Familie erhalten, ſteht jetzt in Gefahr, das ganze Vermögen ſeiner Kinder zu verlieren, während es meinen Bemühungen vielleicht gelingen könnte, dieſen Schlag abzuwenden. Sie Alle fordern immer dringender einen Schritt von mir, an den ſie ihre letzte, zuverſichtliche Hoffnung knüpfen. Widerſtand ich bisher dieſem Anſinnen, weil ich nur die Wahl zwiſchen Wahrheitswidrigkeit oder einem ſichern, auch für ſpäterhin alle Ausſicht verſchließenden Mißerfolg zu erſehen glaubte, ſo verliert doch, gegenüber den wichtigen, jetzt in Frage ſtehenden Intereſſen der Meinen, dies letztere Bedenken um ſo mehr ſein Gewicht, als der vorausgeſetzte Mißerfolg doch immer noch kein unbedingter iſt, die fortgeſetzte Ablehnung eines jeden Verſuches aber, bei faktiſch gleicher Wirkung, mir noch den Vorwurf liebloſer Härte zuziehen müßte.

Bleibt es mir nun auch durch meine Auffaſſung der ganzen Kette von Ereigniſſen, die mich hierhergeführt, verwehrt, die Gnade des Königs als Richter anzurufen, ſo glaube ich doch, mich an das Herz des Menſchen wenden zu dürfen, in deſſen freie Hand es gegeben iſt, die Sorge und Trauer einer zahlreichen Familie zu enden; und ſo bitte ich denn Ew. Majeſtät im Namen und Intereſſe der Meinen um meine Freilaſſung."

Heink weigerte ſich Anfangs, dies Schreiben, von deſſen Erfolgloſigkeit er ſich überzeugt hielt, weiter zu befördern und ſuchte mich zur Abfaſſung eines wirklichen Gnadengeſuches zu vermögen. Nachdem ich jedoch feſt erklärt hatte, kein Wort ändern noch hinzufügen zu wollen, ergab er ſich darein und ſchickte dieſe Eingabe ab.

Daß der erſte Schritt von mir ausging, war das Aeußerſte, wozu ich mich verſtehen konnte; die ganze Haltung meines Schreibens ſollte aber auch zugleich jede Ausſicht verſchließen, daß ich mich je zu Weiterem herbeilaſſen würde.

Es vergingen ſechs Wochen, ohne daß ſich etwas verlauten ließ, und ich glaubte bereits feſt, daß Heink richtig geurtheilt, als ich am 11. December Vormittags plötzlich „zum Herrn Direktor" berufen wurde. Im Vorzimmer fand ich die beiden Oberaufſeher, in deren Blicken ſich eine geſpannte Theilnahme kundgab und von denen mir Einer, zu meinem großen Befremden: „Nur Muth!" zuflüſterte. Ehe ich noch fragen konnte, was dies bedeuten ſollte, kehrte der Aufſeher, der mich gemeldet hatte, zurück und hieß mich eintreten.

Der Anblick, der ſich mir bot, als ich die Schwelle übertrat, durfte mich wohl überraſchen. Der Direktor, die ſämmtlichen Oberbeamten, auch die Aerzte, die Geiſtlichen und der Lehrer, ſaßen in großer Uniform oder ſchwarzem Frack um einen langen Tiſch. Mein das Ganze überfliegender Blick wurde jedoch ſchnell von zwei mir unbekannten Herren gefeſſelt, die offenbar den Mittelpunkt der Gruppe bildeten und den Ehrenſitz einnahmen.

Der ältere Derſelben ergriff das Wort und gab ſich mir als den Juſtizminiſter zu erkennen, in deſſen Reſſort es fallen „werde“, das von mir eingeſandte „Gnadengeſuch“ Sr. Majeſtät dem König vorzulegen, der aber vorher noch einen in jenem Geſuche ſich ausſprechenden Irrthum berichtigen und zugleich einige nothwendigen Erläuterungen zu demſelben entgegennehmen wolle. Der beſagte Irrthum beſtehe in der Annahme, daß die königliche Regierung von den politiſchen Gefangenen einen Widerruf ihrer Ueberzeugung verlange. Nichts ſei ihr ferner. Sie gewähre vielmehr Jedem das Recht, zu denken, was er wolle; dagegen aber ſei wohl zu unterſcheiden zwiſchen der Ueberzeugung an ſich, und dem Verſuche, ſie durch das Wort zu verbreiten oder durch die That zur faktiſchen Herrſchaft zu bringen. Nur ſolchem öffentlichen Hervortreten unzuläſſiger Anſichten auf politiſchem wie religiöſem Gebiete zu ſteuern, ſei ebenſowohl Recht als Pflicht der Regierung: und nur hierüber verlange ſie beruhigende Garantien von Jedem, dem ſie mit Abkürzung der ihm zuerkannten Strafe die Freiheit zurückgeben ſolle. Ich möge mich daher näher darüber erklären, was die k. Regierung für den Fall meiner Begnadigung in Wort, Schrift und That von mir zu gewärtigen habe. Zugleich theilte mir Se. Excellenz mit, daß meine älteſte Tochter am 4. December nach Dresden gekommen ſei, um ſelbſt von dem Könige meine Freilaſſung zu erbitten, jedoch nicht vorgelaſſen, ſondern angewieſen worden war, ihr Geſuch durch den Miniſter einzugeben.

Die klar in die Augen springende Absicht dieses ganzen Auftrittes empörte mich auf's tiefste, und diese Empfindung wurde kaum in Etwas gemildert durch die unverkennbare Theilnahme des Ministers selbst. Wie konnte er sich zu einem so unwürdigen Spiele hergeben? Ohne jede Vorbereitung war ich ganz einfach nur „zum Herrn Direktor" berufen worden, und fand mich plötzlich einem förmlichen Concil gegenüber, vor dem ich Rede und Antwort stehen sollte über die entscheidensten Fragen. Wozu alle diese Zeugen, wenn es nur darauf abgesehen war, meine wirklichen Ansichten kennen zu lernen, und nicht vielmehr darauf, mich — den nach vieljähriger Hemmung des freien Sprechens Entwöhnten — durch die plötzliche Ueberraschung zu verwirren und mir unbedachte Auslassungen zu entlocken, die sodann von den Anwesenden als ein öffentlich abgelegtes, unwiderrufliches Zugeständniß bezeugt werden sollten? Diesem Zwecke vollkommen entsprechend, ward denn auch die mir gestellte Frage mit Vorbedacht so ganz allgemein formulirt und weigerte sich der Minister, auf mein wiederholtes Ersuchen darum, entschieden, sie irgendwie bestimmter zu fassen. Und dann weiter. Meine Eingabe, die sich ganz ausdrücklich dagegen verwahrt hatte, ein Gnadengesuch sein zu wollen, wurde trotzdem dazu gestempelt. Nachdem ferner dies Schreiben bereits am 2. November in die Hände der Regierung gelangt war, erklärt mir der Justizminister am 11. December, daß es ihm obliegen werde, dasselbe dem Könige vorzulegen, während doch von sämmtlichen Anwesenden gewiß kein

Einziger daran zweifelte, daß es der König längst gelesen, daß der Minister auf höhere Weisung gekommen und diesen ganzen Auftritt angeordnet habe, ja daß er das Begnadigungsdekret bereits in der Tasche trug und mir meine Freilassung für den nächsten Tag — 12. December, des Königs Geburtstag — vermuthlich selbst noch verkünden würde, sofern die Absicht des Ganzen nur einigermaßen gelungen wäre. Selbst der mir gänzlich unbekannt gebliebene Schritt meiner guten Tochter sollte benutzt werden, mich weich zu stimmen und zu einer Schwäche zu verleiten. Auch die tröstliche Zusicherung, daß die königl. sächsische Regierung Jeden denken lasse, was er wolle, sofern er sich nur enthält, Unliebsames auszusprechen, vermochte meine Empfindungen über den ganzen Anschlag nicht umzustimmen, und sie fanden in meiner Entgegnung einen so unzweideutigen Ausdruck, daß an eine Verherrlichung des königlichen Geburtsfestes durch die Begnadigung des letzten Maigefangenen nicht wohl mehr zu denken war, ja der Herr Minister es wohlwollend ablehnte, selbst der Träger meiner Worte zu sein, und mich zu einer schriftlichen Erklärung über die mir gestellte Frage aufforderte.

Nach einigen Tagen wallte mein Blut wieder ruhiger, und am 15. December ging folgendes Schreiben nach Dresden ab.

„Herr Minister! Als ich am 11. ds. Mts. plötzlich von Ew. Excellenz gefragt wurde, konnte ich nicht erwarten, daß mir ohne jede Vorbereitung und in so feierlicher Weise eine Frage von um-

faſſendſter Tragweite zur ſofortigen Beantwortung vorgelegt werden würde. Wenn mir die Beweggründe zu einem ſo ungewöhnlichen Verfahren auch jetzt noch ein Räthſel ſind, ſo fand doch im Augenblicke ſelbſt das in meiner Lage ſo begreifliche Mißtrauen ſchnell eine Deutung, die — ſo entſchieden ich ſie auch bei ruhiger Ueberlegung verwerfen muß — immerhin geeignet war, den ganzen Auftritt zu erklären, und die ich Ew. Excellenz um ſo weniger vorenthalten darf, als ſie die ganze Weiſe meiner Auslaſſung beſtimmte, während in dieſem offenen Geſtändniß zugleich die entſprechende Sühne für meinen beleidigenden Argwohn geboten iſt.

Es durchfuhr mich nämlich der Verdacht, als ſolle mir durch eine Art von Ueberrumpelung ein Zugeſtändniß abgewonnen werden, das mir alle die mannichfachen Leiden meines ſchweren Looſes nicht hatte erpreſſen können. Meine gewiß vollkommen gerechtfertigte Entrüſtung über dieſe vermeinte Unwürdigkeit mußte eine um ſo tiefere ſein, als ich es überhaupt noch nicht vermocht hatte, mir eine Forderung in befriedigender Weiſe zu erklären, die ganz ohne Beiſpiel ſcheint; denn meines Wiſſens hat keine andere deutſche Regierung die Freigebung ihrer politiſchen Gefangenen von der Ablegung eines Bekenntniſſes oder Verſprechens abhängig gemacht, das, unter ſolchem Drucke, der Schwäche oder Gewiſſenloſigkeit ſo leicht entrungen iſt, und deſſen Aufrichtigkeit daher ſtets ebenſo zweifelhaft bleibt, als es — eben deshalb — die Ehrenhaftigkeit des Betreffenden unausbleiblich verdächtigen muß. Dies Letztere aber bildet umſo mehr den alleinigen ſichern Erfolg der ganzen Maßregel, als der Schwache oder Gewiſſenloſe, auf zahlreiche Autoritäten geſtützt, ſich durch ein erzwungenes Verſprechen doch nicht gebunden erachtet, während der Rechtſchaffene es entweder verweigert oder aber ſich auch ohne daſſelbe im gleichen Sinne bewähren würde. Kommt hierzu noch die Thatſache, daß die ganze Aufgabe der Belehrung eines Beſſern, der Aufklärung irriger Anſichten, der Einpflanzung richtiger Grundſätze und Maximen lediglich den Kerkermauern, den oft ſo unberechenbaren Leiden der Gefangenſchaft, kurz, der Reinigung überlaſſen blieb, durch welche — namentlich in ſolchem Falle — doch einzig nur die Schwächung, wenn nicht

die positive Demoralisirung der Gequälten zu erreichen steht, so wird es Ew. Excellenz nicht überraschen, wenn ich mein offenes Bekenntniß dahin vervollständige, daß ich dem ganzen Vorgang eine mehr nach Außen zielende Absicht unterlegen und diese eben nur in dem schon bezeichneten einzig zuverlässigen Erfolg desselben ersehen zu müssen glaubte. Ich hielt meine Selbstentehrung um so mehr für den alleinigen Endzweck der mir gestellten Anmuthung, als ich nicht bezweifelte, daß eine Erklärung von nur des befriedigendsten Erfolges nur desto gewisser sein dürfe, je entschiedener sie meine ganze bisherige Haltung verleugnete und je tiefer sie demzufolge durch ihre handgreifliche Wahrheitswidrigkeit mich selbst und in mir die ganze Richtung, der ich angehöre, schänden mußte.

Von so furchtbarem Argwohn erfüllt und einzig nur auf die Vertheidigung meines innern Heiligthums bedacht, sah ich selbst in der Unbenommenheit der an mich ergangenen Frage nur eine weitere Falle, und die ganze feierliche Versammlung schien mir lediglich berufen, jedes meiner Ueberraschung oder Verwirrung entschlüpfte Zugeständniß sofort zu einem unwiderruflichen zu stempeln.

Diese rückhaltslose Darlegung meines Seelenzustandes während jener Begegnung wird Ew. Excellenz die Schärfe und Entschiedenheit meiner Auslassungen erklären: ich konnte und durfte mich unter den besagten Voraussetzungen nicht anders als durchaus ab-wehrend verhalten, wollte ich gegen jede Gefahr der Schwäche und Unvorsichtigkeit gesichert sein.

Bei wiederkehrender Ruhe erkannte ich nun freilich mit nicht geringer Beschämung meinen schweren Irrthum; und bleibt mir immerhin auch jetzt noch Manches dunkel, so mußte ich doch von der Grundlosigkeit meines Verdachtes mich überzeugen, als ich beim Rückblick auf den ganzen Vorgang mich keines Wortes Ew. Excellenz entsann, das mir eine Auslassung über das Vergangene auferlegt hätte, noch auch einer Andeutung, welche die in Ihrer Frage allerdings enthaltene Gelegenheit hierzu als eine — wie ich argwohnte — verhüllte Nöthigung zu einem, mindestens indirekten Widerruf meiner Ueberzeugungen erkennen ließ. Ich würde daher jetzt nur in das frühere Mißverständniß zurückfallen, wollte ich

jene Frage anders als nach ihrem nächsten Wortsinn auffassen, und kann demgemäß nicht anstehen, sie soweit möglich zu beantworten.

Ew. Excellenz verlangten Auskunft darüber, wiefern sich die k. Regierung im Falle meiner Ernennung in Wort und That von mir zu versehen habe.

Die Beantwortung einer so weit gehaltenen Frage, die das dunkle Gebiet der ganzen Zukunft umfaßt, muß sich auf die Hervorhebung einiger wesentlicher Punkte beschränken und kann auch diese nur ganz allgemein behandeln, soll sie nicht in ein Labyrinth der willkürlichsten Hypothesen sich verirren.

Jene Frage setzt voraus, daß meine eventuelle Thätigkeit eine wesentlich politische sein werde, und ich glaube das selbst, wenn auch begreiflicherweise zur Zeit noch kein Entschluß hierüber bei mir feststehen kann. Das Geschick hat mich gewaltsam der Politik zugewiesen; mein langjähriges einsames Denken konnte sich, schon infolge der Veranlassung zu solcher Muße, fast nur mit verwandten Problemen beschäftigen; so Vieles, was in jenen aufgeregten Jahren mehr nur als Sache des Gefühls oder Instinktes geweckt worden war, hat sich zu bestimmten Ueberzeugungen abgeklärt; der leidenschaftliche Trieb ist zum beharrlichen Pflichtbewußtsein gefestigt; so dürfte es denn wohl mehr als nur wahrscheinlich sein, daß die Politik fortan meinen hauptsächlichen Beruf bilden werde.

Noch minderem Zweifel kann die Richtung unterliegen, der solchenfalls meine Kräfte gewidmet sein würden: es ist — so weit sich eine selbsterrungene, unabhängige Weltanschauung mit Einem Worte charakterisiren läßt — die des entschiedenen Fortschrittes, in dem allein ich die Aufgabe wie das Heil der Menschheit erblicke.

Damit wäre im Wesentlichen jene Frage schon beantwortet. Allein Excellenz schienen besonders Gewicht auf die Mittel zu legen, deren ich mich zur Geltendmachung meiner Ansichten zu bedienen gedenke, sowie auch einige Andeutungen über mein beabsichtigtes Verhalten gegenüber den bestehenden Gesetzen zu wünschen. Ich sehe keinen Grund, mit Dem, was sich hierüber sagen läßt, zurückzuhalten.

Zur Mittheilung unserer Gedanken ist uns das Wort ge-

geben; es wird auch nur Werkzeug und Waffe sein. Bezüglich des zweiten Punktes erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß kein Vernünftiger darauf ausgehen kann, sich durch die Art seines Wirkens mit den bestehenden Gesetzen in einen Conflikt zu bringen, der diesem Wirken selbst sofort Stillstand gebieten würde. Es dürfte daher die Versicherung ganz überflüssig erscheinen, daß meine etwaige publicistische Thätigkeit, wenn auch innerhalb der gezogenen Schranken die freieste Bewegung beanspruchend, doch jede derartige Klippe möglichst zu umschiffen suchen würde: ein Vorsatz, der freilich bei der vieldeutigen, elastischen Formulirung so mancher unserer Preßgesetze, einen oppositionellen Wortführer um so weniger gegen alle Eventualitäten zu schützen vermag, als ihnen, wie ein jüngerer Vorfall bewies, sogar Regierungsblätter ausgesetzt sind*).

Excellenz erwähnten endlich noch der Revolution. Die öffentlichen Zustände sind mir zu wenig bekannt, als daß ich ermessen konnte, wie weit diese Bemerkung eine blos hypothetische war oder einer wirklichen Besorgniß vor der möglichen Nähe eines derartigen Ereignisses entsprungen sein mag. Dies letztere glaube ich jedoch um so weniger annehmen zu dürfen, als es meiner festen Ueberzeugung nach vollständig in den Händen der Regierungen liegt, durch entgegenkommendes Befriedigen der eigentlichen Zeitbedürfnisse — die stets nur ethischer, idealer Natur sind und durch keine noch so eifrige Pflege der materiellen Interessen von ihren Forderungen abdingen lassen — jede ähnliche Calamität so gänzlich in das Reich der Undenkbarkeiten zu verweisen, daß selbst eine blos hypothetische Besprechung derselben ohne alles Interesse sein müßte. Man weiß ja endlich nur Wenige, daß Volkserhebungen niemals, gleich Palastrevolutionen und Staatsstreichen, durch Einzelne hervorgerufen werden, sondern jederzeit nur die naturnothwendigen Folgen und Strafen langjähriger Regierungsfehler, eines kurzsichtigen Beharrens auf dem Abgelebten, eines hartnäckigen Vorenthaltens des Nothwendigen und Berechtigten sind. Weder die sogenannten Auf-

*) Einige Monate vorher war auf Verlangen des französischen Gesandten die officielle „Leipziger Zeitung" wegen Beleidigung des Prinzen Napoleon confiscirt worden.

wiegler noch die Führer des empörten Volkes „machen" die Revolution, und es wäre eben so weise, in den Sturmvögeln und Spritzwogen die Urheber des Orkans zu suchen. Ohne Rückhalt kann ich demnach der von Ew. Excellenz ausgesprochenen Verurtheilung des Einzelnen beistimmen, der als solcher sich vermaße, die bestehende Staatsordnung mit Waffen der Gewalt bekämpfen zu wollen. Ganz anders freilich steht es um die Frage nach dem zu gewärtigenden Verhalten in Zeiten der allgemeinen Auflösung, inmitten eines Staates, der nun einmal aus jenen Fugen geht. Wer, dem nicht die eigene Sicherheit alleinige und höchste Richtschnur ist, vermochte einer derartigen Voraussetzung gegenüber sein wahrscheinliches Thun und Lassen vorauszubestimmen? Müßte unter solchen Verhältnissen die Solon'sche Brandmarkung des feigen, selbstischen Beiseitestehens und Abwartens mit verdoppelter Schärfe die bisherigen Wortführer und Vertreter der jetzt offen sich bekämpfenden Anschauungen treffen, so läßt sich wohl erwarten, daß dann auch ich mit meiner Person für meine Ueberzeugung einstehen würde; allein schlechthin unmöglich wäre es, auf eine so vage Hypothese hin vorherzusagen, in welches der beiden Lager diese Ueberzeugung mich führen müßte, noch auch, zu welchen Handlungen die Umstände mich veranlassen könnten.

Ich glaube hiermit die an mich gestellte Frage so offen und eingehend beantwortet zu haben, als es ohne willkürliche Fassung derselben möglich war, und fasse schließlich den ganzen Inhalt meiner Auslassung in die bereits mündlich gegebene Versicherung zusammen: daß ich jederzeit bestrebt sein werde, soweit es meine Schwäche zuläßt, zu thun, was ich nach bestem Wissen für recht und gut halte — meiner Ansicht nach die einzige Zusage, zu der sich der dunkeln Zukunft gegenüber ein Mann verstehen kann, der sich nicht leichtsinnig binden will, eventuell das Gute zu unterlassen oder das Verwerfliche zu vollbringen."

Ich schloß dies Schreiben mit einigen aufrichtigen Dankesworten für das sichtbare Wohlwollen, welches sich in dem ganzen Benehmen des Hrn. v. Vehr kundgegeben hatte.

Das Weihnachtsfest, dem meine Familie mit ſo zuverſichtlicher Hoffnung entgegengeſehen, ging vorüber, ohne die gehegten Erwartungen zu erfüllen, und zum Beginn des neuen Jahres hatte ich die Meinen bereits bedeutet, ſich mit dem Gedanken einer noch verlängerten Trennung vertraut zu machen, als ich am 9. Januar Mittags abermals zum Direktor berufen wurde, der mir folgendes Reſcript des Juſtizminiſters eröffnete:

„Seine Majeſtät der König, Allerhöchſtwelchem das von der Direction der Strafanſtalt zu Waldheim unterm 2. November vorigen Jahres eingereichte Begnadigungsgeſuch des Sträflings Karl Auguſt Röckel aus Graz von dem Juſtizminiſterium unterthänigſt vorgetragen worden, haben in Folge der Art und Weiſe, wie dieſes Geſuch abgefaßt und von Röckeln unterm 15. December vorigen Jahres noch ſchriftlich erläutert worden iſt, demſelben Statt zu geben, Bedenken getragen, und es iſt demnach Röckel mit ſeinem Geſuche abzuweiſen.

Es hat jedoch bereits früher und wiederholt, unterm 18. Juni 1853 und 30. März 1857, die Ehegattin Röckel's, Karoline, geb. Fortmig, in Weimar, um Verwandelung der Strafe Röckel's in Exportation nach Amerika gebeten. Obſchon nun damals dieſem Geſuchen nicht Statt zu geben geweſen, ſo wollen doch Se. Königliche Majeſtät in Gnaden geſchehen laſſen, daß Seiten der Direction eine Auswanderung Röckel's nach Amerika nicht langer behindert, vielmehr derſelbe zu beliebigem Behufe auf Verlangen entlaſſen werde. Es iſt jedoch Röckel ſolchen Falls bei ſeiner Entlaſſung ausdrücklich zu bedeuten, daß, in ſo fern er noch länger als 24 Stunden, von Zeit ſeiner Entlaſſung an gerechnet, oder ſpäter hierher im Königreiche Sachſen betreffen laſſen ſollte, er in die Strafanſtalt wieder eingeliefert werden würde."

Ich erklärte sofort, daß wenn diese Freilassung das Versprechen einer Auswanderung nach Amerika bedinge, ich dieselbe ablehnen müsse, da ich nicht die Absicht habe, Deutschland zu verlassen. Director Heink bemerkte jedoch, daß er keinerlei Auftrag habe, mir ein solches Versprechen abzunehmen und der betreffende Passus daher nur als eine, mich nirgendwie bindende Sache der Form zu betrachten sei, welche Versicherung auch der Aktuar und mehrere andere Oberbeamte, die ich zur größeren Fürsorge gegen etwaige nachträgliche Mißdeutungen befrug, mir wiederholten.

Der Nachmittag verging in den nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreise. Die vielen Bücher und Manuscripte konnte ich unmöglich sogleich mitnehmen; ich bat den Aufseher, sie mir nachzusenden, mußte aber später sehr energische Schritte thun, um die Aushändigung der Letzteren, die man erst durchsehen und sichten wollte, zu erlangen. Ich sollte Waldheim am nächsten Morgen mit dem ersten Zug verlassen, und noch spät Abends wurde ich zum Director geführt, um Abschied von ihm zu nehmen. Mit ganz eigenen Gefühlen trat ich zum Letztenmale dem Manne gegenüber, der während der jüngsten zehn Jahre die Leiden der Gefangenschaft für Tausende unnöthigerweise noch verschärft, viele Hunderte auf's grausamste mißhandelt und einer nicht kleinen Zahl dadurch das Leben abgekürzt hatte. Er ahnte, was in mir verging: das Gewissen oder auch die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil erwachte in ihm, und das Ende unserer Unterredung war, daß er mich mit auf-

gehobenen Händen inſtändig und wiederholt bat, ſeiner zu ſchonen!

Ich durfte ihm nicht verſprechen zu ſchweigen, und that es auch nicht.

Noch vor Sonnenaufgang am nächſten Morgen hatte ich, nach faſt dreizehnjähriger Gefangenſchaft, dieſe Mauern verlaſſen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von G. Varrentrapp in Frankfurt a. M.

# Berichtigung.

Der Leser wird gebeten, folgende Druckfehler und Versehen zu corrigiren.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 21, | Zeile | 3 | von oben | | statt: zu lies: an, |
| „ | 22 | „ | 6 | „ „ | — | „ hin lies: ihm, |
| „ | 34 | „ | 9 | „ unten | | „ aufhebenen l.: aufgehobenen, |
| „ | 36 | „ | 11 | „ „ | | statt: Erhebung Johann, |
| „ | 45 | „ | 2 | „ oben | | statt: unterwerfen l.: unterwerfen, |
| „ | 98 | „ | 5 | „ „ | — | „ von lies: von, |
| „ | 98 | „ | 3 | „ unten | — | „ seines lies: seins, |
| „ | 111 | „ | 10 | „ „ | — | „ herrschen lies: herrschenden, |
| „ | 338 | „ | 11 | „ „ | — | „ December 1852 lies: 1851. |

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN